

Predigten von
H.H. Prof. Dr. Georg May

1995

Herausgegeben von Hartwig Groll

www.glaubenswahrheit.org

Inhaltsverzeichnis

Über Ehe und Familie

(1) Über die Erhabenheit und gottgewollte Ordnung der Ehe (15.01.1995)	4
(2) Über die von Gott gegebene Aufgabe des Mannes in der Ehe (22.01.1995)	7
(3) Über die von Gott gegebene Aufgabe der Frau in der Ehe (29.01.1995)	10
(4) Über die Bedeutung der Gattenwahl (05.02.1995)	13
(5) Über die Zeit der Bekanntschaft vor der Ehe (12.02.1995)	16
(6) Über die Nachkommenschaft (19.02.1995)	19
(7) Über die Bedeutung des Kindersegens (26.02.1995)	22
(8) Über den Zweck der ehelichen Vereinigung (05.03.1995)	25
(9) Über Einwände gegen die kirchliche Ehelehre (12.03.1995)	28
(10) Über die Abtreibung (19.03.1995)	32
(11) Über Verfehlungen gegen die eheliche Treue (26.03.1995)	35
(12) Über die Bedeutung der Familie (02.04.1995)	38
<i>Zeugen der Auferstehung (Ostersonntag, 16.04.1995)</i>	<i>41</i>
<i>Herr, bleibe bei uns (Ostermontag, 17.04.1995)</i>	<i>43</i>

Die Sichtbarkeit der Kirche

(1) Über die äußere, sichtbare Gemeinschaft der Kirche (23.04.1995)	45
(2) Über die geistige Gemeinschaft der Kirche (30.04.1995)	49
(3) Über die nichtkatholischen Gemeinschaften (07.05.1995)	53
(4) Über die geschichtliche Entwicklung der Kirche (14.05.1995)	56
(5) Über die Sünde in der Kirche (21.05.1995)	60
<i>Durch Trübsale in das Reich Gottes (Christi Himmelfahrt, 25.05.1995)</i>	<i>64</i>
(6) Über die Gegner der Kirche (28.05.1995)	66
<i>Die Ausgießung des Geistes (Pfingstsonntag, 04.06.1995)</i>	<i>69</i>
<i>Das geheimnisvolle Wirken des Geistes (Pfingstmontag, 05.06.1995)</i>	<i>72</i>
<i>Zur Lage in den Ortskirchen (11.06.1995)</i>	<i>75</i>
(7) Über die Rechtsordnung in der Kirche (18.06.1995)	78
(8) Über das Amtsverständnis in der Kirche (25.06.1995)	82
(9) Über das Papstamt (02.07.1995)	86
(10) Über das Bischofsamt (09.07.1995)	90
(11) Über irrige Amtsauffassungen (16.07.1995)	94

Wesensmerkmale der Kirche

(1) Über den Begriff der Einheit (23.07.1995)	97
(2) Über Einigkeit und Einheitlichkeit (30.07.1995)	100
(3) Über das Gemeinschaftsprinzip in der Kirche (06.08.1995)	103
(4) Über die Heiligkeit der Kirche (13.08.1995)	107
<i>In den Himmel aufgenommen (15.08.1995)</i>	<i>110</i>
(5) Über die Katholizität der Kirche (20.08.1995)	112
(6) Über die Apostolizität der Kirche (27.08.1995)	115
(7) Die Kirche ist römisch-katholisch (03.09.1995)	118
<i>Im Kreuz ist Heil (01.10.1995)</i>	<i>121</i>

Die Sinne beherrschen

(1)	Über den Wert der inneren Abtötung (08.10.1995)	124
(2)	Über die Ordnung der menschlichen Sinne (15.10.1995)	126
(3)	Über die Ordnung der menschlichen Phantasie (22.10.1995)	129
(4)	Über die Ordnung des menschlichen Verstandes (29.10.1995)	132
	<i>Über die Verehrung der Heiligen (Allerheiligen, 01.11.1995)</i>	135
(5)	Über die Ordnung des menschlichen Willens (05.11.1995)	138
(6)	Über Segen und Gefahren der menschlichen Leidenschaft (12.11.1995)	141
(7)	Über Segen und Gefahren der menschlichen Liebe (19.11.1995)	144
(8)	Über die Ordnung der menschlichen Begierden (26.11.1996)	147
(9)	Über das Übel des menschlichen Hasses (03.12.1995)	150
(10)	Über die Ordnung der menschlichen Freude (10.12.1995)	152
(11)	Über die Ordnung der Leidenschaft und der Trauer (17.12.1995)	155
	<i>Historische Zeugnisse der Geburt Christi (24.12.1995)</i>	158
	<i>Menschwerdung und Geburt Gottes (Weihnachten, 25.12.1995)</i>	160
	<i>Stephanus, Blutzzeuge des Neuen Bundes (26.12.1995)</i>	163
	<i>Für Wohltaten danken (31.12.1995)</i>	166
	<i>Das Leben mit Vertrauen wagen (01.01.1996)</i>	168
	<i>Anbetung der Weisen (06.01.1996)</i>	170
(12)	Über die Ordnung der menschlichen Hoffnung (07.01.1996)	172
(13)	Über die Ordnung des menschlichen Mutes (14.01.1996)	175
(14)	Über die Gefahren des menschlichen Zornes (21.01.1996)	178
(15)	Über die Bedeutung der Beherrschung der Sinne (28.01.1996)	181

Prof. Dr. Georg May

Über Ehe und Familie (1)

(Über die Erhabenheit und gottgewollte Ordnung der Ehe)

15.01.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wenn der Priester zu Beginn der heiligen Messe zum Altar hinaufsteigt, betet er still ein Gebet, das lautet: „Herr, nimm von uns alle Sünden, damit wir mit reinem Herzen in dein Heiligtum eintreten!“ Wenn wir heute von einem anderen Heiligtum sprechen, dem Heiligtum der Ehe, dann müssen wir dieselbe Bitte an Gott richten: „Reinige meine Gedanken, reinige meine Lippen, reinige unsere Herzen, damit wir mit reinem Herzen, mit lauterem Sinne von dem Heiligtum sprechen, das wir die eheliche Gemeinschaft nennen!“

Was man heute allerorten von der Ehe sieht und hört, das ist alles andere als heilig und erhaben. Aber wir wollen uns von der allgemeinen Verführung und Herabziehung dieses Heiligtums nicht anstecken lassen, sondern mit reinem Herzen und mit heiligem Sinn den Schöpfungsgedanken Gottes über der Ehe nachspüren. Denn Gottes Allmacht hat die Ehe geschaffen, seine Weisheit hat sie geordnet und seine Güte hat sie gesegnet.

Die erste Wahrheit lautet: Gottes Allmacht hat die eheliche Gemeinschaft geschaffen. Und da beginnt schon der Einwand, und da beginnt schon die Schwierigkeit, meine lieben Freunde, denn wer nicht mehr an die Schöpfung Gottes, auch an die Erschaffung der Ehe, glaubt, wie soll der zu der Überzeugung geführt werden, daß Gottes Wille über der Ehe steht, daß die Ehe nicht zur Disposition des Menschen steht, sondern daß sie seiner Verfügung entrückt ist, weil Gott schon über die Ehe verfügt hat? Gottes Allmacht hat die Ehe geschaffen. In der Ehe verbinden sich zwei Menschenwesen, die die Menschennatur in völlig gleicher Weise besitzen und doch auf verschiedenartige Wesen aufgeteilt. Das beginnt mit dem körperlichen Leben. Mann und Frau sind ohne jeden Zweifel in bezug auf den Körper volle und ganze Menschen, mit keiner Minderung und mit keiner Ausschließung. Aber ihr körperliches Befinden, ihre körperliche Beschaffenheit ist verschieden. Und diese Verschiedenheit setzt sich fort in der Seele. Die Frau besitzt eine genauso unsterbliche Seele wie der Mann, aber ihre seelische Artung ist verschieden von der des Mannes. Das kann man schon erleben, wenn man im beruflichen Bereich mit Frauen zusammenarbeitet. Frauen sind stärker auf das Persönliche, Männer mehr auf das Sachliche ausgerichtet, das ist ein ganz tiefer Wesensunterschied zwischen der Psyche der Frau und der des Mannes.

Um nun diese beiden Wesen, die nach Gottes Willen verschieden sind und einander zur Ergänzung dienen sollen, zusammenzufügen und zusammenzuhalten, hat Gott die stärkste Macht aufgeboten, die es auf Erden gibt, die Macht der Liebe. Ach, Liebe, meine lieben Freunde, das am meisten geschändete Wort in allen Sprachen! Liebe ist hier im vollen Sinne gemeint mit allen ihren Stufen als begehrende, als schenkende und als dienende Liebe. Keine darf fehlen, jede muß durch die andere erhoben und geadelt sein. Die eheliche Liebe soll nach Gottes Plan fruchtbar sein. Um dem Menschengeschlecht Bestand zu sichern, hat Gott den Menschen an der Erhaltung und Fortpflanzung beteiligt. Anders als bei den Engeln; als er die Engel schuf, sprach er: „Werde!“, und sie standen da. Der Mensch soll nach Gottes Willen an der Schöpfung neuer Wesen beteiligt werden. Das ist sein allmächtiger Gedanke über der Ehe, daß der Mensch Mithelfer an dem Werk der Fortpflanzung sein soll.

Die Gedanken des Schöpfers über der Ehe sind erhaben. Sie bedürfen aber des Schutzes, der Sicherung, und deswegen hat Gott in seiner Weisheit die Ehe geordnet. Das erste Ordnungsprinzip, das über der Ehe steht, lautet: Liebe. Ich sage aber noch einmal, es ist eine Liebe, die von dem, was heute unter diesem Begriff geht, total verschieden ist. Es ist eine Liebe, die sich in mehreren Stufen aufbaut und wo jede niedrigere Stufe überformt sein muß von der höheren. Um Mißverständnisse zu vermeiden, spräche man vielleicht besser von Wohlwollen, Hingabe und Selbstlosigkeit. Es ist eine Liebe, die unteilbar und unwiderruflich ist. Die eheliche Liebe gebührt nur den Gatten, und sie gebührt ihnen für immer. Es ist das Normale, daß diese Liebe Menschen zusammenführt. Es muß nicht so sein. Man kann sich auch heiraten aus Vernunftüberlegungen, und das sind nicht die schlechtesten Ehen. Aber wenn man sich verheiratet hat, dann muß man lieben, denn die Ehe gebietet die Liebe. Es ist nicht notwendig, aus Liebe zu heiraten, aber es ist notwendig, als Verheirateter sich zu lieben. Das ist Gottes erster Ordnungsgedanke über der Ehe. Innerhalb der Ehe haben Mann und Frau die gleichen Rechte und die gleichen Pflichten. Der Apostel Paulus hebt diese Gleichberechtigung hervor im Hinblick auf die eheliche Einung: „Der Frau leiste der Mann die eheliche Pflicht, ebenso die Frau ihrem Mann. Die Frau hat keine Gewalt über ihren Leib, sondern der Mann; ebenso hat auch der Mann kein Recht über seinen Leib, sondern die Frau.“ Das ist aber nur ein Auszug aus der allgemeinen, grundsätzlichen Gleichheit von Rechten und Pflichten zwischen Mann und Frau in der Ehe als dem zweiten Ordnungsgedanken Gottes. Dem steht nicht entgegen, daß der Apostel an einer anderen Stelle von einer Über- und Unterordnung spricht, etwa im 1. Korintherbrief: „Ihr müßt wissen, daß das Haupt eines jeden Mannes Christus ist, das Haupt der Frau aber ist der Mann.“ Oder im Epheserbrief: „Ordnet euch einander unter in der Ehrfurcht vor Christus! Die Frauen sollen ihren Männern untertänig sein wie dem Herrn; denn der Mann ist das Haupt der Frau, wie Christus das Haupt der Kirche ist, er, der Erlöser seines Leibes.“ Das sind Sätze, meine lieben Freunde, die heute in der Kirche weitgehend unterschlagen werden, die von manchen als peinlich empfunden werden, die man übergeht und ausklammert. Aber sie sind Bestandteil der Heiligen Schrift. Ich bin außerstande, diesem Trend zu folgen, sondern sehe mich unter dem ehernen Gesetz, das zu verkünden, was in der Offenbarung enthalten ist.

Freilich, wenn man diese Worte von der Über- und Unterordnung richtig versteht, dann verlieren sie allen Schrecken. Es steht nichts entgegen, daß ein Mann seiner Frau, überzeugt von deren Argumenten, sich unterordnet. Die Überordnung ist eine Möglichkeit und ein Recht, aber auf die Nutzung eines Rechtes kann man verzichten, von einem Recht muß man nicht Gebrauch machen. Außerdem ist dieses Recht der Überordnung des Mannes durch die Liebe geprägt; denn wenn jemand seine Frau so liebt, wie der Herr es von ihm verlangt, dann tut die Überordnung des Mannes der Frau überhaupt nicht weh. Und wie soll denn der Mann seine Frau lieben? „Liebet eure Frauen so, wie Christus die Kirche geliebt hat!“ Ja, wie hat er denn die Kirche geliebt? Mit einer Liebe bis zum Tode, durch die Aufopferung seiner selbst, durch die Hingabe seines Lebens. Wenn ein Mann solche Liebe hat, wie soll denn da die Überordnung irgendeine Beschwernis für die Frau bedeuten? Es steht auch nichts entgegen, daß man die Überordnung als Möglichkeit des Stichtenscheides erklärt. Was ist ein Stichtenscheid? Ein Stichtenscheid ist eine Lösung in Fällen, wo Ansicht gegen Ansicht steht; um überhaupt zu einer Entscheidung zu kommen, soll jemand dann den Ausschlag geben, und das könnte, auf die Beziehung zwischen Mann und Frau angewendet, der Mann sein. Der Stichtenscheid. In der deutschen bürgerlichen Gesetzgebung hatte früher die biblische Verkündigung sich niedergeschlagen. Das ist inzwischen beseitigt. Was geschieht heute, wenn sich Mann und Frau nicht einigen können und vor Gericht ziehen? Es gibt keinen Stichtenscheid inner halb der Ehe mehr, sondern es entscheidet eine fremde Instanz, nämlich der Familienrichter. Der greift in die Ehe ein, und der führt den Willen des einen Gatten zum Ziel. Das ist viel schlimmer als ein Stichtenscheid des Mannes.

Lassen wir uns also nicht, meine lieben Freunde, durch falsche Reden von der Gleichberechtigung irreführen! Wer das biblische Zeugnis ernstnimmt und richtig versteht, hat gar keinen Anlaß, zu sagen, das sei zeitbedingt. Nach meiner Überzeugung ist es immer gültig und deswegen auch von uns zu verkünden.

Ein weiterer Ordnungsgedanke Gottes über der Ehe ist das Verbot jeder Eigenmächtigkeit in bezug auf die Weitergabe des Lebens. Wir werden über diesen Punkt noch zu sprechen haben. Aber

eines ist sicher, daß im Ordnungswillen Gottes der heilige Ehezweck der Fortpflanzung die erste Stelle einnimmt. Der letzte Ordnungsgedanke Gottes über der Ehe ist die Unverbrüchlichkeit der Treue. Das Gebot vom Sinai lautet: „Du sollst nicht ehebrechen!“ Und dieses Gebot ist immer gültig und von Gott als Krönung seines Schöpfungswerkes gegeben. Wenn sich die Menschen nur an den Ordnungsgedanken Gottes ausrichten würden! Kommt denn, meine Freunde, die Ehekrise unserer heutigen Zeit daher, daß die Menschen sich an Gottes Gesetz gehalten haben, oder kommt sie daher, daß sie es übertreten haben? Die Antwort auf diese Frage kann nur lauten: Die Ehekrise der Gegenwart kommt von der Mißachtung, von der ständigen, millionenfachen Mißachtung des Willens Gottes über der Ehe. Die Menschen glauben es sich leichter und angenehmer machen zu können, wenn sie Gottes Ordnungsgedanken über der Ehe mißachten. Das Gegenteil ist eingetreten; sie haben es sich schwerer gemacht, sie haben es sich vor allen Dingen verscherzt, daß ihre Ehen von Gottes Ordnungsgedanken getragen und geheilt werden.

Gottes Allmacht hat die Ehe geschaffen, Gottes Weisheit hat sie geordnet, und Gottes Güte hat sie gesegnet. Wenn Christen eine Ehe schließen, sind es ja nicht mehr bloß zwei Menschen, die sich zusammenfinden. Es sind zwei Gotteskinder. Es sind Wesen, die durch die Gnade und Wahrheit Gottes ergriffen sind, die die Erkenntnis des Rechten haben und die Kraft zu seiner Vollbringung zu empfangen geneigt sind. Und diese Kraft wendet ihnen Gott zu, indem er die Ehe zu einem Sakrament erhoben hat. Die Ehe soll etwas so Heiliges sein wie das Priestertum; sie soll etwas so Heiliges sein wie die Taufe oder wie die Buße. Die Ehe soll das heilige Zeichen einer heiligen Sache sein, denn das ist ein Sakrament: ein heiliges Zeichen einer heiligen Sache. Sie weist nämlich hin auf den Bund zwischen Christus und der Kirche, und sie ist ein Sinnbild des Bundes zwischen Christus und der Kirche. Und sie vermittelt deswegen Gnaden, heiligmachende Gnade und aktuelle Gnaden, darunter auch Gnaden der Heilung. Ich habe mich immer gegen die Reden von unheilbar zerrütteten Ehen gestäubt. Nach meiner Überzeugung gibt es keine unheilbar zerrütteten Ehen; es gibt nur Ehen, wo sich die Menschen nicht bekehren wollen. Die gibt es allerdings. Es gibt auch keine gescheiterten Ehen, sondern es gibt nur Ehen, wo sich einer oder beide nicht bekehren wollen. Wenn sie sich an die Gnaden des Sakramentes erinnern, dann ist ein Neubeginn möglich, eine Generalbeicht, eine Osterkommunion wie damals auf dem roten Kissen vor dem Altar. Das ist Neubeginn, das ist Neugeburt einer Ehe.

Gottes Güte hat auch die Frucht der Ehe gesegnet. Wir wissen, wie hoch Gott das Kind erhoben hat. Jedes Kind ist ein Brüderchen oder ein Schwesterchen des Krippenkindes. Jedes Kind ist geweiht und geheiligt, ein Geschenk Gottes von unendlichem Wert. Schließlich - und da ist der heutige Sonntag ja eine Erinnerung - hat Christus seine öffentliche Tätigkeit begonnen bei einer Hochzeit. Er hat, als er an der Hochzeit von Kana teilnahm, die frohen und lichten Stunden der Ehe gesegnet. Er hat aber auch am Kreuze auf Golgota die dunklen und schweren Stunden der Ehe gesegnet. An uns, an Euch, meine lieben Freunde, ist es, die Schöpfungs-, Weisheits- und Gütegedanken Gottes über der Ehe aufzunehmen, die Ehe zu gestalten zu einem Abbild der Verbindung Christi mit der Kirche, ein Werk daraus zu machen, das vor Gott Bestand hat und das uns den Weg in den Himmel bahnt.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über Ehe und Familie (2)

(Über die von Gott gegebene Aufgabe des Mannes in der Ehe)

22.01.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Am vorigen Sonntag, an dem das Evangelium von der Hochzeit zu Kana verlesen wird, haben wir begonnen, über die Ehe nachzudenken. Wir haben uns die eheliche Gemeinschaft in ihren Grundzügen vor Augen geführt und wollen nun daran gehen, die Ehegatten zu betrachten, heute den Ehemann. Um dieses Thema zu behandeln, habe ich einen Vers aus dem 1. Briefe des einzigen Apostels ausgewählt, von dem wir mit Sicherheit wissen, daß er verheiratet war, nämlich aus dem 1. Brief des Apostels Petrus. Er hat den Ehegatten in diesem Brief einen einzigen Vers gewidmet, aber dieser Vers ist gefüllt mit Inhalt. „Ihr Männer“, so heißt es da, „seid verständig im Verkehr mit euren Frauen als dem schwächeren Teil! Erweist ihnen Achtung, denn sie sind mit euch Erben der Gnade des Lebens. Dann wird euer Gebet nicht behindert sein.“ In diesen wenigen Worten ist ein dreifacher Aufruf an den Ehegatten enthalten, nämlich ein Appell an den Ehegatten als Mann, ein Appell an den Ehegatten als Ritter und ein Appell an den Ehegatten als Christ.

Der erste Appell an den Ehegatten ist an ihn als Mann gerichtet. „Ihr Männer, seid verständig mit euren Frauen als dem schwächeren Teil!“ Die Frauen hören es nicht so gern, wenn von ihnen als dem schwächeren Teil gesprochen wird. Aber der Sinn dieser Redeweise im Munde des Apostels - als inspiriertes Gotteswort - ist klar: Die Frau ist zarter als der Mann, sie ist körperlich und seelisch nicht so robust wie der Mann. Das ist gemeint mit dem „schwächeren Teil“. Es besagt nicht, daß die Frau nicht viele Eigenschaften, Qualitäten und Anlagen hat, in denen sie sich als stärker erweist, etwa in ihrer Leidenschaft. „Ihr Männer, seid verständig im Umgang mit euren Frauen!“ Hier ist ein Appell an die Kraft des Mannes gerichtet, die man die Vernunft nennt. Und die Vernunft zerfällt in den Verstand und in den Willen. Der Mann soll als Ehegatte die Vernunft bewahren. Das bedeutet ein Dreifaches: Einmal muß er mit der Vernunft erkennen, daß er dazu aufgerufen ist, durch Arbeit den Unterhalt für seine Frau und seine Kinder zu erwerben. Der Mann ist für die Arbeit geschaffen, für die Leistung; und dem Manne ist die Pflichterfüllung aufgetragen. Eine Frau kann von ihrem Manne erwarten, daß er durch Arbeit den Unterhalt für seine Familie verdient. Das ist eine klare Forderung der Vernunft. Dazu hat Gott ihm seine körperliche Kraft und seine seelischen Befähigungen gegeben, daß er durch Arbeit den Unterhalt für seine Familie beschafft.

Die Vernunft lehrt ihn aber auch an zweiter Stelle die Gerechtigkeit. Er vermag mit der Vernunft zu begreifen, daß man von einem anderen nicht etwas erwarten kann, nicht erwarten soll, was man selbst zu leisten nicht gewillt ist. Die Vernunft fordert vom Manne Gerechtigkeit, Gerechtigkeit zuerst im Verhältnis zu seiner Frau. Und diese Gerechtigkeit drückt sich darin aus, daß der Mann der Frau etwas gewähren muß, bevor er etwas von ihr verlangt. Der selige Adolf Kolping hat einmal das schöne Wort gesagt: „Wenn der Mann will, daß seine Frau eine sehr gute Frau sei, dann sei er zuerst ein sehr guter Mann; und wenn eine Frau will, daß ihr Mann ein sehr guter Mann sei, dann sei sie zuerst eine sehr gute Frau! Jeder muß zuerst anfangen, und keiner darf auf den anderen warten, sonst kommen beide zu spät, viel zu spät!“ Wie klug hat der Gesellenvater Kolping hier gesprochen! Er lebte ja mitten unter dem Volke und kannte seine Gesellen und deren Familien. Er wußte, wenn der eine mit dem Gutsein auf den anderen wartet, dann kommt es nie zu einer wahren, gerechten Ehe, sondern jeder muß von sich aus anfangen, gut zu sein, ohne auf den anderen zu warten, um in dem anderen das

Gutsein gleichsam aufzuwecken. Nichts weckt das Gutsein des anderen leichter auf als das eigene Gutsein.

Die Vernunft lehrt den Mann an dritter Stelle die Besonnenheit. Sie zeigt ihm, daß Raschheit, Übereiltheit, Unbesonnenheit nur Unfrieden und Unordnung in eine Familie bringen. Wo die Vernunft einen Mann beherrscht, da ist er in seinen Handlungen, in seinen Reden, in seinen Planungen besonnen. Er hat sich also vorher über das, was er tun oder sagen will, Rechenschaft gegeben, und dann redet und dann handelt er. Die Besonnenheit vermeidet den Streit. Der Streit ist Gift für eine Familie, der Streit ist Gift auch für eine Ehe. Nichts richtet eine Gemeinschaft so leicht zugrunde wie unbesonnener Streit. Ein alter, kluger Pfarrer gab beim Brautunterricht, den er für die angehenden Eheleute hielt, immer den Rat: „Wenn es zwischen Ihnen zu einem Wortwechsel kommt, wenn Streit auszubrechen droht, dann sagen Sie zueinander: Wir wollen den Streit auf übermorgen vertagen. Nach zwei Tagen werden Sie die Sache nicht mehr als wichtig ansehen, womöglich haben Sie sie inzwischen ganz vergessen.“ Ein wie kluger Rat! Durch Besonnenheit, von der Vernunft gelenkt, den Streit zwischen Gatten vermeiden. In der deutschen Armee gab es eine weise Anordnung. Man durfte sich beschweren über einen Vorgesetzten, aber, so hieß es in der Anordnung, man solle erst eine Nacht über der Beschwerde schlafen. Und wenn man dann am anderen Tage die Beschwerde noch als angebracht ansehe, dann solle man sie vorbringen. Wie weise ist dieser Rat auch, wenn man ihn auf die Familie, wenn man ihn auf die Gatten anwendet. Ein Appell an den Ehegatten als Mann.

Ein Appell aber auch an den Ehegatten als Ritter. „Ihr Männer, seid verständig im Umgang mit euren Frauen! Erweist ihnen Achtung!“ Es war immer das Ziel und das Kennzeichen des mittelalterlichen Ritterideals, daß der Mann, der zum Ritter geschlagen wurde, Zucht und Maß in seinem ganzen Leben gelobte und bewies. Die Eigentümlichkeit des deutschen Rittertums des Mittelalters sind Zucht und Maßhalten auf allen Gebieten. Wo und wann sind Zucht und Maßhalten notwendiger als in einer Gemeinschaft, die so innig, so nah und so eng ist wie die Ehe? Hier kommt auf Zucht und Maßhalten beinahe alles an. Die unaufhörliche Arbeit an sich selbst, die eben zur Zucht und zum Maßhalten führt, darf dem Manne, darf dem Ehegatten nicht abgenommen werden. Es gibt ein bekanntes Buch über den Umgang mit Menschen, von Knigge. In diesem Buch stehen manche Weisheiten, unter anderem auch die: „Wenn du willst, daß deine Frau dich vor allen anderen ehren und lieben soll, dann verlaß dich nicht darauf, daß sie es dir am Altare versprochen hat, sondern biete alle Kräfte auf, daß du besser seiest als jeder andere, und das in jeder Hinsicht!“ Ein wie kluger Rat des Herrn von Knigge! Wenn du willst, daß deine Frau dich über allem ehren und lieben soll, dann trachte danach, daß du besser bist als jeder andere, und zwar in jeder Hinsicht! Das gehört zum Ideal des Ritters, daß er unermüdlich an sich selbst arbeitet, daß er die eigenen Leidenschaften erkennt und niederhält und überwindet, daß er die Tugenden herausarbeitet, auf die jede Gemeinschaft, am meisten aber natürlich die Ehe, angewiesen ist. Zum ritterlichen Ideal gehört aber auch der Schutz. Die Ritter verpflichteten sich zum Schutz der Schwachen, Bedrängten und natürlich erst recht der Frauen. Der Mann, der das ritterliche Ideal in seiner Ehe verwirklichen will, muß ein Schützer seiner Frau sein. Dieser Schutz kann extreme Formen annehmen, etwa in Zeiten des Krieges, wo sich mancher Mann vor seine Frau gestellt und dadurch den Tod erlitten hat. Der Schutz ist aber auch im täglichen Leben zu leisten, etwa angesichts von Schwächen der Frau. Wie leicht wird sie das Opfer von Klatschsucht, übler Nachrede! Dann muß ein Mann sich schützend vor seine Frau stellen. Er muß ein Schutz seiner Gattin sein. Das verlangt seine ritterliche Pflicht. Am meisten aber wird der Mann das ritterliche Ideal erfüllen, wenn er seine Frau ehrt, wenn er ihr Ehrerbietung erweist. „Erweist ihnen Achtung!“, so heißt es im 1. Petrusbrief, und Achtung ist ja etwa dasselbe wie Ehrerbietung. Der Mann muß also - für die ganze Dauer seines Ehelebens! - mit Achtung und Ehrerbietung seiner Frau gegenüberstehen. Die Kaiserin Maria Theresia, die ihrem Manne 16 Kinder geboren hat, hat einmal an eine ihrer Töchter geschrieben: „Die törichte Liebe vergeht, aber man muß sich gegenseitig achten und ehren!“ Achten und ehren ist nicht immer leicht, wenn man so intim zusammen ist, wie es in der Ehe der Fall ist, wo man sich bis ins letzte kennt. Und gerade deswegen ist es so notwendig, Achtung und Ehrerbietung zu bewahren, damit man sich nicht gemein macht, damit die Ehe nicht im Schlamme versinkt, damit nicht das Schäßige, Niedrige im Menschen die Oberhand gewinnt, daß man sich nicht im Schmutz findet. Die Ehrung und die Achtung muß der Mann seiner Gattin erweisen bis zum Ende des Lebens.

„Wenn du willst, daß nicht andere deine Frau ehren, dann mußt du sie ehren“, schreibt einmal der heilige Chrysostomus, der offenbar auch ein Kenner der Menschen und der Ehen war. Wenn du deine Frau ehrst, hat sie es nicht nötig, von anderen geehrt zu werden. Damit deutet er auf eine Gefahr. Wenn ein Mann gleichgültig wird gegenüber seiner Frau, wenn er rücksichtslos und teilnahmslos wird, dann besteht die Gefahr, daß die Frau die vermißte Ehre dort sucht, wo sie sie nicht suchen darf.

Der dritte Appell geht an den Christen im Mann. „Ehret eure Frauen, denn sie sind Miterben der Gnade des Lebens!“ Das ist also die tiefste Verbindung zwischen den Gatten, die Gemeinschaft mit Gott. Sie haben sich ja am Altare nicht nur in einem menschlichen Vertrag gebunden, sondern sie haben sich am Altare durch Gott und mit Gott zu einem immerwährenden Bunde zusammengeschlossen. Die tiefste Vereinigung der Gatten ist jene, die in Gott gründet. Und diese Gemeinschaft müssen sie auch pflegen. Sie bewähren sie im gemeinsamen Gebet, im gemeinsamen Sakramentenempfang, auch in der gemeinsamen Erinnerung, nicht nur an die Taufe, sondern an jenen Tag, wo sie vor dem Altare standen und knieten und sich gegenseitig Treue, unverbrüchliche Treue, gelobten. Diese Gemeinschaft ist die tiefste, und sie muß immer wieder ins Gedächtnis gerufen werden, damit man sich nicht allmählich voneinander entfernt. Die Gemeinschaft in Gott läßt sich wunderbar ausdrücken mit dem schönen Satz: „Ein Weg, auf dem wir ziehen, ein Gott, vor dem wir knien, ein Himmel dir und mir.“ Ja, diese Gemeinschaft in Gott hier auf Erden ist nur ein Anfang. Sie soll sich fortsetzen und vollenden in der Ewigkeit. Die Frauen sind Miterben der Gnade des Lebens. Über ihnen liegt der Schimmer, der Glanz der ewigen Herrlichkeit. Mann und Frau sind geschwisterlich verbunden durch das gemeinsame Harren auf die Vollendung in der Ewigkeit. Wenn der Mann das bedenkt, dann wird er mit Ehrfurcht vor seiner Frau stehen, dann wird er ihr mit Ehrfurcht begegnen, dann wird er begreifen, daß die Frau nicht die Spielpuppe des Mannes ist.

Die Gemeinschaft auf Erden wird einmal abgebrochen. Die Ehe ist ja nur für diese Weltzeit eingerichtet. Sie dient der Fortpflanzung und der Erhaltung des Lebens. Wenn nicht mehr gestorben wird, dann braucht auch nicht mehr geboren zu werden, und in der Ewigkeit wird nicht mehr gestorben. Deswegen ist dort die Ehe hinfällig geworden. Wenn die Ehe aber eine Gemeinschaft für diese Zeit ist, dann teilt sie das Schicksal dieser Zeit, und dies ist in dem Wort zusammengefaßt: Die Gestalt dieser Welt vergeht. Und deswegen kann sogar der Apostel Paulus einmal mahnen: „Diejenigen, die Frauen haben, seien wie solche, die keine haben!“ Eine unüberhörbare Aufforderung auch zur Enthaltensamkeit. Diejenigen, die Frauen haben, sollen sein wie solche, die keine haben. Die Ehe, wie jede irdische Wirklichkeit, mahnt durch ihre Vergänglichkeit den Menschen, sie in der rechten Weise zu gebrauchen. Es gibt ein versprengtes Jesuswort, das nicht in den Evangelien steht, und dieses Wort lautet: „Die Welt ist eine Brücke. Gehe hinüber, aber baue dein Haus nicht auf ihr!“ Ja, die Welt, auch die Ehe, ist eine Brücke. Gehe hinüber, aber baue dein Haus nicht auf ihr! Das gibt dem Manne die nötige Distanz auch gegenüber seiner Gattin, die nötige Distanz auch im intimen Bereich der Ehe. „Ein jeder“, so mahnt der Apostel Paulus, „soll seine Frau in Ehrbarkeit und Heiligkeit besitzen, nicht in wilder Leidenschaft wie die Heiden, die Gott nicht kennen.“

Dreifach, meine lieben Freunde, ist der Appell, der von dem Worte des Apostels Petrus an die Gatten ausgeht: Ein Appell an den Mann, ein Appell an den Ritter und ein Appell an den Christen. Im Laufe der Kirchengeschichte - und das muß ja auch einmal gesagt werden - haben viele, haben zahllose Männer sich bemüht, diesen dreifachen Appell zu hören und nach ihm zu leben, haben ihr Leben ausgerichtet nach diesem dreifachen Aufruf, nämlich die Frau in einer Weise zu betrachten, wie sie Petrus fordert. „Ihr Männer, seid verständig im Umgang mit euren Frauen als dem schwächeren Teil! Erweist ihnen Ehre und Achtung, denn sie sind Miterben der Gnade des Lebens.“ Lebt mit euren Frauen als wahre Männer, als echte Ritter und als lebendige Christen!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über Ehe und Familie (3)

(Über die von Gott gegebene Aufgabe der Frau in der Ehe)

29.01.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Kurze Zeit vor seinem Martertod hat der Apostel Petrus einen Brief an die Gemeinden in Kleinasien geschrieben, worin er auch ein Wort an die Frauenwelt richtet. Wir haben am vergangenen Sonntag gesehen, daß in diesem Brief ein einziger Satz den Männern gilt. Aber mehrere Sätze finden sich in diesem Brief, die an die Frauen gerichtet sind, an die Gattinnen. Wie war es damals? Die Frauen waren die ersten, welche die Heilsbotschaft von Christus Jesus angenommen haben. Nicht alle Männer folgten ihnen auf dem Weg ins Christentum. Diejenigen, die sich dem Worte Gottes verschlossen, waren selbstverständlich leicht mißtrauisch gegen den Glauben ihrer Frauen, und die Frau mußte versuchen, sie von der Qualität und Güte ihres Glaubens zu überzeugen.

Die Situation hat sich nicht allzu viel gewandelt. Trotz aller Änderungen, die in den vergangenen Jahrhunderten und Jahrzehnten sich zugetragen haben, ist auch heute noch die Frauenwelt aufgeschlossener für die Religion als die Männerwelt. Auch heute noch bilden in unseren Gemeinden die Frauen die Mehrzahl der treuen, zuverlässigen, frommen Gottesdienstbesucher. Die Männer sind zu einem erheblichen Teil anders eingestellt. Deswegen ist es auch heute die Aufgabe der Frauen, ihre Männer zu gewinnen, zu gewinnen für die Wertschätzung der heiligen Religion, zu gewinnen für die Praxis des religiösen Lebens, zu gewinnen für ein einträchtiges Eheleben aus dem Glauben.

Der Apostel Petrus mahnt die Frauen, es als ihre höchste und schönste Bestimmung anzusehen, die Männer für ein gläubiges, zuverlässiges, eifriges religiöses Leben zu gewinnen. Wie sollen sie das anstellen? Er spricht dazu von den Waffen der Frau und von dem Schmuck der Frau. Die Waffen, die er der Frau in die Hand legt, sind andere, als sich mancher vielleicht vorstellt. Die Frau soll nicht unaufhörlich auf den Mann einreden. Das hat in der Regel wenig Wirkung, kann sogar das Gegenteil bewirken, weil der Mann sich gegen dieses lästige Auf-ihn-Eindringen zur Wehr setzt und erst recht verhärtet gegen die heilige Religion. Es sei nichts gegen das Wort gesagt. Worte sind wichtig und notwendig, wenn es die rechten Worte sind, wenn sie zur rechten Zeit gesprochen sind. Aber Worte allein genügen nicht, sondern Petrus fordert die Frauen auf, ihre Männer zu gewinnen durch ihren Wandel. Das Beispiel redet lauter als die Worte. Es predigt vor allen Dingen eindringlicher als Worte. In der Ehe fallen ja alle Hüllen. Hier kennt man sich, wie man sich sonst nirgends und niemals kennenlernt. In der Ehe durchschaut einer den anderen bis in die letzten Tiefen. Deswegen ist es entscheidend, daß die Frau, wenn diese Tiefen bloßliegen, ein Wesen zeigt, das dem Manne anziehend, erwärmend und gewinnend vorkommt.

Wie soll der Wandel nach dem Apostel Petrus ausgerichtet sein, um den Mann zu gewinnen? Er beginnt mit der Dienstwilligkeit. Eine Gattin muß dienstwillig, fleißig, unermüdlich und rastlos tätig sein. Sie muß ihr Haus in Ordnung halten. Das ist eine unbedingte Voraussetzung für alles, was darauf aufbaut. Die Frau muß in dienstwilligem Gehorsam ihre Pflicht im Haus gegenüber dem Gatten und gegenüber den Kindern tun. Diese Aufgabe ist so beanspruchend, daß ich mich manchmal frage, wie es möglich sein soll, neben ihr noch einen vollen auswärtigen Beruf auszuüben, ob das nicht eine Zeitverirrung ist, die die Frau unbedingt aus dem Haus herausnehmen will, um sie in einen Beruf hineinzuzwängen, wo dann der Schaden selbstverständlich dem Haus, dem Gatten und den Kindern

zufällt. In jedem Falle: Petrus fordert die dienstwillige Bereitschaft der Frau, ihr Haus und ihre Familie in Ordnung zu halten.

An zweiter Stelle verlangt er einen lautereren Wandel. Lauter ist ein Wandel, wenn er rein ist. Rein im umfassenden Sinne ist ein Wandel, wenn er selbstlos, ehrlich, von sittlichen Grundsätzen geprägt ist. Rein heißt frei von aller Beimischung des Bösen, frei von aller Beimischung der Selbstsucht. Die Frau soll ihren Dienst verrichten mit lauterem Herzen. Alles was Unehrllichkeit, Verstecktheit, Doppelleben bedeutet, muß dem Wandel der Frau fern sein. Ihr Leben muß durchsichtig wie eine Quelle sein, dann ist es lauter nach dem Willen des Apostels Petrus.

Und schließlich das Dritte: Er verlangt als Waffe der Frau, daß sie in heiliger Gottesfurcht lebt. Ach, meine lieben Freunde, das ist ein Begriff, der aus dem Sprachschatz der nachkonziliaren Kirche weitestgehend verbannt ist. Gottesfurcht - wer spricht heute von Gottesfurcht? Die Briefe der Apostel sprechen davon. Wir müssen ihre Botschaft hören und aufnehmen. Es ist damit die heilige Gottesfurcht gemeint, nicht die knechtische Furcht, die nur aus Angst vor der Strafe das Böse meidet, sondern die heilige Ehrfurcht, die es aus Liebe zu Gott ablehnt, etwas zu tun, was Gott betrüben könnte; diese heilige Scheu, irgendwie Gott zu kränken, ihm zu nahe zu treten, ihn zu beleidigen. Diese heilige Scheu muß in der Frau sein. Das bedeutet einen sittlichen Wandel in jedem Bezug, im Denken, im Reden und im Tun. Heilige Gottesfurcht muß sie durchdringen. Wir beten immer, wenn wir die heilige Messe von einer heiligen Frau feiern: „*Confige timore tuo carnes meas*“ - Durchbohre mein Fleisch mit der Furcht vor dir! Wahrhaftig, das ist ein Gebet für die Frauen. Durchbohre mich mit der Furcht vor dir, mit heiliger Gottesfurcht, die sich scheut, das Böse zu tun, aus Liebe zu dem heiligen, gewaltigen Gott! Das sind also nach Petrus die Waffen der Frau. Ihr Wandel soll den Mann für den christlichen Glauben gewinnen, der Wandel soll ihn überzeugen. Wenn sie dienstfertig ist, wenn sie lauter ihr Leben verbringt und wenn sie in heiliger Gottesfurcht lebt.

Er spricht aber auch vom Schmuck der Frau, und zwar sagt er zunächst, was diesen Schmuck nicht ausmacht. Der Schmuck einer christlichen Frau, so sagt Petrus, ist nicht eine kunstvolle Frisur, sind nicht kostbare Geschmeide, auch nicht prächtige Kleider. Wohlgermerkt, Petrus sagt nichts dagegen, daß eine Frau ihre Haare pflegt, er sagt nichts dagegen, daß sie sich schmückt, er sagt nichts gegen anziehende Kleider. Er sagt nur: Das ist selbstverständlich, das tun auch die Heiden, das ist noch nicht christlich. Und wir können sagen, all das ist notwendig. Eine Frau soll sich schmücken, sie soll sich pflegen, sie soll ordentlich und adrett daherkommen. Das ist sie sich, ihrem Gatten, ihren Kindern und ihrer Umgebung schuldig. Diese Dinge sind zweifellos gottgewollt und durchaus am Platze. Aber sie sind nur natürlich, sie sind noch nicht übernatürlich. Petrus fordert deswegen, daß die Frau sich schmücke mit übernatürlichen Schmuckgegenständen. Und was ist das? Er sagt, das ist ein innerliches, verborgenes Leben. Ein innerliches, verborgenes Leben. Das sind die Dinge, die man nicht sieht wie den Schmuck und die Frisur, sondern die im Herzen ruhen. Das ist die Herzensbildung. Das sind die Tugenden, die sich eine Frau erworben hat. Das macht ihren inneren Schmuck aus. Eine Frau soll geschmückt sein mit inneren Werten.

Innere Werte erwirbt man durch ständiges Bemühen. Wir alle kommen mit Schwächen und Fehlern auf die Welt, und leider Gottes vermehren wir sie oft noch im Laufe des Lebens. Deswegen bedarf es der immerwährenden Arbeit an sich selbst, um ein innerlicher, an inneren Werten reicher Mensch zu werden. Ich habe im Lauf meiner jahrzehntelangen Tätigkeit an der Universität auch viele Studentinnen kennengelernt und muß sagen, daß ich bei denen, die äußerlich nicht so anziehend waren, nicht selten höhere, bessere Charaktereigenschaften gefunden habe als bei den schönen. In jedem Falle verlangt Petrus, daß die Frau sich schmücke mit inneren Werten, und er nennt einen ausdrücklich, nämlich sie sollen sanften und milden Gemütes sein. Die Sanftmut ist ebenfalls eine vergessene Tugend. Heute heißt es: „Laß dir nichts gefallen!“ So spricht nicht der Mund Christi und seiner Apostel. Petrus fordert ein sanftes, mildes Gemüt. Was ist Sanftmut? Sanftmut ist der vernünftig geregelte Affekt des Zornes. Sanftmütig ist, wer aus Liebe zu Gott sich nicht aufregt, wenn ihm Unrecht geschieht. Der Sanftmütige schweigt und bleibt höflich und dienstfertig, auch bei erlittenem Unrecht. Wer sanftmütig ist, gewinnt den Zornigen, er bricht den Zorn. Und umgekehrt: Der Zornige fühlt sich bestätigt, wenn der andere ebenfalls zornig wird. Dann fühlt er sich in seinem Zorn gerechtfertigt.

Er kommt aber zur Einsicht, falls ein Funke von Vernunft und Edelmut in ihm ist, wenn er auf die Sanftmut des anderen stößt.

Das scheint nicht selten ein Grund für den Streit in den Ehen zu sein, daß zu viele - Männer wie Frauen! - Öl ins Feuer gießen, daß sie den Zorn mit Zorn beantworten, statt ihn mit Sanftmut zum Erlöschen zu bringen. Überhaupt muß man an die Tugend der Sanftmut noch einige andere Ermahnungen knüpfen. Dazu gehört auch, daß die Frauen die Männer in Ruhe lassen. Es gibt Frauen, die fortwährend auf ihre Männer einreden, die ihnen keine Rast gönnen, die sie mit allen Kleinigkeiten behelligen. Daß das die Männer unglücklich macht und zum Zorne reizt, ist gar keine Frage. Frauen haben, so scheint es, eine Begabung für die kleinen Dinge und manchmal auch für die kleinlichen Dinge. Und es scheint das fast manchmal eine Rache zu sein, daß sie sich an kleinlichen Dingen festbeißen, statt großmütig darüber hinwegzugehen.

Zur Sanftmut gehört auch das Nachgebenkönnen. Das richtet sich an beide Partner. Jeder muß nachgeben können, denn wie soll denn eine gemeinsame Aktion in der Familie zustandekommen, wenn jeder auf seinem, dem anderen widersprechenden Willen beharrt? Nachgiebigkeit ist von beiden verlangt. Aber man muß das der Frau besonders sagen, weil sie sich ja leicht vom Mann überfahren vorkommt und dann trotzig auf einer Position zu beharren geneigt ist. Nachgiebigkeit ist nicht Schwäche, meine lieben Christen, Nachgiebigkeit ist innere Stärke. Man besiegt nämlich das eigene Sich-durchsetzen-Wollen, man besiegt den Trotz, der in einem aufsteigt, man wird Herr über das eigene Sich-behaupten-Wollen. Es hat keinen Zweck, zu fragen: Warum soll ich nachgeben, wenn ich im Recht bin? Ja, wenn es der andere nicht einsieht?! Du kannst vielmals im Recht sein, aber wenn es der andere nicht einsieht, dann hilft es nichts, und wenn eine Gemeinsamkeit in der Ehe, in der Familie sein soll, dann muß einer von beiden nachgeben. Ich sage nicht, daß es der Klügere sein muß, sondern daß es der christlichere Gatte sein muß, der nachgeben soll.

Die Waffen der Frau und der Schmuck der Frau. Der Schmuck der Frau sind innerliche Werte, ist vor allem die Sanftmut. Viele Frauen haben sich diese Mahnungen des Apostels zu eigen gemacht und dadurch ihre Männer gewonnen. Vor wenigen Jahren besuchte ich mit dem lieben Herrn Stamm ein Klassentreffen, wo ich Mitschüler fand, die ich seit fast 50 Jahren nicht mehr gesehen hatte. Da war auch einer dabei, der mir durch seine Frömmigkeit auffiel. Ich sagte: „Lieber Peter, du hast dich doch früher überhaupt nicht religiös betätigt.“ „Das stimmt“, sagte er. „Na, und wie ist die Wendung eingetreten?“ „Das verdanke ich meiner Frau. Meine Bekehrung verdanke ich meiner Frau“, sagte er zu mir, der jetzt ein gläubiger und tieffrommer katholischer Mann ist. Die Frau hatte ihn durch ihren Wandel und durch den Schmuck ihrer Tugenden gewandelt. Solche Beispiele hat es von Anfang an in der Kirche gegeben. In alten lateinischen Inschriften aus dem 1. Jahrhundert wird das Bild solcher Frauen gezeichnet. Zum Beispiel in Syrakus: „Euskia, die etwa 25 Jahr makellos, gut und würdig lebte, starb am Feste meiner Herrin Luzia. An sie reicht kein Menschenlob, so christlich, so gläubig und vollkommen war sie. Sie hat ihrem Mann viel Gutes erwiesen.“ So hat ein Gatte seiner Frau auf das Denkmal geschrieben. Und ein anderer: „Flavius Crispinus weiht dieses Grabmal der Aurelia Anias, seiner wohlverdienten Gattin, die 28 Jahre alt geworden ist. 9 Jahre hatte ich sie zur Gattin in aller Liebe, ohne daß sie je meinem Herzen weh getan. Leb wohl, meine Teure, lebe in Frieden mit den Heiligen, lebe mit Christus!“ Diese herrlichen Zeugnisse sollten wir uns zu Herzen nehmen und uns bemühen, das Beispiel dieser frommen Gattinnen nachzuahmen. Wenn wir wieder Frauen haben, die die Ermahnungen des Apostels Petrus sich zu Herzen nehmen, die seine Waffen anwenden, um die Männer zu gewinnen, und die sich mit den Schmuckgegenständen ausstatten, die er empfiehlt, dann braucht uns um die Zukunft unserer Kirche nicht bange zu sein.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über Ehe und Familie (4)

(Über die Bedeutung der Gattenwahl)

05.02.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Die Krise der Ehe hat mannigfache Wurzeln. Manche Ursachen dieser Krise kommen von außen, andere von innen. Von außen kommt zum Beispiel die falsche Ehelehre des Protestantismus und die schlechte Ehegesetzgebung des von protestantischen Vorstellungen beherrschten Staates. Von innen, also aus den Gatten selber, kommt das charakterliche und sittliche Ungenügen. Viele Menschen gehen in die Ehe, ohne sich zu den Persönlichkeiten ausgebildet zu haben, die fähig sind, einen anderen anzunehmen, zu tragen und höherzuführen. Die Entscheidung über die Ehe fällt in der Kindheit und Jugend. Man geht als der in die Ehe, der man in der Kindheit und Jugend geworden ist. Leider sind viele, allzu viele nicht zu den Persönlichkeiten geworden, die geeignet sind, einen Ehegatten an ihrer Seite zu wissen, ihn zu ertragen und ihn zu bilden.

Nicht davon aber will ich heute sprechen, sondern von einem weiteren Grund, weswegen es so viele schlechte, unglückliche, in der Gesinnung oder auch nach außen unerfreuliche Ehen gibt, nämlich die Gattenwahl. Viele Ehen werden ohne überlegte Wahl geschlossen. Man war verliebt und schloß die Ehe übereilt. Man ließ sich nichts sagen und nicht beraten. In manchen Fällen hat man ohne Überlegung, allein auf äußere Gründe hin, die Ehe geschlossen, ohne zu bedenken, daß es ein Bund fürs Leben ist. Wir wollen deswegen drei Fragen stellen, nämlich

1. Wovon darf man eine Gattenwahl nicht abhängig machen?
2. Wovon soll man sie abhängig machen?
3. Wie soll man sich auf die Gattenwahl vorbereiten?

Die erste Frage lautet: Wovon soll man eine Gattenwahl nicht abhängig machen? Man soll sie nicht abhängig machen vom Äußeren. Verständlicher Weise ist das Äußere der erste Grund, weswegen Menschen zueinander finden. Sie finden Gefallen aneinander. Die Statur, das Haar, die Stimme, äußere Eigenschaften führen häufig, wahrscheinlich meistens Menschen zusammen. Nun ist die Schönheit von Gott gegeben; sie ist also auch von Gott gewollt. Aber auf das Äußere, allein auf das Äußere oder vorwiegend auf das Äußere eine Ehe aufbauen, das heißt die Ehe auf Sand setzen. Denn das Äußere verändert sich, die Ehe bleibt. Die Gestalt und die Schönheit vergehen, aber die Ehe dauert. Was die Menschen in der Ehe zusammenhält auf Dauer, sind nicht äußere Eigenschaften, sind nicht körperliche Vorzüge, sondern das sind seelische Qualitäten, das sind sittliche Werte. Und wenn diese Werte nicht in genügendem Umfang vorhanden waren, dann ist große Gefahr für eine solche Ehe gegeben.

Nicht geeignet, um die Gattenwahl zu bestimmen, ist auch die Leidenschaft. Die Beteuerungen zwischen Verliebten sind stürmisch, die Schwüre der Liebe sind glühend, aber nichts verrauscht so leicht wie die Leidenschaft. Eine Tochter erzählte einmal ihrer Mutter, wie verliebt ihr Verehrer in sie sei. „So?“, sagte die Mutter, „woran siehst du das?“ „Er sagt zu mir: Mein Mäuschen, mein Häschen!“ „O“, sagte die Mutter, „das kenne ich, später werden die Tiere immer größer!“ Die Leidenschaft vergeht, aber die Ehe besteht. Deswegen soll und darf man eine Ehe nicht auf die Leidenschaft bauen. Was in der Ehe Bestand hat, das ist eine solide, festgegründete Zuneigung. Aber die Leidenschaft verlöscht mit Sicherheit.

Nicht ausschlaggebend bei der Gattenwahl dürfen auch Geld und Gut, Stellung und Position sein. Man heiratet nicht einen Doktor, sondern einen Menschen, und man geht eine Ehe nicht mit einem

Bankkonto ein, sondern mit einer Persönlichkeit. Deswegen ist die Rücksicht auf äußere Dinge wie Geld und Gut, Stellung und Position nicht unbeachtlich, aber sie darf nicht ausschlaggebend sein für eine Ehe. Ausschlaggebend muß der Wert des Menschen sein, den man als Gatten oder als Gattin heimführen will.

Wovon also - zweitens - soll man die Gattenwahl abhängig machen? Da ist zu unterscheiden zwischen dem Mann und der Frau. Der Mann muß sich fragen, wenn er daran denkt, sich eine Gattin zu wählen, ob sie Tugenden besitzt. Tugenden sind das Wichtigste für das ganze Eheleben. Tugenden sind Fertigkeiten im Guten. Besitzt sie sittliche Tugenden wie Fleiß, Sanftmut, Güte, Geduld? Oder ist sie ein arbeitsscheuer, ein herumschweifender, ein auf Putz und Sucht ausgehender Mensch? Er muß sich weiter fragen: Ist meine Frau religiös? Wenn sie nämlich keine Bindung an Gott hat, dann ist große Gefahr für eine Ehe gegeben. Religion heißt Bindung, und zwar Bindung an Gott, und ohne Religion fehlt einer Ehe der Boden. Er muß auch darauf achten, ob sie häuslichen Sinn hat. Eine Frau, die fortwährend herumzieht und die Hauswirtschaft vernachlässigt, kann nicht wirklich segensvoll einem Manne, ihren Kindern, einer Ehe und einer Familie dienen. Die Frau muß Familiensinn haben.

Wir sprechen heute von der Karrierefrau. Karrierefrauen sind wenig geeignet für gute Ehen. Die Karrierefrau denkt an ihren beruflichen Aufstieg, und dem ordnet sie die Liebe zu ihrer Familie unter. Das ist keine Basis für eine gedeihliche Ehe. Er muß auch darauf achten, ob die Frau sich bewahrt oder ob sie sich leicht wegwirft.

Die Frau wiederum muß bei ihrem Verehrer an erster Stelle fragen, ob er beruflich tüchtig ist. Der Beruf ist nun einmal eine Grundlage des Lebens des Mannes. Ein Mann muß arbeitsam, leistungsfähig, in seinem Fach ausgewiesen sein. Wer in seinem Berufe nichts taugt, der wird auch in der Ehe schwerlich seine Pflichten als Gatte und Vater erfüllen. Die Frau muß sodann auf seinen Charakter achten, ob er ehrlich, zuverlässig, treu, beherrscht ist. Sklaven des Alkohols und der Zigarette sind nicht gut geeignet, um ausgezeichnete Ehemänner und Väter zu werden. Man darf sich nicht an die Genußmittel verlieren. Die Beherrschung ist etwas vom Allerwichtigsten, was eine Frau an ihrem Manne suchen muß. Auch die Religion ist selbstverständlich beachtlich. Wer Gott nicht ehrt, wie wird der seine Frau ehren? Wer keine tiefe Bindung an Gott hat, wie wird der sich auf Dauer an die Ehe gebunden wissen?

Es gibt auch Fragen, die sich beide gemeinsam stellen müssen, nämlich ob sie zueinander passen. Gewöhnlich gedeihen am besten die Ehen, wo die Unterschiede nicht allzu groß sind. Das fängt an etwa mit der Bildung. Wenn die Bildungsunterschiede zu beträchtlich sind, besteht die Gefahr, daß die Gatten zu wenig Gemeinsamkeit haben und daß der überlegene Teil es den anderen fühlen läßt. Ähnliches gilt für die gesellschaftliche Stellung. Im Roman klingt das ja gut, nicht wahr: „Fürst heiratet Dienstmädchen“, aber in der Praxis sieht das anders aus. Allzu leicht läßt der höhergestellte Teil den niedriger Stehenden seine Herkunft spüren. Das gilt auch für das Vermögen. „Du hast ja nichts gehabt, als du mich heiratetest!“ Wie leicht wird eine solche Rede zu hören sein in einer Ehe, wo die Vermögensunterschiede allzu groß sind. Auch das Alter spielt eine Rolle und der Charakter. Wenn beide Choleriker sind, beim geringsten Anlaß aufbrausen, wie soll das eine Ehe lang gutgehen? Wenn der eine ein Mensch ist, der häuslich ist und sich früh zur Ruhe begibt, der andere ein Nachtfalter, der die Nacht zum Tage macht, wie soll das zusammengehen, wenn die Lebensgewohnheiten nicht miteinander übereinstimmen?

Es gibt die Möglichkeit, daß die Gatten sich anpassen, das soll nicht bestritten werden. Ich habe einmal einen jungen Deutschen kennengelernt, der nach Schweden auswanderte. Er war Katholik und lernte dort eine Frau kennen, die verwöhnte einzige Tochter eines Lehrers, schrieb er mir. Aber diese verwöhnte einzige Tochter seines Lehrers ist nicht nur zum katholischen Glauben übergetreten, sondern hat ihm neun Kinder geboren. Also so etwas gibt es, aber es ist nicht allzu häufig. Mit einer so glücklichen Entwicklung darf man nicht von vornherein rechnen.

Das sind also die Fragen, die sich die Partner stellen müssen, bevor sie eine Ehe eingehen. Aber es gibt dann - drittens - auch noch Mittel, um in der Gattenwahl sicherzugehen. Das erste Mittel ist das Beten. Man muß beten, daß man den richtigen Partner findet, daß man erkennt, ob es der richtige Partner ist. Man soll in kleinen Dingen beten und in großen. „Wenn du in den Krieg gehst“, so lautet

ein Sprichwort in der Bretagne, „bete einmal! Wenn du zur See gehst, bete zweimal! Wenn du in die Ehe gehst, bete dreimal!“ Offenbar ist dieser letzte Gang der am meisten gefährdete.

Ich lernte einmal eine Studentin kennen, die mir erzählte, daß sie täglich um eine gute Gattenwahl bete. Sie hat dann ihr Examen gemacht, ist Studienrätin geworden. Inzwischen ist sie sehr glücklich verheiratet mit einem Chemiker der BASF in Ludwigshafen. Ich bin dankbar dafür, daß ich diese Dame kennengelernt habe, die von außergewöhnlicher Religiosität war und inzwischen auch die dankbare Mutter von Kindern ist.

Das zweite, was man tun muß, ist, daß man sich beraten läßt. Beraten heißt, einem anderen durch prüfendes Urteil Hinweise zu geben, welchen Weg er gehen soll. Die Menschen wollen gern beraten sein, aber häufig wollen sie in der Beratung das vernehmen, was sie selbst schon beschlossen haben. „Ratet mir gut“, sagte ein Mädchen, „aber ratet mir nicht ab!“ Solche Ratschläge sind wenig wert, die nur das bestätigen, was man selbst beschlossen hat. Man muß jeden Rat entgegennehmen von vernünftigen, überlegenen Leuten, die nüchtern und vorurteilsfrei das Wohl des eigenen Freundes oder der eigenen Freundin im Auge haben.

Das dritte, was man bezüglich der Gattenwahl beherzigen muß, heißt sich bewahren. Meine lieben Freunde, wenn das Wasser in den Flüssen und auf den Bergen die Turbinen treiben soll, die elektrischen Strom erzeugen, dann wird es gesammelt in Speicherbecken, hinter Staudämmen. Wenn das Wasser da hochgestiegen ist, kann es lange, lange die Turbinen treiben. Ähnlich ist es auch mit der Ehe. Wer vor der Ehe ausgibt, was in der Ehe gebraucht wird, der gefährdet seine Ehe in der Wurzel. Der Weg zum Traualtar muß im Zeichen des weißen Schleiers stehen! Die Ehe ist kein Abenteuer und kein Faschingstaumel; die Ehe ist eine heilige Verantwortung und ein gottgegründeter Bund. Noch so stürmisches Verlangen von einem oder dem anderen darf diejenigen, die auf dem Wege zur Ehe sind, nicht veranlassen, ihm nachzugeben. Wer sich vor der Ehe nicht beherrschen kann, der kann sich auch in der Ehe nicht beherrschen. Und man soll nicht das ausgeben, was ein ganzes Leben lang ein Eheleben treiben soll, nämlich die Liebe, die ja auch ihre körperliche Komponente hat.

Meine lieben Freunde, die meisten von uns sind nicht in der Lage oder in der Notwendigkeit, auf Partnersuche zu gehen. Aber jeder von uns kann in die Lage kommen, anderen zu raten, ob er diese Frau oder ob sie diesen Mann heiraten soll. Dann wollen wir uns das beherzigen und zu Herzen nehmen, was wir soeben gehört haben: daß die Menschen sich charakterlich und sittlich vorbereiten müssen auf die Ehe, daß sie sich ernste Fragen stellen müssen, ob sie zueinander passen, ob der andere das besitzt, was nun einmal für die Ehe unerlässlich ist, und daß wir ihnen vor allen Dingen sagen: „Beten Sie um eine gute Partnerwahl! Lassen Sie sich vorurteilsfrei beraten! Bewahren Sie sich für eine gedeihliche, ein ganzes Leben glückliche Ehe!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über Ehe und Familie (5)

(Über die Zeit der Bekanntschaft vor der Ehe)

12.02.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Der Vergleich der Jahreszeiten mit dem menschlichen Leben liegt nahe. Man kann den März mit der Kindheit vergleichen. Die Keimlinge liegen in der Erde und harren des Aufbruches. Sie sind vorhanden, aber sie sind noch nicht geweckt. Der April ist die Zeit des Sturms und Dranges in der Natur wie im Menschenleben. Da soll der Mensch reifen in den Stürmen seiner Entwicklung. Und dann kommt der Mai. Der Mai ist der Wonnemonat, in dem alle Blüten aufbrechen, wo sich die Verheißung des Sommers ankündigt. Was entspricht im Menschenleben dem Mai? Es ist die Zeit der jungen Liebe. Es ist die Zeit, in der sich junge Menschen finden und Herzen füreinander zu schlagen beginnen. – Wir wollen am heutigen Sonntag über die Zeit der Bekanntschaft sprechen und sagen:

1. Es ist das eine schöne Zeit,
2. eine ernste Zeit und
3. eine wichtige Zeit.

Die Zeit der Bekanntschaft ist schön. Denn wenn es so ist, wie es sein soll, dann hat ein katholischer junger Mann ein katholisches junges Mädchen kennengelernt. Die bisher abgeschlossenen Herzen öffnen sich, sie öffnen sich füreinander, um den anderen hineinzunehmen. Der Mensch hat in sich das tiefe Sehnen, für andere etwas zu bedeuten, tauglich zu sein, angenommen zu werden. Diese tiefe Sehnsucht, die auf mancherlei Weise erfüllt werden kann, wird in der Bekanntschaft zu einer gewissen, vorläufigen Erfüllung gebracht. Jetzt weiß jeder der beiden Bekannten: Ich habe einen, für den ich etwas bedeute; ich habe eine, für die ich etwas bedeute. Und das ist ja die Erfüllung der tiefen Sehnsucht des Menschen, angenommen, anerkannt, geliebt zu werden.

Gott hat natürlich mit der Bekanntschaft etwas vor. Er hat die Wunderkraft der Liebe in die Herzen gegeben, damit sich der junge Mann und das junge Mädchen von den Banden, die sie an die Familie binden, in etwa lösen. Es ist normal, daß ein Vater und eine Mutter in dem Herzen eines jungen Mannes und eines jungen Mädchens eine ganz bedeutende Stelle haben. Sie sollen sie auch behalten, aber es ist unausweichlich, daß sie sich, wenn sie sich miteinander verbinden wollen, von der elterlichen Obhut lösen. Und dazu bedarf es eben der Wunderkraft der Liebe. Diese Liebe, meine lieben Freunde, hat mehrere Stufen und Grade. Auf der niedersten Stufe spricht sie: Ich will dich besitzen. Diese begehrende Liebe ist eigentlich egoistisch, und deswegen bedarf sie der Erhebung und Erhöhung. Ich will dich besitzen, spricht das Begehren. Es muß deswegen dazukommen: Ich will mich dir schenken. Die Ehe ist ja nichts anderes als die Übereignung zweier Personen aneinander. Sie übereignen sich mit Geist und Leib. Diese Liebe nennen wir die schenkende Liebe. Die schenkende Liebe geht von sich weg, sie übergibt sich dem anderen, und nur so wird die begehrende Liebe erträglich, weil nämlich jeder dem anderen gleichzeitig sagt nicht nur: Ich will dich besitzen, sondern: Ich will mich dir schenken. Aber damit ist die Liebe noch nicht geheilt und geheiligt, wenn nicht die dritte Äußerung dazukommen, die lautet: Ich will dir dienen. Ich will nichts für mich haben, ich will alles für dich tun, ich will dich mit der Liebe des Wohlwollens und der Selbstlosigkeit lieben. Das ist die höchste Stufe der Liebe, die Liebe, die als dienende Liebe bezeichnet wird. Die soll nun in den jungen Menschen, die sich kennengelernt haben, vorhanden sein und wachsen, damit sie ihrer Aufgabe gerecht werden können in der geplanten Ehe.

Die junge Liebe scheint manchmal wie ein Paradies. Aber wir wissen, es gibt auch ein verlorenes Paradies, und deswegen ist die Zeit der Bekanntschaft auch eine ernste Zeit. Das Feuer ist wohltätig,

wenn es recht gehütet wird. Aber wehe, wenn es eine verheerende Macht wird in einer Feuerkatastrophe! Ähnlich ist es mit der Liebe. Wenn das Begehren der Leiber die Oberhand gewinnt, wenn die Sinnlichkeit die Vernunft besiegt, wenn die schenkende und dienende Liebe vergessen wird, dann wird die Zeit der Bekanntschaft zu einer großen Gefahr. Dieser Gefährdung muß man begegnen. Die Zeit der Bekanntschaft muß eine Zeit der Bewährung sein. Wie hat diese Bewährung auszusehen? Zunächst einmal muß das Ziel unverrückbar vor Augen stehen: Wir wollen rein in die Ehe gehen. Wir wollen uns nicht vorher beflecken und besudeln, sondern wir wollen mit blankem Auge vor den Traualtar treten. „Soviel Sünden vor der Ehe, soviel Tränen in der Ehe“, sagt der Volksmund. Dieses Ziel muß vor Augen stehen und alle Kräfte aufrufen, um ihm zu genügen.

Man muß aber auch die Gelegenheit zum Bösen meiden und die Mittel anwenden, um die Versuchung zu überwinden. Man muß die Gelegenheit zum Bösen meiden. Wenn man weiß, daß man schwach ist, dann darf man sich nicht in Situationen bringen, in denen diese Schwäche einem zum Verderben wird. Es ist in der Regel nicht angebracht, wenn Bekannte gemeinsam verreisen, unter einem Dach nächtigen und auf diese Weise die Gefahr heraufbeschwören, daß sie sich nicht beherrschen. Das muß gesagt werden, auch wenn noch so viele Menschen heute das Gegenteil tun. Die Wahrheit hängt nicht an der Masse! In den Vereinigten Staaten hat sich eine Bewegung von Jugendlichen gebildet, die offen und nach außen bekennen: Wir wollen rein in die Ehe gehen.

Man muß die Gelegenheit meiden; man muß auch die rechten Mittel anwenden. Fast immer, meine lieben Freunde, ist der sittliche Fall mit dem Genuß von Alkohol verbunden. Deswegen heißt es, diese Gefahr vermeiden. Man muß auch die Seele frei halten. Man darf nicht in Filme gehen oder im Fernsehen ansehen, die die Geilheit im Menschen aufputschen. Man darf sich nicht an Büchern und Bildern ergötzen, die eine Gefahr für die sittliche Reinheit bedeuten. Man muß die Gelegenheit meiden und man muß die Mittel anwenden, um rein zu bleiben. Man muß auch entschlossen sein. Wenn ein Mann die Fortsetzung der Bekanntschaft daran knüpft, daß die Frau sich ihm vor der Ehe hingibt, dann ist er dieser Frau nicht wert. Und das gilt auch umgekehrt. Ich habe einmal erlebt, meine lieben Freunde, wie einer meiner Schüler eine Frau suchte und sie meinte gefunden zu haben. Er hatte mich schon für die Trauung bestellt. Plötzlich kam die Absage. Was war geschehen? Die Frau hatte darauf bestanden, vor der Eheschließung mit dem Manne geschlechtlich zu verkehren. Damit war die Verbindung am Ende.

In einem Dorf in der Rhön diente ein Mädchen an einem großen Bauernhof. Der Sohn war im Felde. Als er nach Hause kam, sagte ihm seine Mutter: „Wenn du einmal ans Heiraten denkst, nimm unsere Katharina! Du kannst keine bessere Frau finden.“ Tatsächlich, der junge Mann verlobte sich mit dem Mädchen. Eines Tages bei einem Spaziergang stellte er ihr einen unsittlichen Antrag. Das Mädchen sagte: „Ich tue es nicht, auf keinen Fall!“ und verließ den Hof für immer. Der Mann kam zur Besinnung; er reiste ihr nach und bat sie um Verzeihung. Er fragte, ob sie trotz dieses Vorkommnisses noch seine Frau werden könne und wolle. Sie sagte: „Ja, wenn deine Eltern und meine Eltern es wollen.“ Und so wurden sie Mann und Frau. Der Mann hat sein Leben lang nicht vergessen, daß seine Frau ihn bewahrt hat vor dem Fall. Sie sagte, wenn man sie fragte: Wie geht es bei euch?: „Er trägt mich auf den Händen. Er erfüllt mir jeden Wunsch und sagt immer: Katharina, dir habe ich es zu verdanken, daß ich rein an den Traualtar getreten bin.“

Umgekehrt, wenn eben die Unschuld verloren ist, ist es, wie es in einem Gedicht „Verlorene Kronen“ eine Dichterin unserer Tage ausgedrückt hat. Sie hat auch den Unterschied zwischen ihm und ihr beim Verlust der Krone feinsinnig zum Ausdruck gebracht:

*„Er trug ein Krönlein, rot wie Gold,
da rollte es in den Sand.
Er hob es leise lachend auf
mit seiner weißen Hand
und lachte frech mit rotem Mund:
Was liegt denn auch daran?
Lag auch mein Krönlein schon im Staub,
es siebt's ihm keiner an.*

*Sie trug ein Krönlein weiß wie Schnee.
Es fiel in lauer Nacht.
Sie griff sich tastend leis ins Haar
und hat nur schrill gelacht.
Dann schrie ihr Herze gellend auf:
Mein Kränzgel ging dahin.
Wer geht mit mir den dunklen Weg?
Ich arme Königin!“*

Die Zeit der Bekanntschaft ist eine schöne, eine ernste, aber drittens auch eine wichtige Zeit, denn sie dient der Bereitung. Man soll sich auf die Ehe vorbereiten. Auf alle großen Dinge bereitet man sich vor; die Berufsausbildung dauert jahrelang. Nur auf die Ehe meinen viele Menschen sich nicht vorbereiten zu müssen. Wenn man in ein Kloster geht, muß man verschiedene Stufen durchschreiten, ehe man zu den Gelübden zugelassen wird, Postulat, Noviziat, zeitliche Gelübde und erst dann ewige, dauernde, Gelübde. Sollte es in der Ehe anders sein? Sollte man sich auf das, was das ganze Leben ausfüllen soll, nicht ebenso gut vorbereiten? Wie denn? Nun, erstens durch religiöse Einübung. Wer mit einem anderen Menschen bekannt ist, der sollte täglich für sich und den anderen beten. Die Bekannten sollen den Segen Gottes durch ihr Gebet auf sich herabrufen, den Segen auch auf ihre Bekanntschaft und ihre Brautschaft. Sie sollen miteinander den Gottesdienst besuchen, regelmäßig, jeden Sonntag. Sie sollen miteinander zum Empfang des Bußsakramentes hinzutreten. Sie sollen, wenn möglich, gute Exerziten machen. Sie sollen sich religiös einüben für ihre künftige Ehe.

Das Zweite: Sie sollen sich auch charakterlich vervollkommen. Die Zeit der Bekanntschaft ist wahrscheinlich die letzte Zeit, in der noch einmal der Charakter weich und biegsam ist. Jetzt kann noch etwas geformt und gefeilt werden am Charakter. Jetzt kann man noch die Schärpen und Kanten, die der Ehe, die der glücklichen Ehe, hinderlich sind, abschleifen. Das muß geschehen. Man soll sich auch Proben der Beherrschung abverlangen, Proben der Selbstbeherrschung auf sich nehmen, nicht nur im Bereich des Geschlechtlichen, sondern auch auf anderen Gebieten, im Genuß von Alkohol, Nikotin, Vergnügungen; Proben der Selbstbeherrschung, die den Charakter stählen, die den Willen festigen. So soll man sich auf die künftige Ehe vorbereiten.

Und schließlich drittens noch: Man soll sich auch praktisch üben, vor allem tüchtig werden im Beruf. Das Leben ist kein Vergnügen. Auch die Brautschaft ist kein Vergnügen, sondern das Leben ist Dienst und Pflicht. Und diese beiden Begriffe Dienst und Pflicht müssen über der Brautzeit, über der Bekanntschaft stehen. Man soll sich in seinem Berufe auszeichnen, man soll voranstreben. Man soll sich mühen, rastlos und unermüdlich, sich nicht mit Halbem und mit Wenigem zufriedengeben, sondern weiterstreben, um sich vor Gott und den Menschen auszuzeichnen. Man soll in dieser Zeit auch an das künftige Heim denken. Sparen, eventuell bauen, die Aussteuer herbeischaffen, das sind alles berechnete Anliegen für die Zeit der Bekanntschaft. Auch vielleicht bestimmte Fertigkeiten sich aneignen, die man bisher nicht besessen hat. Es ist schlimm, wenn eine Frau nicht kochen und nicht nähen kann. Auch in die Familie sollte man in dieser Zeit gehen. Man sollte sich nicht distanzieren von der Familie, nicht von ihr fliehen, es sollte vielmehr eine Aufnahme in die Familie sein, des einen und des anderen. Und gleichzeitig, um dem Familienegoismus zu wehren, sollten sich die Bekannten in der Nächstenliebe üben. Sie sollten irgendeine Tätigkeit suchen, die sie durch altruistisches Wirken vom Egoismus befreit. Es gibt so viele Gelegenheiten, etwa durch Beteiligung an den Aufgaben des Malteser-Hilfsdienstes, in der Krankenpflege. Die Sorge für Kranke ist immer die beste Schule für einen selbst, weil man dadurch lernt, ernst zu werden, besonnen zu sein, an die eigene Gefährdung zu denken, die Hilfsbedürftigkeit des anderen zum Anlaß zu nehmen, daran zu denken, daß es einem einmal auch so gehen kann.

Die Zeit der Bekanntschaft, meine lieben Freunde, ist eine schöne, aber auch eine ernste und eine wichtige Zeit. Man soll sie nicht vertändeln und verspielen. Sie darf nicht verlorengehen. Das Bequeme ist gewöhnlich das Falsche, und das Schwere ist gewöhnlich das Richtige. Wer immer nur sucht nach Vergnügen, nach Erleichterung, nach Müßiggang und Bequemlichkeit, dessen Leben kann nicht gelingen. Im Leben muß man dienen, arbeiten, Leistungen vorweisen und auf diese Weise Gott und den Menschen den von uns geforderten Dienst erbringen. So ruft man den Segen Gottes auf die kommende Ehe herab, und an Gottes Segen ist alles gelegen!

„Schützt das Edelweiß auf den Bergen! Pflügt die Lilie in den Tälern!“ hat einmal der unvergeßliche Kardinal Faulhaber ausgerufen. Wahrhaftig, das gilt für die Zeit der Bekanntschaft. „Schützt das Edelweiß auf den Bergen! Pflügt die Lilie in den Tälern!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über Ehe und Familie (6)

(Über die Nachkommenschaft)

19.02.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Die Stellung der Menschen zum Kind ist keineswegs mehr einheitlich und eindeutig. Nicht einmal unter denen, die sich katholische Christen nennen, besteht eine einheitliche und eindeutige Haltung gegenüber dem ersten Gut der Ehe, dem Kind. Wenn man unter den Menschen herumhört, dann vernimmt man die merkwürdigsten Auffassungen. Vor einiger Zeit sagte mir eine Dame: „Am besten, man schafft sich überhaupt keine Kinder an.“ Wir wollen am heutigen Sonntag in aller Ehrlichkeit die Frage nach dem Kinde stellen und an erster Stelle sagen: Das Kind ist eine Freude, aber auch eine Frage.

Das Kind ist eine Freude. Als Eva, die Stammutter der Lebendigen, ihr erstes Kind empfing, rief sie aus: „Ich habe einen Mannesproß empfangen mit Hilfe des Herrn.“ Voll Freude war sie darüber, daß sie ein Kind empfangen hatte. Der Herr selber spricht die Freude der Mutter an, wenn ein Kind zur Welt gekommen ist. „Die Frau ist traurig, wenn sie gebären soll, weil ihre Stunde gekommen ist. Hat sie aber das Kind geboren, so denkt sie nicht mehr an die Pein aus Freude darüber, daß ein Mensch zur Welt gekommen ist.“ Und in der Tat, meine lieben Christen, wenn man Kinder erlebt, dann kann man eigentlich nur davon überzeugt sein, daß Kinder eine Freude sind. Das langsame Erwachen des Kindes, der erste Schrei, das erste Lächeln, das erste Wort, das erste Schreiten des Kindes, was ist das eigentlich wunderbar zu beobachten! Wer keine Freude hat an einem Kinde, der kann kein guter Mensch sein. Kinder sind eine Freude, eine von Gott gewollte und uns geschenkte Freude. Ihr Heranwachsen, ihr Fortschreiten, das Erwachen ihres Geistes, das sind Freuden für die Menschen, die es erleben. Und selbst ihre Hilflosigkeit ist eine Freude. Wie es eine Dichterin in die schönen Worte gefaßt hat: „Sie haben Härlein wie Seide und tragen den Himmel im Blick. Es strahlen ihre Stirnen ein helles Leuchten zurück. Sie stolpern mit tappigen Füßen. Sie stehlen dir leise das Herz, und Kinderhändchen ziehen uns Große himmelwärts.“ Wahrhaftig, so ist es. Kinder sind eine Freude, eine von Gott uns geschenkte Freude.

Aber freilich sind sie auch eine Frage, nämlich die Frage, ob wir sie aufnehmen, ob wir unsere Herzen, unsere Häuser, unsere Wiegen für sie öffnen. Die Welt des Abendlandes hat immer mehr verlernt, die Herzen für Kinder zu öffnen. Vor einiger Zeit sagte ein türkischer Minister: „Wir (sc. Türken) müssen viele Kinder haben, damit wir euch Abendländern zur Hand gehen können in euren Krankenhäusern und in euren Altersheimen.“ Weil die Abendländer vergessen, daß sie ihre Herzen und ihre Wiegen für Kinder öffnen sollen, deswegen schickt der Islam seine Gesandten zu uns, um - wie lange noch? - uns zu dienen und vielleicht bald über uns zu herrschen. Verschlossene Herzen für Kinder hat einmal der Dichter Nikolaus Lenau in ergreifende Worte gefaßt. Er greift die schwedische Sage von der schönen Anna auf, die keine Kinder wollte. Eine böse Alte heuchelte Mitleid mit ihrer Schönheit und log ihr ins Ohr, daß sie durch Kinder die letzte Spur ihrer Schönheit verlieren werde. „Denn die Schönheit ist der Kinder liebster Fraß, ist der Kinder feinstes Futter. Schöne Jungfrau, merk dir das!“ Die schöne Anna glaubt der bösen Alten und hört willig den verbrecherischen Rat an: „Kommt ein Mann, um dich zu freien, eile du zu mir geschwind! Und ich will den Leib dir feien, daß du nie erkennst ein Kind.“ Ein Edelmann hält dann um die schöne Anna an. Sie verlobt sich und geht tatsächlich zu der Alten, die sie durch ein Zaubermittel von dem „jammervollen“ Mutterglück schützt.

Seit der glänzenden Hochzeit sind sieben Jahre vergangen. Anna ist wirklich noch so schön wie damals, als sie heiratete, aber ihr Gatte ist voll bitterer Trauer, daß er keine Kinder hat. Da verrät ein Spuk den Frevel, und Anna muß ihre Schuld gestehen. Die Wirkung auf den edlen Ritter ist erschütternd. „Unweib! ruft er mit Entsetzen, wäre deine Schönheit hin mit den unterschlag'nen Schätzen, gräßliche Betrügern!“ Er jagt sie fort von seinem Angesicht: „Dir so wenig wird vergeben wie aus dieser Diele je frische Rosen sich erheben. Weh, verruchtes Weib, dir, weh!“ Auch das Volk ringsum verurteilt ihr Verbrechen. „Und die Menschen schaudernd kehren ab das Herz von Annas Not. Ihr Buße nur zu nähren, reichen sie das Bettelbrot.“ Sieben Jahre sind es seit der Verstoßung, als sie mit gelöstem Haar büßend durch die Welt zog. „Mutterleid, das wonnereiche, hat ihr Antlitz nie versehrt. Aber bis zur Todesbleiche hat der Jammer er verheert.“ Da erscheint ihr ein Einsiedler und führt sie in eine einsame Kapelle. Dort sieht sie am Altare Kerzen brennen. Sie schaut lichte Kindergestalten zum Altare schweben. Zitternd naht sie sich den lieblichen Kindern und fleht um Gnade. „Meine ungeboren Waisen, ach, verzeiht mir, was ich tat! Grausam frevelnd, ausgestoßen hab ich euer kleines Herz von den Freuden, ausgeschlossen von dem trauten Erden Schmerz.“ Und sie findet dann Verzeihung nach den sieben schweren Jahren der Buße. Die Kinder nicken ihr lächelnd noch stumm Vergebung zu. „Anna sinkt zu Boden nieder, sie entgleitet Schmerz und Not. Und sie klagt und weint nicht wieder; der Einsiedel war - der Tod.“ In derselben Nacht sproßten zu Hause blühende Rosen aus der Diele, aber es war zu spät.

So hat ein Dichter ergreifend das Schicksal einer Frau geschildert, die sich geweigert hat, ihr Herz für das höchste Gut der Ehe zu öffnen, für Kinder. Das war unsere erste Überlegung: Kinder sind eine Freude, aber auch eine Frage. Und sie werden mir alle zustimmen, wenn ich sage zweitens: Kinder sind Sorgenbringer, aber sie sind auch Sorgenbrecher. Daß Kinder Sorgen bringen, ist eine Binsenwahrheit. Sie haben eine anfällige Gesundheit, die Eltern müssen für Nahrung, Kleidung, Wohnung aufkommen, und noch immer hat sich das Wort bewahrt: Kleine Kinder - kleine Sorgen, große Kinder - große Sorgen. Wenn sie heranwachsen, wenn sie in die Schule gehen, wenn sie einen Beruf erlernen, dann wachsen die Sorgen. Kinder sind Sorgenbringer, das ist gar keine Frage. Aber es sind liebe Sorgen, denn es geht ja um das eigene Fleisch und Blut. Es sind gottgewollte Sorgen. Die Eltern sollen daran reifen, größer und weiter werden. Es sind gottgesegnete Sorgen, denn der Lohn ist den Eltern gewiß für ihre Sorgen, die sie an die Kinder wenden.

Kinder sind aber auch Sorgenbrecher. In wie vielen Nöten hat nicht das gläubige Gottvertrauen von Kindern, hat nicht ihre offenkundige Sorglosigkeit die Sorgenfalten von der Stirn eines Vaters vertrieben und den Kummer der Mutter getröstet! Die selige Johanna von Orvieto sah eines Tages, wie ihre Mutter am Grabe des früh verstorbenen Vaters weinte. Da griff sie nach der Hand der Mutter und sagte: „Mutter, hast du vergessen, daß wir noch einen Vater im Himmel haben? Du hast mich doch beten gelehrt: 'Vater unser, der du bist im Himmel',“. Kinder sind auch Sorgenbrecher. Der Blick auf eine betende Kinderschar vermag einen Vater, eine Mutter zu trösten und aufzurichten. Und Kinder nehmen den Eltern auch häufig Sorgen ab, ja es kann sein, daß sie die Eltern bis zu ihrem Tode umsorgen, daß sie ihnen vergelten, was die Eltern an ihnen, als sie klein waren, getan haben. Wahrhaftig, Kinder sind auch Sorgenbrecher. Viele, viele Eltern haben mir schon gestanden, daß sie dankbar sind für ihre Kinder, die ihnen Sorgen abnehmen und die sie selbst umsorgen.

Kinder sind freilich drittens auch ein Wagnis. Das ganze Leben ist eine Kette von Risiken. Was immer man tut, ohne Risiko ist auf Erden kaum eine Entscheidung. Wo man sich niederläßt, welchen Beruf man wählt, der Gatte, mit dem man in eine Ehe tritt, Bekanntschaften, die man schließt, eine Reise, die man antritt - das Leben ist angefüllt mit Wagnissen. Und so sind auch Kinder ein Wagnis. Man weiß nicht, wie sich ihr Leben entwickeln wird; man weiß nicht, ob sie uns nicht vielleicht früh entrissen werden. Wie viele Väter und Mütter haben über Kinder klagen müssen, die der Krieg ihnen genommen hat! Vielleicht noch schlimmer als der Verlust des irdischen Lebens ist das Sichverstricken in schwere Schuld. Mancher Vater und manche Mutter würden ihr Kind lieber bei Gott wissen in der Ewigkeit als im Zustand der Todsünde, in dem sie ein Jahr um das andere verbringen. Die beste Erziehung, das leuchtendste Beispiel, die glühendsten Gebete garantieren nicht, daß nicht auch Kinder zu Sorgenkindern werden, daß sie einen Weg einschlagen, den man als gläubiger Christ nur mit Bitterkeit und mit Schmerz beobachten kann.

Kinder sind ein Wagnis. Aber der Einsatz für dieses Wagnis lohnt. Wenn es so ist, wie es sein soll, wie es Gott sei Dank immer auch noch eintritt, daß ein Kind die rechte Bahn betritt, daß aus ihm etwas Rechtes wird, dann freut sich der Vater, dann freut sich die Mutter über den Segen, der von dem Kinde ausgeht. Was ist es doch Schönes, meine lieben Freunde, wenn ein Kind einen ehrlichen Handwerkerberuf erlernt! Wieviel Freude bereitet ein Handwerker anderen Menschen! Wie schön macht er ihnen das Heim, wie wirksam hilft er ihnen in der Not! Und wenn ein Kind den Beamtenberuf ergreift: Was ist ein tüchtiger, zuverlässiger, ehrlicher Beamter von Nutzen! Er hilft den Menschen, ihre Formulare auszufüllen, er berät sie bei ihren Anträgen. Ein guter Beamter kann ein großer Segen sein. Und was ist es Schönes, wenn ein Kind den Lehrerberuf ergreift. An den Seelen arbeiten, die Seelen formen, die Seelen zu Gott führen, was kann es Erhabeneres geben auf dieser Erde, als einen solchen Beruf auszuüben? So kann also dieser Einsatz für die Kinder selbst zu einer Freude für die Eltern werden.

Wenn ein Kind nun wirklich eine falsche Bahn einschlägt, so ist noch nicht alles verloren. Der Lohn ist den Eltern gewiß. Ob das Kind auf sie gehört hat oder nicht, Gott sieht auf den Willen und nicht auf den Erfolg. Außerdem ist die Möglichkeit immer noch gegeben, daß ein Kind sich bekehrt. Wenn man vertrauensvoll und beharrlich Gott anfleht, dann haben wir doch die Zuversicht, daß Gott unsere Gebete eines Tages erhören wird. „Gott hilft immer“, hat einmal ein weiser Mann gesagt, „aber er kommt häufig eine Viertelstunde später als wir meinen, um unseren Glauben zu erproben.“ Deswegen: Nicht verzagen, meine lieben Eltern, nicht aufgeben und nicht den Glauben an Gottes Hilfe zusammenbrechen lassen. Gott hilft uns nicht am Leid vorbei, er hilft uns durch das Leid hindurch! Wenn Gott selbst den Einsatz für ein Kind wagt, dann sollten wir es ebenso tun, dann sollten wir uns für die Kinder einsetzen. Das ist das höchste Gut, das wir auf Erden haben, unsere Kinder, unsere lieben Kinder. Und sie sind liebenswürdig, sie sind liebenswert, sie brauchen unsere Liebe und sie verdienen unsere Liebe. Wir wollen sie ihnen in reichem Maße schenken, denn wie sagte einmal der unvergeßliche Kardinal Faulhaber: „Kinderdienst ist Christudienst.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über Ehe und Familie (7)

(Über die Bedeutung des Kindersegens)

26.02.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Eine Mutter, die ihr elftes Kind geboren hatte, empfing den Besuch von vornehmen Damen, die ihr allerlei nützliche Gegenstände für die Familie brachten. Die Mutter wußte sich gar nicht zu fassen vor Dankbarkeit und sagte schließlich: „Ich wünsche Ihnen allen eine Stube voll kleiner Kinder.“ Da schwiegen die Damen betreten und hatten es sehr eilig, das Zimmer zu verlassen. „Ja“, sagte die Mutter, „habe ich denn was Falsches gesagt? Das ist doch das Schönste, was man jemandem wünschen kann.“ Offensichtlich gehen die Meinungen über den Kindersegen auseinander. Auf der einen Seite gibt es Menschen, die ein frohes, dankbares Ja dazu sagen, auf der anderen Seite Ablehnung und Verweigerung gegenüber dem Segen, den Gott durch Kinder schenken will. Denn Segen ist ja Zuwendung von Wohltaten, und wenn wir von Kindersegens sprechen, meinen wir, daß Gott mit den Kindern Segen, Wohltaten, spenden will. Es gibt Familien, in denen bei bestem Willen keine Kinder zu gewinnen sind. Zehn Prozent aller Ehen bleiben ungewollt kinderlos. Das ist oft ein schweres Leid für diese Familien. Es besuchte einmal ein Priester ein solches Ehepaar, das sehr reich war. Und dann spürte er die Traurigkeit bei diesen beiden Leuten und fragte sie, warum sie traurig seien. Da antwortete die Frau: „Gold und Silber würden wir geben, wenn wir einem Kinde das Leben schenken könnten.“

Wir wollen heute, ohne gegen jemanden zu reden, nur für den Kindersegen sprechen und wollen sieben Sätze aufstellen über den Segen, den Kinder bedeuten.

1. Die kinderfrohe Familie wird von Gott geliebt; denn Gott ist ein Freund des Lebens. Er hat der Familie das Ziel gesetzt, dieses Leben in ihrem Schoße zu erzeugen und zu bergen. „Wo Kinder sind, da ist Gott“, sagt der Volksmund. Kinder sind eine Brücke zum Himmel. Selbstverständlich vermehren mehrere Kinder auch die Sorgen. Aber wo viele Sorgen sind, da ist Gott; denn Gott nimmt sich derer an, die in Achtung vor seinem Willen und in Ehrfurcht vor seinem Gesetz diese Sorgen auf ihre Schultern geladen haben. Gott ist ein Freund des Lebens und breitet seine Wohltaten über die aus, die den Gesetzen des Lebens treu bleiben.

2. In der kinderfrohen Familie ist die Erziehung leichter; denn Kinder erziehen sich selbst. Wenn man das erste Kind gut erzieht, hat man für die folgenden Kinder eine hervorragende Grundlage geschaffen. In der kinderfrohen Familie müssen die Kinder notwendigerweise die Tugenden lernen, die sie einmal im Leben brauchen, nämlich rücksichtsvolle Bescheidenheit, Selbstlosigkeit, teilen lernen, Zuwendung zu dem anderen, Hilfsbereitschaft. Das ist in einer kinderfrohen Familie gewissermaßen automatisch zu lernen. Die Kinder sind veranlaßt, die Tugenden auszubilden, die man eben braucht. Umgekehrt ist in einer kinderarmen Familie die Gefahr - die Gefahr! -, daß das Einzelkind oder auch die zwei Kinder bestimmte Tugenden nicht lernen. Es häuft sich oft auf das Einzelkind ein Erwartungsdruck, und wehe, wenn es diesem Erwartungsdruck der Eltern nicht entspricht. Dann geraten die Eltern in Verzagtheit und Verzweiflung. Auch besteht die Gefahr, daß ein Einzelkind immer dominieren will. Ich habe mein ganzes Leben mit Jugendlichen zu tun gehabt, und ich weiß, wovon ich rede. Das Einzelkind ist in Gefahr, stets die erste Rolle spielen zu wollen und sich nicht einordnen und unterordnen zu können. Ich sage „in Gefahr“, es muß nicht so sein, aber die Gefahr ist ohne weiteres gegeben.

3. Die kinderfrohe Familie ist, wenn die Eltern gesund sind, in der Regel gesünder als die kinderarme; denn es ist nun einmal die Bestimmung der Frau, Kinder zu gebären. Ein Arzt hat einmal das Wort gesprochen: „Die Frauen werden nicht krank an den Kindern, die sie gebären, sondern an denen, die sie nicht haben.“ Nach Gottes Willen soll in der Ehe die Geburt die Frau zu der Mutter machen, die Gott in ihr sehen will. Und die Kinder, die in einer gesunden, von gesunden Eltern stammenden Familie geboren werden, sind in der Regel gesünder als ein etwa verzärteltes, verweichlichtes und verwöhntes Einzelkind. Denn das ist wiederum die Gefahr, daß ein solches Einzelkind verwöhnt, verzärtelt und verweichlicht wird, daß man ihm alles zu ersparen sucht, um es ja nicht zu gefährden. Aber man muß die Kinder gefährden, sie müssen Gefahren auf sich nehmen, um für das Leben tauglich zu werden.

Es ging einmal ein Mann aus der Stadt mit einem Bauern über die Felder. Dabei stellte er fest, daß das Wintergetreide mehr Frucht trug als das Sommergetreide. Da fragte er den Bauern: „Ja, wie kommt denn das?“ Der Bauer nickte, neigte den Kopf und meinte: „Das kommt daher, daß das Wintergetreide eine harte Jugend hat.“ Es ist in einer kinderfrohen Familie die Wahrscheinlichkeit größer, daß die Kinder abgehärtet und gestählt für das Leben hinausgehen. Es ist nicht wahr, daß spätere Kinder etwa weniger gesund sind als frühere. Spätere Kinder sind oft ausgeglichener und körperlich und seelisch besser ausgerüstet als frühe Kinder.

4. Es besteht die Wahrscheinlichkeit in einer größeren Familie, daß eher ein Kind Überdurchschnittliches leistet als in einer Zwergfamilie. Es ist schon in der Lotterie so; wenn man mehrere Lose kauft, hat man eine größere Chance nach den Wahrscheinlichkeitsgesetzen, als wenn man nur ein einziges Los kauft, einen Gewinner zu machen. Und so ist es auch in einer kinderfrohen Familie. Wir haben viele Beispiele von überdurchschnittlich Begabten, die aus kinderreichen Familien stammen. Der geniale Feldherr Prinz Eugen war das fünfte Kind seiner Eltern. Johann Wolfgang von Goethe war das sechste Kind seiner Eltern. Mozart war das siebente Kind seiner Eltern, und der liebenswürdige Franz Schubert war das vierzehnte Kind seiner Eltern. Was wäre gewesen, wenn die Eltern sich diesem Leben verweigert hätten? Welche Werte wären uns verloren gegangen! Auf welche Erscheinungen, auf welche genialen Persönlichkeiten hätten wir verzichten müssen!

5. Es ist auch die Wahrscheinlichkeit größer in einer kinderfrohen Familie, daß Priester- und Ordensberufe aus ihr hervorgehen; denn die kinderfrohe Familie ist ein besserer Nährboden für Priester- und Ordensberufe als die Zwergfamilie. Warum? Weil man in der kinderfrohen Familie Tugenden ausbildet, die für den Priester und für den Ordensmann oder für die Ordensfrau notwendig sind: Einfachheit, Bescheidenheit, Rücksichtnahme, Dienstbereitschaft; aber auch Gottvertrauen, Ergebenheit in Gottes Willen, Frömmigkeit. Immer war die kinderfrohe Familie ein besserer Nährboden für Priester- und Ordensberufe als die kinderarme Familie.

Der heilige Papst Pius X. stammt aus einer Familie von neun Kindern. Ketteler, der große Mainzer Bischof, kommt ebenfalls aus einer Familie von neun Kindern. Graf Max von Galen, der Bischof von Münster, ließ, als er Bischof wurde, ein Bild drucken, auf dem zu lesen stand: „Ich bin das dreizehnte Kind in unserer Familie, und ich danke meiner einzigen Mutter ewig, daß sie den Mut hatte, auch das dreizehnte Kind von Gott anzunehmen; denn nur dadurch konnte ich Priester und Bischof werden.“

Vor einiger Zeit war ich in einem kleinen bayerischen Wallfahrtsort. Neben der Wallfahrtskirche steht ein Haus für den Priester. Das Haus ist leer. Ich fragte eine alte Dame, die mit einem Enkelkind in der Nähe war: „Ja, wohnt denn hier kein Priester mehr?“ Da gab sie mir zur Antwort: „Wie soll es denn Priester geben, wenn es keine Kinder gibt?“

6. Wenn in einer Familie mehrere Kinder sind, ist die Wahrscheinlichkeit größer, daß die Eltern in ihrer Schwäche und in ihren betagten Zeiten Unterstützung und Hilfe finden als da, wo nur ein einziges Kind oder zwei Kinder sind. Es ist für die Eltern besser gesorgt, wenn sie mehrere Kinder haben, als wo nur ein einziges Kind diese Sorge übernehmen soll. Es kann ja auch der Tod zugreifen und seine kalte Hand das einzige Kind holen. Die Trauer über das einzige Kind ist nicht größer als die Trauer über ein Kind, das aus einer kinderreichen Familie stirbt; denn ein jedes Kind ist gleich wertvoll, den Eltern und vor Gott. Aber es bleiben dann immerhin noch andere übrig, die diese Aufgabe, die Eltern zu umsorgen, im Alter übernehmen können.

7. Es ist in der kinderfrohen Familie das Glück des ewigen Himmels zu bedenken. Was dürfen Eltern dankbar und froh sein, wenn sie in die Ewigkeit eingegangen sind und sie erleben, wie ein Kind nach dem anderen zu ihnen kommt, um sich mit ihnen in alle Ewigkeit zu freuen! Wie glücklich, wenn sie vor Gott hintreten können und sagen: „Wir haben das Leben aus deiner Hand angenommen. Unser Gewissen ist rein. Wir dürfen freudig vor den Richterstuhl Gottes treten.“ Was wiegen dagegen die Sorgen, die Verzichte und die Entbehrungen! Sie sollen nicht geringgeschätzt werden. Selbstverständlich bereiten viele Kinder größere Arbeit, mehr Sorgen als ein Einzelkind - in der Regel. Es muß nicht immer so sein. Manchmal ist ein Einzelkind ein viel größeres Sorgenkind als fünf oder zehn Kinder. Auch das kommt vor. Aber immerhin, die Kinder vermehren in der Regel die Sorge. Und manchmal läßt sich jemand zu einer Äußerung der Ungeduld hinreißen. Eine Mutter sagte einmal: „Ach, wenn doch nicht die Kinder wären! Es ist zum Verzweifeln.“ Am Abend dieses selben Tages hörte sie, wie der fünfjährige Hans seinem Abendgebet etwas leise hinzufügte. Sie fragte: „Was hast du da gebetet?“ „Schau“, sagte der Hans, „Mutter, du hast heute morgen gesagt: 'Ach, wenn doch nicht die Kinder wären!' Da habe ich das Jesulein gebeten, er möge mich doch holen, dann sind es nicht mehr so viele.“ Die Mutter hat nie mehr über ihre vielen Kinder geklagt.

Es ist nun einmal so, wie die Nachfolge Christi bemerkt: „Du kannst nicht doppelte Freude haben, hier auf Erden genießen und drüben mit Christus herrschen.“ Das heißt, man muß sich entscheiden. Entweder man sucht hier ein Leben des Genusses und des Schwelgens, oder man dient hier und nimmt die Arbeiten und Mühen und Sorgen des Lebens auf sich, um sich drüben zu freuen. Die rumänische Königin Carmen Silva hat einmal das bedeutsame Wort gesprochen: „Wer sich für die Kinder nicht opfern will, der soll nicht heiraten.“ Jawohl, dazu heiratet man, um sich den Kindern zu opfern. Man kann es noch ergänzen, indem man sagt: Wer keine Kinder erziehen will, der soll nicht die Ehe eingehen. Wir müssen uns auf dieser Welt für Gott und gegen die Bequemlichkeit entscheiden. Wir müssen auf dieser Welt dienen, arbeiten, leiden, um die ewige Seligkeit zu gewinnen. „Siehe, du kannst nicht doppelte Freude haben, hier auf Erden genießen und drüben mit Christus herrschen.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über Ehe und Familie (8)

(Über den Zweck der ehelichen Vereinigung)

05.03.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Es gibt göttliche Ordnungen, denen sich der Mensch einzufügen hat. Eine solche Ordnung ist die Ehe. Sie ist durch Gottes Schöpferwillen geordnet, und diesem Ordnungsgefüge hat der Mensch sich einzupassen. Die Ehe ist von Gott zu einem doppelten Zweck eingesetzt, damit die Gatten sich gegenseitig ergänzen und helfen und damit aus ihrer liebenden Vereinigung Bürger der Erde und Kinder Gottes erwachsen. Die doppelte Sinnhaftigkeit der Ehe teilt sich dem Geschehen mit, in dem die Gatten ein Fleisch werden. Nach Gottes Willen hat die eheliche Einigung den doppelten Zweck, die Liebe der Gatten auszudrücken und offen zu sein für die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes.

In beiden Zwecken dieses Geschehens kann man sich verfehlen. Es gibt einen Gebrauch, und es gibt einen Mißbrauch der Ehe. Man kann sich erstens verfehlen, indem man dieses von Gott den Menschen überlassene Geschehen in eigennütziger und selbstsüchtiger Weise vollzieht. Ein technisch völlig einwandfrei vollzogenes ehelicher Akt, der aus Selbstsucht und Gier geschieht, ist ein Mißbrauch der Ehe. Ein dem Gatten aufgenötigter Verkehr, der nicht Rücksicht nimmt auf ihn, sondern wo nur das Begehren des eigenen Fleisches die Antriebskraft ist, ein solcher ehelicher Verkehr ist sündhaft. Die meisten Menschen beachten diese wunderbare Ordnung nicht genügend. Auch im Klerus bestehen vielfach falsche Ansichten. Mir sagte einmal ein Mainzer Pfarrer: „Die Gatten müssen immer und jederzeit miteinander dieses Geschehen vollziehen können, um ihre Liebe zu bezeigen.“ Meine lieben Freunde, um die Liebe zu bezeigen, gibt es viele Ausdrucksmöglichkeiten, und die eheliche Einigung ist nur eine von ihnen. Man kann dem Gatten die Liebe bezeigen, indem man Anteil nimmt an seinen Arbeiten, indem man sich einfügt in seine Sorgen, indem man ihm gegenüber aufmerksam ist, indem man ihm Arbeit abnimmt, indem man ihm Geschenke überreicht. Das alles sind Weisen, die Liebe zu bezeigen, und die eheliche Einigung ist nur eine davon, nicht die einzige. Außerdem kann die Liebe gebieten, sie gerade nicht zu vollziehen. Es kann ein Akt der Liebe, ein Gebot der Liebe sein, auf dieses Geschehen zu verzichten. Also es ist ganz falsch, was dieser Pfarrer mir in seiner Einseitigkeit sagte.

Die Ehegatten wissen am allerbesten, wann diese wunderbare Vereinigung Ausdruck echter Liebe ist, wann sie dem Wohl, dem recht verstandenen Wohl des Gatten wirklich dient und wo sie nur vom Hämmern des Blutes und vom Kochen des Fleisches eingegeben ist. Warum haben wir denn jetzt, meine lieben Freunde, diese Diskussion um Vergewaltigung in der Ehe? Wir haben sie doch deswegen, weil eben dieses Geschehen allzu oft mißbraucht wird, nicht Ausdruck der Liebe, sondern allein Ausdruck des Begehrens ist.

Die zweite Weise, wie man sich gegen den Doppelsinn dieses Geschehens verfehlen kann, besteht darin, daß man den Zweck der Fortpflanzung willkürlich vereitelt. Die Menschen haben zu diesem Zweck viele, viele Verfahren ersonnen. Ich brauche sie hier nicht zu nennen, sie stehen alle in der Liste der Frauenärzte und der Kliniken. Es ist, wenn man willkürlich den ehelichen Akt seiner Fruchtbarkeit beraubt, ähnlich wie mit einem Motor, den man auf höchsten Touren laufen läßt, aber im Leerlauf. Dazu ist der Motor nicht geschaffen. Der Motor ist ein lebloses Ding, von Menschen erfunden. Hier geht es um mehr, hier geht es um ein göttliches Werk, von Gott erdacht und von

Gott in eine Ordnung hineingestellt. Es sind sechs Mängel, welche dieser Mißbrauch der Ehe nach sich zieht.

1. Den Gatten fehlt das tiefe Glück der vollen ehelichen Einigung. Der eheliche Akt wird verstümmelt; er wird willkürlich seiner Zielrichtung beraubt. Es kann deswegen unter gesunden, unverbildeten Eheleuten nicht die volle Erfüllung eintreten, die nach Gottes Willen diesem Akt eigen sein soll. Ein jeder weiß, hier fehlt etwas. Die Ärzte sagen uns, daß die Trennung der Sexualität von der Fortpflanzung vor allem bei der Frau zur Libidoabnahme führt, daß also hier ein Gespür dafür vorhanden ist, wenn man intentionell diesen Zweck ausschließt, daß das Unterbewußte sich regt und sich dagegen wehrt. Das volle Glück der ehelichen Einigung wird dadurch mit Sicherheit nicht erreicht. Der Mensch vergeht sich nicht umsonst gegen Gottes Schöpfungsordnung.

2. Es besteht die große Gefahr, daß die Würde des Mannes und der Frau Schaden leidet. Denn es ist eben die Würde des Mannes und es ist die Würde der Frau, daß er Zeugender und daß sie Empfangende ist. Wenn jetzt dieser wunderbare Vorgang in Gang gesetzt wird, um allein der Lust zu dienen, wird die Würde der Frau, wird die Würde des Mannes verletzt. Es besteht die große Gefahr, daß die Achtung des Mannes vor der Frau und die Achtung der Frau vor dem Manne Schaden nimmt. Diese Gesetzmäßigkeit ist bekannt und wird uns von vielen Fachleuten auf diesem Gebiete bestätigt.

3. Es ist in der Gegenwart zum ersten Mal in einem gewaltigen Umfang möglich, Sexualität und Fortpflanzung zu trennen. Wir haben ein Riesenexperiment mit Millionen und Abermillionen von Fällen. Und dieses Unternehmen zeitigt auch die von einsichtigen Ärzten vorausgesagten Wirkungen, nämlich an erster Stelle Schäden an der Gesundheit, Schäden an der Gesundheit, die, soweit es möglich ist, von den Erzeugerfirmen der entsprechenden Mittel heruntergespielt werden, die aber, wie uns kenntnisreiche Ärzte versichern, beinahe unvermeidlich sind. Ein deutscher Frauenarzt schreibt: „Dreiviertel aller Krankheiten der Frau hängen mit dem Mißbrauch der Ehe zusammen.“ Ein französischer Chirurg bemerkt: „Fünf Prozent meiner Patienten waren kinderreiche Frauen, fünfundneunzig Prozent kinderlose und kinderarme.“ Vor einigen Wochen sprach mich eine Budenheimer Frau an, die an Brustkrebs leidet. Sie erklärte mir, daß von 14 Frauen, mit denen sie in die Sauna geht, 6 Brustkrebs haben. Diese Fälle, diese Bemerkungen geben zu denken. Man mag noch so geschickt die Natur zu überlisten versuchen, die Natur schlägt gegen ihren Mißbrauch zurück. Das Riesenexperiment, die Natur zu überwinden mit Gummi oder Chemie, ist mißlungen.

4. Es stellen sich auch seelische Schäden ein. Auch die seelische Gesundheit leidet. Fachleute sagen uns, daß die Affektivität, also die Ansprechbarkeit, die Antriebskraft, durch fortwährenden Ehemißbrauch vor allem bei den Frauen leidet; daß die zwischenmenschlichen Beziehungen gestört sind; daß sich depressive Störungen einstellen, die bis zu Depressionen führen können. Die seelische Gesundheit muß unter diesem Geschehen Schaden nehmen.

5. Die Eheleute sind durch das Eheband miteinander verbunden, und das Eheband ist eine heilige Wirklichkeit, die sie miteinander verknüpft zu dem vom Schöpfer gewollten Zweck. Die Trennung von Sexualität und Fortpflanzung gestattet die Vermehrung des Geschlechtsverkehrs. Sie gestattet die fast unbegrenzte Häufung. Dadurch kann es leicht zu sexueller Ausbeutung kommen. Und die Folgen sexueller Ausbeutung sind Zerwürfnisse in der Ehe, aber auch Frigidität und Brutalität. Der Trieb braucht immer stärkere Dosen, um sich zu befriedigen. Das Eheband leidet Schaden. Es ist jetzt auch scheinbar ganz leicht möglich, eheliche Untreue zu begehen; es ist scheinbar ohne Folgen, wenn man sich der rechten Mittel bedient. Aber nur scheinbar. In der Tiefe der Seele, da spricht das Gewissen: Was hast du getan!

6. Auch das Ehesakrament nimmt Schaden. Es kann seine Wirkung nur entfalten, wenn die Eheleute disponiert, d.h. also vorbereitet sind auf die Wirkungen, die es hat. Das Ehesakrament soll den Eheleuten Gnaden verleihen, um das Eheleben zu bewältigen, das wahrhaftig schwer genug ist. Aber wie können sie Gnaden empfangen, wenn sie dafür nicht bereit sind, wenn sie sich dem Segen des Ehesakramentes nicht öffnen, sondern dem Sinn und Zweck der Ehe zuwider handeln?

Das sind, meine lieben Freunde, die sechs bösen Wirkungen des Auseinanderreißen der beiden Sinngehalte, die dem ehelichen Akt zu eigen sind. Aber es ist mit diesem Mißbrauch wie mit einem Krebs. Der Krebs hat einen Primärherd, aber dann streut er; dann bilden sich Metastasen an anderen Gliedern, und schließlich wird der ganze Körper verbrannt.

Ähnlich ist es auch mit diesem Geschehen. Es hat Streuwirkung. Die erste Streuwirkung ist das permanent schlechte Gewissen. Es mögen noch so viele Falschlehrer auftreten in der Welt draußen und - Gott sei es geklagt - auch in unserer Kirche; der Protestantismus mag sich beugen, soviel er will, er beugt sich immer vor den Begierden der Menschen, er läßt immer seine Nachgiebigkeit erkennen, weil er keine von Gott gestiftete Religion ist: In den Herzen der Menschen wird sich irgendwie dumpf und ahnungsvoll ein Wissen erhalten: Das ist nicht recht, was wir tun. Man mag - und ich bin der letzte, der dafür kein Verständnis hat - man mag auf die Schwäche der Menschen verweisen. Wir sind alle schwach, selbstverständlich. Aber die Normen müssen bestehen bleiben. Wir müssen uns eben vor den Normen schuldig bekennen. Und dann haben wir den Weg, davon frei zu werden. Aber wir dürfen nicht die Normen wegen unserer Schwächen umstoßen.

Das ist also die erste Wirkung, das permanent schlechte Gewissen. Die zweite Wirkung: Es läßt das religiöse Leben nach. Die Menschen, die sich gewohnheitsmäßig gegen Gottes Willen verfehlen, verstecken sich vor Gott wie Adam und Eva im Paradies. Wenn sich noch eine gewisse Religiosität erhält, dann ist sie flach und horizontal. Das erleben wir ja fortwährend, wie verflacht in unseren Gemeinden das ganze betriebsame Geschehen ist. Die eigentlichen Dinge werden überhaupt nicht angefaßt; mit Nebensachen und Nippsachen beschäftigt man sich. Das ist die Folge, daß hier weitgehend Leute den Ton angeben, die eben nicht mehr auf Gottes Stimme in der Ehe hören. Fortwährende Verhütung und inniges religiöses Leben sind miteinander völlig unverträglich.

Schließlich noch eine dritte Streuung: Opferkraft und Selbstbeherrschung schwinden, und damit verliert der Mensch die Achtung vor sich selbst. Die Enthaltbarkeit braucht Willenskraft, und wer diese Willenskraft aufbringt, der erlebt den Triumph seiner Vernunft über die Begierde. Und damit gewinnt er Achtung vor sich selbst. Wer dagegen vor der Begierde kapituliert, wer dem Begehren des Fleisches nachgibt, wer die Türen für den Mißbrauch öffnet, der kann auf die Dauer die Achtung vor sich selbst nicht behalten. Er verliert sie. Das sind die Streuungen dieses Mißbrauchs.

Meine lieben Freunde, es gibt wenige Themen, über die zu sprechen mir so schwer fällt wie dieses. Aber es muß um Gottes und der Menschen willen geschehen. Gott entläßt uns nicht von der Pflicht, die Wahrheit über die Ehe, über den Gebrauch der Ehe, den Menschen zu verkünden. Ein Gesetz wird dadurch nicht falsch, daß es den, der es auf Anruf verkündet, nicht trifft. Wir zölibatären Priester haben mit anderen Problemen zu ringen, und uns sind andere Aufgaben gestellt. Ich weiß nicht, ob sie leichter sind. In jedem Falle noch einmal: Es ist kein Einwand gegen die Richtigkeit eines Gesetzes, wenn derjenige, der es auf Anruf verkündet, von dem Gesetz selbst nicht getroffen wird. Wir müssen die Richtpfähle stehen lassen. Wir dürfen Gottes Willen nicht verfälschen. Die katholische Kirche ist die einzige Institution auf der ganzen Erde, die insgesamt und in ihren besten Vertretern immer noch diese Wahrheit verkündet. Das darf uns stolz und dankbar machen. Wir gehören dem einzigen, von Gott gestifteten Verband an, der Gottes Wahrheit, gelegen oder ungelegen, den Menschen vorträgt. Das ist unser Glück, das ist unsere Ehre, und das ist auch unsere stolze und dankbare Erkenntnis.

„Brüder, enthaltet euch der Unzucht! Ein jeder wisse seine Frau in Zucht und Ehrfurcht zu besitzen, nicht in leidenschaftlicher Begierde wie die Heiden, die Gott nicht kennen.“ Ein Wort des Apostels Paulus aus dem 1. Korintherbrief.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über Ehe und Familie (9)

(Über Einwände gegen die kirchliche Ehelehre)

12.03.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Man hat das 20. Jahrhundert das Jahrhundert des Kindes genannt. Aber diese Bezeichnung darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Einstellung zum Kind bei den Zeitgenossen sehr verschieden ist. Von der hellen Freude am Kind über das bewußte Ja und den klaren Willen zum Kind gibt es auch die bloß gnädige Duldung des Kindes und die eisige Ablehnung des Kindes. In diese Gesinnung und Haltung hinein trifft die Verkündigung der Kirche, die immer das Kind als die schönste Frucht der Ehe bezeichnet hat und die die Eltern ermahnt und bittet, nach ihren Möglichkeiten einer zahlreichen Kinderschar das Leben zu geben.

Aber es gibt Einwände gegen diese Verkündigung der Kirche, und wir wollen uns ihnen stellen. Wir wollen alle Bedenken, die gegen die Lehre der Kirche und ihre Weisungen vorgebracht werden, uns vorführen und auf ihre Echtheit und Berechtigung prüfen.

An erster Stelle kann man heute hören: „Man wird ja ausgelacht, wenn man viele Kinder hat.“ Das stimmt; man wird ausgelacht. Ausgelacht zu werden ist immer das Los derer gewesen, die sich an Gottes Willen gehalten haben. Es ist das ein Lachen der Dummheit, der Verlegenheit und des Neides. Ein Lachen der Dummheit, weil es Menschen gibt, die nicht begreifen wollen, daß man den Himmel über die Erde stellt, daß man Gott den Vorzug vor den Menschen gibt; ein Lachen der Verlegenheit, weil man selber ein schlechtes Gewissen hat, weil man selber mit Schuld an sein eigenes Verhalten denken muß; und ein Lachen des Neides, weil man eben sieht, wie glücklich viele Familien sind, in denen eine Kinderschar das Haus belebt und den Eltern - das sei doch auch gesagt - Freude macht und ihnen wahrhaft das Leben erfüllt. Wer gegen den Strom schwimmt, muß immer damit rechnen, ausgelacht zu werden, ja, er muß gefaßt sein, Nachteile und Verfolgung zu erleiden. Aber das darf einen Diener Christi und Nachfolger Jesu nicht anfechten.

„Die Zeiten sind unsicher, die Zukunft ist dunkel.“ Richtig, aber die Zeiten sind immer unsicher, und die Zukunft ist immer dunkel. Wenn frühere Generationen die Unsicherheit und Dunkelheit zum Anlaß genommen hätten, sich dem Schöpfungsbefehl Gottes zu verweigern, dann wäre die Menschheit längst ausgestorben. Auch im vorigen Jahrhundert war die Zukunft dunkel und waren die Zeiten unsicher. Preußen hat in sechs Jahren drei Kriege geführt! Und was soll ich sagen zu den Pestepidemien, die im Mittelalter ganze Landstriche ausgerottet haben? Aber die Menschen haben diese Erscheinungen nicht zum Anlaß genommen, sich gegen den Willen Gottes zur Kinderfeindlichkeit zu entschließen. Die Zukunft ist ja auch die Zukunft Gottes, und die Kinder, die von braven Eltern in das Licht dieses Lebens geführt werden, gestalten ja zu ihrem Teil die Zukunft mit.

„Wir wollen nicht Kinder für einen dritten Weltkrieg erziehen.“ Richtig, deswegen Kampf dem Kriege! Wenn wir brave Eltern und brave Kinder haben, friedliebende Eltern und friedliebende Kinder, dann ist, soweit das in unserer Macht steht, der Gefahr eines neuen Krieges weitgehend vorgebeugt. Kriege werden nicht von gottesliebenden Eltern und von in der Furcht Gottes erzogenen Kindern gemacht, sondern von Bösewichtern; und Bösewichter sind immer in jedem Volk und zu jeder Zeit möglich. Das kann kein Einwand dagegen sein, dem Schöpfungsbefehl Gottes nachzukommen.

„Kinder bringen Ärger, Aufregung, Unruhe, Lärm.“ Natürlich, selbstverständlich. Aber die Stille, die aus der Kinderlosigkeit folgt, ist eine Todesstille. Der Lärm und die Unruhe und die Ungelegenheit

ten, die Kinder bereiten, müssen sein; sie sind Zeichen ihrer Lebendigkeit, und die müssen wir ertragen. Die Beschwerden, die mit Kindern verbunden sind, sind die uns von Gott gestellte Aufgabe. Sie haben wir zu tragen, und sie haben wir zu bewältigen. In der Nachfolge Christi ist denen, die nur an ihr Behagen denken und an ihre Bequemlichkeit, etwas ins Stammbuch geschrieben, da heißt es: „Jesus hat jetzt viele Jünger, die im himmlischen Reiche gern mit ihm herrschen möchten, aber wenige, die sein Kreuz auf Erden tragen wollen; viele, die seinen Trost begehren, aber wenige, die in der Trübsal bei ihm aushalten wollen; viele, die mit ihm essen und trinken möchten, aber wenige, die mit ihm fasten wollen. Alle möchten mit ihm Freude haben, aber wenige wollen mit ihm leiden.“ Wahrhaftig, diese vor fünfhundert Jahren geschriebenen Sätze haben ihre Geltung bis heute behalten.

„Kinder bringen Sorgen und sind ein Risiko.“ Das stimmt, aber es sind gottgewollte Sorgen, es sind liebe Sorgen. Es sind die Sorgen, die unseren Lebensinhalt ausmachen. Diese Sorgen sind unsere Ehre, und sie sind die Erfüllung unseres Lebens. Risiken, meine lieben Freunde, lassen sich im Leben niemals ausschalten. Auch ein einziges Kind kann eine Sorge sein, manchmal eine größere als fünf Kinder. Und auch die Kinderlosigkeit kann eine Sorge sein. Das Risiko wird uns nicht abgenommen. Auch das Einzelkind ist ein Risiko, und die Kinderlosigkeit ist ein Risiko. In diesem Leben muß man etwas wagen; wir sind dafür mit Verstand und Willen von Gott ausgerüstet, daß wir Wagnisse eingehen. Außerdem haben wir einen, der mitsorgt, wir haben den Vater im Himmel, der unsere Sorgen teilt, der unsere Sorgen sieht und der uns in unseren Sorgen zur Seite steht.

„Man hat keinen Dank von den Kindern.“ Das kommt vor. Es gibt undankbare Kinder, aber es gibt auch viele dankbare Kinder. Und wenn der Dank auf Erden ausbleibt, dann wird er uns im Himmel gegeben. Außerdem, wenn eigene Kinder undankbar sind, so erfahren wir doch den Dank von den Kindern anderer. Die Kinder jener Eltern, die uns im Alter mit ihrer Arbeit unterhalten, statten den Dank ab, den unsere eigenen Kinder uns verweigert haben.

„Wer nimmt sich schon einer kinderreichen Familie an?“ Nun, ganz ist es ja nicht so, daß eine kinderreiche Familie heute schutzlos und hilflos ist. Es ist schon in den dreißiger Jahren viel geschehen. Ich will Ihnen ein Beispiel erzählen: Als ich in die Schule ging, ans Gymnasium, da mußten die Eltern für jedes Kind 20 Mark Schulgeld bezahlen; in jedem Monat 20 Mark Schulgeld, das war sehr viel. Aber das Schulgeld sank nach der Kinderzahl. Für jedes Kind wurden 2 Mark Nachlaß gewährt. Wer zehn Kinder hatte, brauchte überhaupt kein Schulgeld zu bezahlen. Und außerdem gab es Freistellen. Seit dieser Zeit ist doch noch viel mehr geschehen. Adenauer hat einen eigenen Familienminister geschaffen, der sich der Familien annehmen soll, vor allen Dingen und zuerst der kinderreichen Familien. Wir haben Erziehungsurlaub, wir haben Kindergeld. Es ist noch nicht genug geschehen, gar keine Frage, und wir haben soeben die Klagen des Familienbundes gehört, daß die neuere Steuergesetzgebung noch nicht den Anforderungen entspricht, die an sie gestellt werden müssen. Aber niemand kann sagen, es geschieht nichts.

„Man bekommt keine Wohnung, wenn man mit vielen Kindern anrückt.“ Das trifft leider in vielen Fällen zu. Es gibt hartherzige Vermieter, die keine kinderreichen Familien in ihren Häusern haben wollen. Es gibt Mieter, die sich über den Lärm beklagen, den Kinder nun einmal unvermeidlich machen. Und der Wohnungsbau ist immer noch nicht so gesetzlich gestützt, daß erschwingliche Wohnungen für kinderreiche Familien geschaffen werden. Allerdings muß man dazu sagen, meine lieben Freunde, der Wohnraum allein macht es nicht. Es gibt viele Eltern und es gibt viele Ehegatten, die reichlich Wohnraum haben, die über ein ganzes Haus verfügen, was sie aber nicht veranlaßt hat, einer größeren Kinderschar das Leben zu schenken. Wer die Bereitschaft und den Willen zum Kind nicht hat, dem wird auch mit einer großen Wohnung dazu nicht verholfen werden.

„Die Kinder machen der Mutter zu schaffen; sie rauben ihr die Gesundheit.“ So allgemein kann man das nicht sagen. Ich habe am vorigen Sonntag einen Arzt zitiert, der das Wort gesprochen hat: „Die Frauen werden nicht krank an den Kindern, die sie haben, sondern an denen, die sie nicht haben.“ Selbstverständlich zehren Kinder an der Mutter. Die Mutter ist ja doch diejenige, die sich wahrhaftig für die Kinder hingibt, und deswegen kann die Mutterschaft überhaupt nicht hoch genug gestellt werden. Mehr Achtung, mehr Ehrfurcht vor der Mutter, mehr Hilfe für die Mutter, das muß unsere Parole sein, aber eines darf mit Sicherheit gesagt werden: Wegen der Beschwerden, die mit der Mutterschaft verbunden sind, darf nicht auf Kinder verzichtet werden. Das sind die Beschwerden,

durch die sich die Mutter den Himmel verdient; das sind die Beschwerden, die von Gott gewollt sind und die sie auf sich nehmen muß. An uns ist es, alles zu tun, um ihr diese Beschwerden abzunehmen oder zu erleichtern.

„Meine Frau ist krank und darf keine Kinder haben.“ Sehr wohl, wenn es wirklich so ist, dann darf diese Ehe auf eigene Kinder verzichten. Es ist aber dazu zweierlei zu bemerken:

1. Schon oft hat ein Arzt gesagt: „Sie dürfen kein Kind mehr haben“, und dann hat die Mutter doch noch ein Kind oder mehrere Kinder gehabt, und sie sind alle gesund zur Welt gekommen. Es trifft nicht immer zu, was Ärzte sagen.

2. Wenn man auf eigene Kinder verzichtet, dann auf dem rechten Wege, auf die ich gleich zu sprechen kommen werde.

„Lieber wenige, tüchtige und gesunde Kinder als viele.“ Meine lieben Freunde, die Tüchtigkeit von Kindern hängt nicht an ihrer Zahl. Das siebente Kind kann tüchtiger sein als das erste oder als das zweite. Und was die Gesundheit der Kinder betrifft, hängt sie ab von der Gesundheit der Eltern und von der gesunden Erziehung. Wenn freilich in der Zeit der Schwangerschaft die Mutter sich in Zigarettenrauch einhüllt und mit Alkohol begießt, dann ist große Gefahr für das Kind, aber nicht wegen der Mutterschaft, sondern wegen der Mißbräuche, die in der Mutterschaft vorgekommen sind.

Die Kirche hat niemals einem hemmungslosen Zeugen das Wort geredet. Sie hat stets, wenn auch in anderen Wendungen, das Wort und die Sache von der verantworteten Elternschaft praktiziert. Was ist damit gemeint? Eltern müssen jede ihrer Handlungen vor Gott verantworten. Sie müssen immer ihr Gewissen nach Gottes Willen ausrichten. Wenn sie ein Kind zeugen, tun sie es, und wenn sie es nicht zeugen, tun sie es ebenso. Wenn schwerwiegende Gründe vorhanden sind, daß Eltern keine oder keine weiteren Kinder haben wollen, dann dürfen sie, wenn sie das vor Gott verantworten können, aus den rechten Beweggründen und auf den rechten Wegen dieses Ziel zu erreichen suchen.

Welches sind die rechten Beweggründe? Es darf nicht Selbstsucht sein, es darf nicht Eigennutz sein, es darf nicht Bequemlichkeit sein, sondern etwa die Rücksicht auf den unerbittlich harten Lebenskampf, die wirtschaftlichen Verhältnisse, die Gesundheit der Mutter; das sind berechnete Beweggründe, um Abstand zu nehmen, einer größeren Kinderschar das Leben zu schenken. Die Wege dazu sind von Gott vorgezeichnet. Wer berechnete ist, auf die Zeugung weiterer Kinder zu verzichten, der darf die eheliche Einung in den Zeiten vornehmen, in denen mit Gewißheit eine Empfängnis nicht verwirklicht wird. Es ist den so beratenen Gatten unbenommen, die empfängnisfreien Zeiten zu benutzen, um sich die eheliche Liebe in der Weise des ehelichen Verkehrs zu bezeugen. Das ist aber etwas ganz anderes als künstliche Empfängnisverhütung, denn hier wird das benutzt, was die Natur bereitgestellt hat, was also der Schöpfer der Natur bejaht hat, während bei der künstlichen Empfängnisverhütung der Mensch in Prozesse eingreift, die nicht seiner Steuerung unterstehen. Vor allem, weil bei der Verwendung der empfängnisfreien Zeiten die Tugend der Enthaltbarkeit vorhanden ist. Man muß dann eben nicht nach Lust und Laune sich miteinander zusammentun, sondern nach Überlegung und in heiliger, beherrschter Liebe.

Es gibt heute Leute, meine lieben Freunde, die sagen: „Ja, man soll die Basis befragen.“ Die Basis soll man befragen, wie es um die Empfängnisverhütung steht. Die Basis! Wenn man zur Zeit des Moses die Basis befragt hätte, dann hätte das Volk nicht die Zehn Gebote angenommen, sondern das goldene Kalb beibehalten. Was heute seit Jahrzehnten in die Basis hineingerufen wird von irregeleiteten Theologen und allzu schweigsamen Bischöfen, das kann man natürlich herausfragen; aber das ist nicht der Wille Gottes, das ist auch nicht der Glaubenssinn des Volkes Gottes, sondern das sind die irrigen Aufstellungen derer, die den Sinn Christi verloren haben.

Ich mache auch darauf aufmerksam, daß es jedermann unbenommen ist, ehelos zu bleiben. Es ist in der vergangenen Zeit, seit den letzten dreißig Jahren etwa, zu wenig darüber gesagt worden, wie angenehm vor Gott derjenige ist, der um Gottes Willen auf Ehe und Familie verzichtet, um dadurch anderen, eben Ehen und Familien, zu dienen und zu helfen. Als ich 1960 nach Mainz kam, meine lieben Freunde, da waren in den Universitätskliniken die Barmherzigen Schwestern, die die Kranken pflegten. Heute ist nicht eine einzige mehr in diesen Kliniken zu finden. Das ist die Folge davon, daß man dem hemmungslosen Ausleben auch der Sexualität das Wort geredet hat, daß man die Verkündi-

gung von der gottgewollten Jungfräulichkeit unterschlagen hat, daß man den Menschen nicht mehr gesagt hat: Ihr könnt euch erfüllen und vollenden, wenn ihr euch im ehelosen Leben an Gott hingebt.

Lassen Sie sich, meine lieben Freunde, nicht irremachen! Halten Sie sich an die Lehre der Kirche! Es ist nicht die Meinung von Menschen, es ist die Lehre Gottes. Und die Kirche, die diese Lehre verkündet, hat eine schwere Aufgabe. Es sind schwere Gebote, aber schwere Gebote werden nicht dadurch ungültig, daß ihre Erfüllung mit Anstrengung verbunden ist. Eine Verpflichtung hört nicht auf, verbindlich zu sein, wenn ihre Erfüllung beschwerlich ist. Halten wir fest an der Wahrheit! Das ist unser Stolz, unser Glück und unser endlicher Sieg.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über Ehe und Familie (10)

(Über die Abtreibung)

19.03.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Es wird wohl keinen Christen geben, dem es nicht ans Herz greift, wenn er am Fest der Unschuldigen Kinder die Worte hört: „Ein Weinen und Wehklagen erhob sich in Rama. Rachel weint über ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen, denn sie sind nicht mehr.“ Was uns bei diesem Evangelium so packt, ist der Gegensatz zwischen dem Leben und dem Tod. Eben ist erschienen der Urheber des Lebens, Christus, und der grausame Tyrann überantwortet unschuldige Knäblein dem bitteren Tode. „Eine Stimme ward gehört zu Rama, Weinen und Wehklagen. Rachel weint über ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen, denn sie sind nicht mehr.“

Heute muß Mutter Kirche über die Kinder weinen, denen man es versagt hat, das Leben auf Erden zu durchlaufen. „Läutet die Totenglocken, verhängt die Altäre mit schwarzen Tüchern!“ So hat vor etwa 70 Jahren Kardinal Faulhaber ausgerufen. Mutter Kirche weint um all die Ungeborenen, denen es nicht vergönnt war, das Licht des Lebens zu erblicken, die sterben mußten, bevor sie den ersten Atemzug getan haben.

Wenn das eine Angelegenheit wäre, die unter Christen nicht einmal genannt würde, dann bräuchten wir darüber nicht zu sprechen. Aber wir alle wissen, wie der weiße Tod auch in christlichen Familien sich eingenistet hat. Und so müssen wir an erster Stelle sagen: Der gewaltsame Tod, der einem Kinde im Mutterleib zugefügt wird, ist ein Eingriff in Gottes Herrschaftsrechte. Gott ist der Herr des Lebens und des Todes. Das Recht auf Leben geben einem Kind nicht die Eltern. Das Recht auf Leben gibt einem Kinde Gott. Niemand darf dieses Recht auf Leben antasten, aus keinem Grunde, aus keiner medizinischen, eugenischen, sozialen oder sittlichen Indikation. Derjenige, der wie im Buch des Propheten Ezechiel bezeugt ist, gesprochen hat: „Mein sind alle Seelen“, der hat auch am Berge Sinai gesagt: „Du sollst nicht töten!“ Die katholische Kirche, meine lieben Freunde, ist in der heutigen Zeit die einzige, die konsequent an dem Verbot der Tötung ungeborenen Lebens festhält. Der Staat hat sich längst gebeugt, und die Herren und Damen Umweltschützer möchten zwar vor jeden Froschteich eine Wache stellen, aber im Kampfe gegen den weißen Tod, da schweigen sie. Und was tut der Protestantismus? Im Jahre 1976 hat die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland - das ist das oberste Verfassungsorgan des deutschen Protestantismus - erklärt, man könne sich auch schuldig machen, wenn man nicht abtreibt. Ich habe mich nicht versprochen: Man könne sich auch schuldig machen, wenn man nicht abtreibt.

Kein Wunder, wenn dieses Laster sich überall eingenistet hat. Die Ausreden, die da gefunden werden, etwa vom Bundesverfassungsrichter Zeidler, es handle sich hier um eine himbeerartige Masse - für Zeidler ist ein Kind im Entwicklungsstadium eine himbeerartige Masse! -, diese Ausreden zählen nicht. Denn vom ersten Augenblick, in dem das junge, neue Leben im Leib der Mutter entsteht, ist es mit einer unsterblichen Seele begabt. Das Geschöpf mag noch so wenig in die Vollentwicklung eingetreten sein: Was da im Leibe der Mutter lebt, ist ein Kind, ein Kind im Anfangsstadium seiner Entwicklung. Man kann auch nicht sagen: „Mein Bauch gehört mir.“ Natürlich gehört dir dein Bauch, aber du gehörst Gott - und dein Bauch und das Leben in deinem Bauch dazu! Es ist ein Eingriff in Gottes Herrschaftsrechte, wenn ein Kind im Mutterleib getötet wird.

Es ist aber auch zweitens eine Entweihung des Heiligtums der Ehe; denn solche Tötungen kommen ja nicht nur vor der Ehe vor, sie kommen auch in der Ehe vor. Die Ehe ist eingesetzt, damit das Kind einen Schutz findet. Das wehrlose, hilflose Kind soll in der Hut der Ehe, von Vater und Mutter, heranwachsen. Und Gott hat in die Familie die Wiege des Lebens hineingestellt, nicht den Friedhof des Todes. Wenn deswegen eine Frucht der Ehe, wie es das Kind ist, getötet wird, dann ist es, wie wenn man eine Quelle verschüttet. Das Altertum hat über den Quellen Tempel gebaut und sie den Gottheiten geweiht. Und auch Gott hat über der Quelle des Lebens, die man Ehe nennt, einen Tempel gebaut, das Ehesakrament, und gesagt: „Du sollst nicht töten!“ - „Du sollst nicht ehebrechen!“

Freilich, meine lieben Freunde, wollen wir uns davor hüten, allein oder einzig der Mutter die Schuld zu geben. Häufig sind es andere, die eine Frau veranlassen, die Frucht ihres Leibes zu töten. Ich habe hier den Brief einer Mutter, in dem folgendes steht: *„Es wird überall und immer geglaubt, daß Mütter die Schuld tragen, wenn sie ein keimendes Leben töten. Dem ist nicht so. Ich fühlte mich zum dritten Mal Mutter und sagte dies eines Tages meinem Mann. Da sah er mich wütend an und sagte, daß er das auf keinen Fall dulden werde. Was sollte ich tun? Ich wußte nicht mehr, was Recht und Unrecht ist in meiner Verzweiflung. Ein paar Tage vergingen; ich unternahm nichts, weil ich im Stillen hoffte, mein Mann würde anderen Sinnes werden. Da fragte er mich eines Tages, wie es sei. Als er die Wahrheit erfuhr, beschimpfte er mich und fluchte er ganz fürchterlich und sagte dann tagelang kein Wort zu mir. Da versprach ich ihm in meiner Verzweiflung, zu einer weisen Frau zu gehen, und er antwortete, daß er mich begleiten werde, um sich zu überzeugen, daß ich wirklich hingehe. Nun lernte ich meinen Mann kennen. Grausam und brutal war er. Mir graute vor ihm, ja ich muß bekennen: Es starb damals nicht nur das Kind unter meinem Herzen, sondern die Liebe zu meinem Mann.“* Die Tötung des ungeborenen Lebens ist eine Entweihung des Heiligtums der Ehe.

Sie ist aber auch drittens ein schreckliches Unrecht gegenüber dem Kind. Denn das Kind wird seinem Leibe nach getötet. Aber wohin geht seine Seele? Wir wissen es nicht. Wir haben keine Offenbarung, daß die Seelen ungetauft sterbender Kinder in die Seligkeit des Himmels eingehen. Es bleibt eine Ungewißheit, und diese Ungewißheit hat der zu verantworten, der ein solches Kind seines irdischen Lebens beraubt hat. Hier wird ein furchtbarer Gottesraub begangen, nämlich dem Kinde wird unter Umständen sein Himmel geraubt, und Gott wird die Möglichkeit geraubt, sein Gnadenleben in einem Kinde zu entfalten. Wo wollen Väter und Mütter einmal ihr Kind wiederfinden, das sie getötet haben? Wenn es, wie wir wohl mit manchen Theologen annehmen müssen, einen *limbus puerorum* gibt, also eine eigene Stätte, wo die ungetauft sterbenden Kinder aufbewahrt werden, nicht in der Seligkeit des Himmels, natürlich auch nicht in der Verlorenheit der Hölle, sondern in einem Zustand, wo sie weder Schmerz noch Freude empfinden?

Die Tötung der Ungeborenen ist schließlich viertens eine schreckliche Belastung des Gewissens. Wer ein im Mutterleib getötetes Kind auf dem Gewissen hat, dem geht ein Todesschatten zeitlebens zur Seite. Es ist ein Geschehnis, das man niemals vergessen und das man niemals verdrängen kann. In dem Buche von Berghoff „Gott hinter Kerkermauern“ berichtet ein Gefängnisseelsorger von einem Gefangenen, der ihm folgendes erzählt: Seine Frau war zum dritten Mal schwanger, sie wollten ein Häuschen kaufen, und so war das Kind unwillkommen. Sie taten alles mögliche, um es zu beseitigen. Aber das Kind kam gesund zur Welt. „Es wurde“, so hat der Gefangene dem Gefängnispfarrer erzählt, „unser liebstes Kind. Es war unsere Freude. Jedesmal, wenn ich von der Arbeit nach Hause kam, da stand es schon an der Straßenecke und hat mich erwartet. Da leuchteten seine klugen Äuglein. Aber in mir, in mir, da pochte es: 'Und dieses wunderbare Kerlchen wolltest du töten!', Es belastet ein Gewissen eine solche Tat, und manchmal kommt es im Tode heraus, was eine solche Tat im Menschen bewirkt hat. Lisbeth Burger berichtet in ihrem Buche „Vierzig Jahre Storchentante“ von einer Frau, die im Todeskampfe lag und immer zählte. Sie zählte 1, 2, 3... Bis 13 zählte sie - und immer wieder. Und aus den Wortfetzen und aus den Geständnissen konnten die Umstehenden entnehmen, daß es die Zahl derer war, die sie abgetrieben hatte - von 1 bis 13.

Eine solche Tat trägt man das ganze Leben mit sich bis vor den Richterstuhl. Da wird der Richter - nicht mehr ein Prediger! - fragen: Wie konntest du in meine Herrschaftsrechte eingreifen? Wie konntest du das Heiligtum der Ehe entweihen? Wie konntest du so ein Unrecht an einem ungeborenen Wesen tun? Die Schwere dieser Tat, meine lieben Freunde, hat die Kirche dadurch äußerlich zu kennzeichnen versucht, daß sie die Exkommunikation auf Abtreibung setzt, der alle verfallen, die an der

Abtreibung beteiligt sind, also auch der Arzt oder die Schwester, die dabei behilflich sind. Auch sie verfallen der Exkommunikation. Dennoch, meine lieben Freunde, haben wir, die wir ja nicht in dieser Verlegenheit sind, keinen Anlaß, überheblich zu sein oder es an Mitleid und Nächstenliebe fehlen zu lassen. Denn es gibt tatsächlich eine Not von Frauen, die ungewollt schwanger geworden sind; es gibt eine solche Not. Was ist in manchen Menschen vorgegangen, bevor sie zu einer solchen Tat geschritten sind!? Eine 16-jährige Gymnasiastin wußte, daß sie schwanger geworden war. Sie trug dieses Geheimnis mit sich herum bis zum Anfang des sechsten Monats. Jetzt mußte es offenbar werden. Eine Freundin gab ihr eine Adresse, und sie benutzte eine Ferienreise, um sich das Kind nehmen zu lassen. Als die Abtreibung vollzogen war, hörte sie das Kind schreien. Es war also lebendig. Sie bat, ihr das Kind zu bringen. Aber die Täter erklärten: „Wir haben es totgemacht.“ Mit einer solchen Last muß ein Mädchen von 16 Jahren durchs Leben gehen. Es ist eine Not, weil die Gesellschaft zwar nicht die freie Sexualität verurteilt, aber deren Frucht dem Menschen ankreidet, der nun das Kind austragen möchte. Diese heuchlerische Gesellschaft, die das Laster offen propagiert, aber das unschuldige Kind, das aus einem solchen Tun entsteht, töten will und die Mutter diskriminiert, bringt Schwangere in Not.

Doch ist die Abtreibung kein Ausweg aus der Not, sondern sie macht die Not nur noch schlimmer. Die Not der unehelichen Mutter oder auch der kinderreichen Mutter kann behoben werden. Es gibt heute viele Möglichkeiten, hier einzugreifen. Man kann das Kind in ein Heim geben, man kann es adoptieren lassen. Es gibt in Deutschland so viele adoptionswillige Eltern, daß man aus dem Ausland Kinder einführt, um sie diesen Eltern zu verschaffen. Es wird ein schwunghafter Handel betrieben mit adoptiergeeigneten Kindern. Man darf auch nicht sagen: Besser Empfängnisverhütung als Abtreibung. Warum darf man das nicht sagen? Weil die Empfängnisverhütung nicht gut ist, kann sie nicht besser sein als eine Abtreibung. Sie ist weniger schlimm als die Abtreibung, selbstverständlich, aber sie ist deswegen nicht gut. Außerdem ist der Empfängnisverhütung und der Abtreibung eines gemeinsam, nämlich die Mentalität gegen das Leben, eine lebensfeindliche Einstellung. Es besteht die Gefahr, daß, wer sich diese lebensfeindliche Einstellung durch Dauerempfangnisverhütung zu eigen gemacht hat, dann auch zur Abtreibung greift, wenn die Empfängnisverhütung wider Erwarten nicht funktioniert haben sollte.

Wir müssen, meine lieben Freunde, eine Front aufbauen gegen den weißen Tod, eine Front für das Leben. Hochachtung vor der Mutter, vor jeder Mutter, auch vor der unehelichen Mutter! Und Hilfe für die Mutter, für jede Mutter, auch für die uneheliche Mutter. Achtung vor der Frau und Achtung vor dem Leben des Kindes; denn wie hat Gott gesagt: „Mir lebt jede Seele. Alle Seelen gehören mir, und alle werde ich sie von deiner Hand fordern.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über Ehe und Familie (11)

(Über Verfehlungen gegen die eheliche Treue)

26.03.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Es ist heute üblich, Worte, Reden und Unterredungen auf Tonband aufzunehmen, damit man bei passender Gelegenheit das Tonband wieder abspielen kann und sich daran erinnert, was damals gesagt oder geredet wurde. Wenn man auch jenen Vorgang auf Tonband aufgenommen hätte, den wir die kirchliche Eheschließung nennen, dann würden wir ein geeignetes Mittel in der Hand haben, das sich die Eheleute im Laufe ihrer Ehe immer wieder einmal vorspielen könnten, um auf das zu lauschen, was damals vor sich gegangen ist. Da sind die Gebete und Segnungen des Priesters, da ist aber auch die Frage zu hören, die der Priester an den Bräutigam richtet: „Bist du gewillt, deiner zukünftigen Gattin die Treue zu halten, bis der Tod euch scheidet?“ Und ebenso die andere Frage an die Braut gerichtet: „Bist du gewillt, deinem zukünftigen Gatten die Treue zu halten, bis der Tod euch scheidet?“ Er hat damals mit einem männlich klaren Ja geantwortet, und sie hat ebenso ein bräutlich festes Ja gesagt.

Im Laufe des Ehelebens aber hat häufig eine andere Entwicklung eingesetzt, eine Entwicklung, die es geraten erscheinen läßt, auf dieses Tonband zurückzugreifen und die Frage nach der Treue im Herzen wiederaufleben zu lassen. Denn allzu häufig ist jener Vorgang, den wir den Ehebruch nennen, der Bruch der ehelichen Treue. Wir wollen drei Fragen stellen und beantworten, nämlich

1. Wie kommt es dazu?
2. Was ist der Ehebruch?
3. Welches sind seine Folgen?

Die erste Frage lautet: Wie kommt es zum Ehebruch? Die hohe Stimmung des Hochzeitstages hält nicht immer an. Sie kann wohl auch nicht immer anhalten. Es kommt der Alltag, und mit dem Alltag kommen Mißverständnisse, Enttäuschungen, Zerwürfnisse. Es kann geschehen, daß die Gatten sich auseinanderleben, daß sie sich gleichgültig werden. Und wenn der Verräter aus der eigenen Brust und die Gelegenheit von außen zusammentreffen, dann kommt es zum Ehebruch. Der Verräter in der eigenen Brust! Es sind so manche Anlagen im Menschen, die ihn zum Ehebruch geneigt machen. Die Heilige Schrift drückt es mit dem klassischen Satz aus: „Wir neigen zum Verbotenen.“ Das Verbotene übt auf den Menschen eine merkwürdige Anziehungskraft aus. Die fremde Frau, der fremde Mann, das ist das Verbotene, ziehen die Menschen leicht an. Leichtsinns, Flatterhaftigkeit, der Drang nach Abwechslung können für den Ehebruch entscheidend werden.

Manche versuchen auch ihre Anziehungskraft zu testen, wie man das heute nennt. Aus Eitelkeit empfinden sie es als schön, wenn sie begehrt werden von einem fremden Manne oder von einer fremden Frau. Triebhaftigkeit, Sinnlichkeit spielen selbstverständlich auch eine große Rolle. Die Verräter an der ehelichen Treue kommen aus der eigenen Brust. Sie haben es freilich leicht, weil sich die Gelegenheit so vielfältig bietet, um diesen verräterischen Stimmen nachzugeben. Am häufigsten ist der Ehebruch zwischen Arbeitskollegen und Arbeitskolleginnen. Da ist man beisammen und sucht sich, anders als zu Hause, von der besten Seite zu geben. Da ist man chic gekleidet; da versucht man den anderen zu gewinnen, auf ihn einen guten Eindruck zu machen. Und so ist die Gelegenheit leicht vorhanden. Auch Vorgesetzte sind nicht ganz selten geneigt, sich an Untergebene heranzumachen, um sie zu diesem schrecklichen Geschehen, das wir Ehebruch nennen, zu bewegen.

Ich habe einmal erlebt, wie eine Frau, eine verheiratete Frau, nach vielen Jahren ihren Jugendfreund wiederfand, der ebenfalls verheiratet war. Sie schrieb ihm in einem Brief: „Ich bin sofort bereit, meinen Mann zu verlassen und zu Dir zu kommen.“ Hier war die Gelegenheit das Wiederauftauchen des Jugendfreundes. Die Gelegenheit ist deswegen so gefährlich, weil die Hemmungen gegen den Ehebruch heute viel geringer sind als vor fünfzig oder sechzig Jahren. Erst im Jahre 1969 ist die Strafbarkeit des Ehebruchs gefallen. In der damaligen Großen Koalition saß ein bekannter Ehebrecher. Er hieß Willy Brandt.

In alter Zeit war der Ehebruch mit strengen Strafen bedroht. Im germanischen Recht durfte der Mann seine ungetreue Frau töten oder schimpflich aus dem Hause jagen. Auch das römische Recht sah Vermögens- und Leibesstrafen vor für Ehebrecher, seit dem 3. Jahrhundert sogar die Todesstrafe. Diese Strafen sind entfallen, und damit ist selbstverständlich die Gelegenheit in ihrem Führungswert erheblich angewachsen.

Die zweite Frage lautet: Was ist der Ehebruch? Ich muß zunächst sagen, was er nicht ist. Das deutsche Wort Ehebruch ist mißverständlich. Der Ehebruch ist nicht eine Zerstörung der Ehe, wie das Wort nahelegen könnte. Der Ehebruch ist nicht eine Auflösung des Ehebandes. Die Ehe steht gar nicht in der Verfügung des Menschen, und das Eheband ist seiner Verfügungsgewalt entzogen worden. Das deutsche Wort Ehebruch ist mißverständlich. Was wir mit Ehebruch bezeichnen, ist ein Bruch der ehelichen Treue. Es ist ein Bruch der Treue, die am Traualtar geschworen wurde. Die anderen Sprachen haben nicht dieses miverständliche Wort. Das griechische Wort heißt *moicheia*, und mit *moicheia* gibt man wieder die Unzucht von Verheirateten oder mit Verheirateten. Das ist richtig. Und die romanischen Sprachen haben das Wort *adulterium*, das besagt ebenfalls Buhlschaft, also Ausbrechen aus der Ehe oder Einbrechen in die Ehe. Der Ehebruch ist ein Verrat an der ehelichen Treue. Die Treue aber ist das Mark der Liebe. Was die Liebe so ergreifend, was sie so beständig und was sie so erhaben macht, das ist die Treue. Am Traualtar haben sich die Gatten Liebe versprochen und mit der Liebe die Treue. Wer jetzt Ehebruch betreibt, der verrät die Liebe, die im anderen vielleicht noch groß und heilig lebendig ist, die es in jedem Falle nicht verdient, so behandelt zu werden. Er verrät die Treue, die er geschworen hat, und die den Kern der Liebe ausmacht. Er verrät das Ehesakrament, das Christus zu einem Nachbild seiner Verbindung mit der Kirche gemacht hat, der er in Treue, in ewiger Treue, anhängt. Am Traualtar haben die Gatten sich gegenseitig überantwortet, hat der eine sich dem anderen übergeben, hat er sich ihm geschenkt - auch seinen Leib und nicht zuletzt seinen Leib. Jetzt verrät er diese Übergabe des Leibes und seiner ganzen Person in der Treulosigkeit des Ehebruchs.

Es ist in unseren Landen üblich, beim Tode eines Gliedes der Gemeinde die Totenglocke zu läuten. Wenn man die Glocken läuten würde bei jeder verratenen ehelichen Treue, es wäre des Klagens und Wimmerns von den Kirchtürmen kein Ende mehr, so häufig ist die Treulosigkeit in der Ehe.

Und sie hat schlimme Folgen, wie wir jetzt in der dritten Frage: „Was sind die Folgen?“ uns vor Augen führen wollen. An erster Stelle bringt der Ehebruch Tränen, Leid und Schmerz über den verratenen Gatten. Wie viele Tränen sind schon wegen Ehebruchs geweint worden! Wie viele Tränen am Tage und in schlaflosen Nächten! Wieviel Herzeleid, wieviel Schmerz in den verratenen Gatten ist durch solche Taten, durch solche Untaten, erzeugt worden! Wieviel Unrecht über die Familie ist durch den Ehebruch hervorgebracht worden! Die Frau und die Kinder haben ein Recht auf die Treue des Gatten und Vaters, und der Mann und die Kinder haben ein Recht auf die Treue der Gattin und Mutter. Und wenn jetzt ein Ehebruch geschieht, dann wird in den Frieden der Familie eingebrochen, dann geschieht dem Gatten und den Kindern bitteres Unrecht. Was müssen Kinder von einem Vater, was müssen sie von einer Mutter denken, von denen sie wissen, daß sie Ehebrecher sind?

Ehebrüche haben häufig Gewalt- und Bluttaten zur Folge. In der Erbitterung über das Geschehene, im Zorn, in der Wut lassen sich viele Menschen hinreißen zu Gewalttaten, ja zu Bluttaten gegen den ehebrecherischen Gatten. Die Polizeiberichte und die Gerichtsberichte wissen von zahllosen Gewalt- und Bluttaten, die an Ehebrechern verübt worden sind.

Der Ehebruch führt aber häufig auch zum Haß gegen Kirche und Priester. Die Herodes- und die Herodiasseelen ertragen es nicht, daß da eine Institution ist und daß da ein Beauftragter ist, die ihnen sagen: Du darfst nicht in die Ehe eines anderen einbrechen! Du darfst nicht deine eigene Ehe durch Treulosigkeit gefährden! Sie ertragen es nicht, und so fliehen sie vor der Institution, die diese heilige

Lehre verkündet; so meiden sie die Sakramente, meiden den Beichtstuhl. Vorher hat der Satan geflüstert: Wie schön ist das, wie prickelnd, wie berauschend, wenn du diese Frau gewinnen kannst, wenn du diesen Mann haben kannst! Wenn aber die Tat geschehen ist, dann sagt er: Das kannst du niemandem sagen; das wirst du doch nicht dem Beichtvater sagen! So täuscht er die Menschen und entfremdet sie von Gott, Religion und Kirche.

Die Folgen des Ehebruchs sind aber nicht auf Erden abgegolten. Es gibt eine Folge, die sich erst im Jenseits zeigen wird. Im Briefe an die Hebräer steht der Satz: „Die Unzüchtigen und Ehebrecher wird Gott richten.“ Gott ist kein Papiertiger; Gott ist kein Hampelmann, sondern Gott ist der Herr, der hinter seinen Geboten, vor allem hinter den Geboten vom Sinai, steht, und der sie eines Tages rächen wird, der ihre Übertretung eines Tages ahnden wird. „Die Unzüchtigen und Ehebrecher wird Gott richten.“ Der Ehebruch ist eben kein harmloser Seitensprung, er ist nicht eine verzeihliche Schwäche. Der Ehebruch ist ein furchtbares Verbrechen am Menschen und an Gott.

Wie wird Gott die Ehebrecher richten? Der heilige Paulus zählt den Ehebruch zu den Sünden, die vom Reiche Gottes ausschließen. Das heißt, auf der Sünde des Ehebruchs, auf der unbereuten Sünde des Ehebruchs, steht die Strafe der Hölle. Das ist die Wahrheit des Evangeliums, und daran kann keine Abschleifung der Wahrheit durch unerleuchtete Theologen und verräterische Prediger etwas ändern. Der Herr hat auf den Ernst dieses Gebotes hingewiesen, wenn er an der Stelle, wo er über die begehrliehen, ehebrecherischen Blicke handelt, sagt: „Es ist dir besser, du gehst einäugig in das Reich Gottes, als daß du mit zwei Augen in die Hölle geworfen wirst.“ Er sagt, man muß das Liebste aufgeben und sich vom Liebsten trennen, was auf Erden sein mag, wie es das Auge ist, wenn es darum geht, nicht die Seligkeit zu verpassen.

Gewiß, der reuige Sünder empfängt Verzeihung. Wir haben die ergreifende Begebenheit, wie eine Ehebrecherin, vermutlich noch ein junges Wesen, vor den Heiland geführt wurde, und er an sie die Mahnung mit einem durchdringenden Blick richtete: „Gehe hin und sündige nicht mehr!“ Wer sich bekehrt, wer sich von seiner Untat löst, wer sich in Reue zu Gott erhebt, dem vergibt Gott selbst dieses große Unrecht des Ehebruchs.

Wir sollten, meine lieben Freunde, wachsam sein! In uns allen sind Kräfte, die nach unten ziehen. Mir sagte einmal, als ich noch im Theologiestudium war, ein Priester: „Man ist zu allem fähig!“ Wahrhaftig, so ist es. Man ist zu allem fähig. Und weil man zu allem fähig ist und weil man schwach ist, deswegen muß man mit seiner Schwachheit rechnen, muß die Gelegenheit zum Bösen meiden, muß die Mittel anwenden, um dem Bösen widerstehen zu können. Man darf nicht leichtsinnig sein, man darf sich nicht in die Gefahr begeben, in der man so leicht umkommt. Man darf sich keine unerlaubten, gefährlichen Freiheiten gestatten. Man muß vor allen Dingen das Innere rein bewahren und nicht Ausschau halten nach der fremden Frau oder nach dem fremden Manne. Jede Sünde bereitet sich im Inneren vor. Festungen fallen nicht auf einmal, sondern werden durch wiederholte Angriffe zur Übergabe gezwungen. Und so muß man auf die feinen Risse im eigenen Herzen achten, diese Haarrisse, die die Treue bedrohen können und, wenn die Gelegenheit sich bietet, zum Fall führen.

In der Apokalypse steht die ernste Mahnung: „Ich habe gegen dich, daß du deine erste Liebe aufgegeben hast. Bekehre dich, damit ich nicht komme und deinen Leuchter von seiner Stelle rücke. Denn dann wird ewige Nacht sein.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über Ehe Und Familie (12)

(Über die Bedeutung der Familie)

02.04.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Viele Deutsche sind besorgt um den Wald. Und sie sind zu Recht besorgt. Der deutsche Wald ist vielfach in Gefahr oder schon geschädigt. Der saure Regen, die Abgase, Schädlinge, Naturkatastrophen wie gewaltige Stürme haben dem Wald schlimm zugesetzt. Die Forstleute sagen: Wir müssen die geschädigten Bäume abholzen und wieder aufforsten. Ob die Aufforstung gelingt, ist eine Frage, denn der Boden ist versauert.

Die Aufforstung ist zweifellos eine wichtige Aufgabe unseres Volkes. Aber noch gewichtiger ist die Wiederherstellung der Familie. Denn die Familie hat in den letzten Jahrzehnten mannigfachen Schaden erlitten. Es gibt in Deutschland Millionen zerstörter Familien, zerstört durch Ehescheidung. Es gibt in Deutschland Millionen kranker Familien, Familien, in denen sich die Gatten nichts mehr zu sagen haben und in denen die Eltern und die Kinder miteinander zerfallen sind. Nach einer statistischen Untersuchung ist die Kluft zwischen Eltern und Kindern in keinem Lande so groß wie in Deutschland. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika sind viel mehr Kinder in Übereinstimmung mit den Anschauungen und Überzeugungen ihrer Eltern als in Deutschland.

Ersatzgemeinschaften für die Familien haben sich aufgetan, nichteheliche Lebensgemeinschaften, Kommunen, gleichgeschlechtliche Lebensverhältnisse. Die deutsche Familie ist krank. Und doch geht eine Sehnsucht durch die Menschen nach heilen Familien. Sie wissen, daß in der Familie Halt, Geborgenheit und Gemeinschaft gefunden werden kann, wenn die Familie intakt ist. Und so wollen wir heute unsere Reihe von Überlegungen über die Ehe abschließen mit Gedanken über die Familie. Wir wollen drei Sätze aufstellen:

1. Die Familie ist die erste Gemeinschaft.
2. Die Familie ist die wichtigste Gemeinschaft.
3. Die Familie ist die schönste Gemeinschaft.

Die Familie ist die erste Gemeinschaft von allen Gemeinschaften, die es auf Erden gibt. Denn normalerweise wird ein Kind in eine Familie hineingeboren. Vater und Mutter stehen am Beginn der Familie. Der Zeit nach ist in jedem Falle die Familie vor allen anderen Gemeinschaften, ob es sich um Vereine oder ob es sich um Gemeinden oder ob es sich um den Staat handelt. Die Familie ist die Keimzelle jeder anderen Gemeinschaft. Aber sie ist nicht nur der Zeit nach die erste, sie ist auch dem Range nach die erste. Das ist daraus zu erkennen, daß unser Herr und Heiland Jesus Christus sein Erlösungswerk damit begann, daß er eine Familie heiligte. Das ist eine große und unbestreitbare Tatsache: Als unser Herr die Welt erlösen wollte, hat er damit begonnen, eine Familie zu heiligen. Jahrelang, jahrzehntelang hat er in einer Familie gelebt und gewirkt. Das verborgene Leben von Nazareth spricht laut zu uns von der Bedeutung und vom Range der Familie. Und als er dann sein Werk in der Öffentlichkeit aufnahm, hat er eine eigene Gnadenstätte errichtet, ein eigenes Sakrament geschaffen, das die Familien heiligen sollte, das Ehesakrament. Wahrhaftig, die Familie ist die erste Gemeinschaft der Zeit nach und dem Range nach.

Sie ist aber auch zweitens die wichtigste Gemeinschaft. Kein Kind kann heranwachsen und das für das Leben Notwendige lernen, wenn es nicht in einer Familie heranwächst. Die Familie muß das warme Nest sein, in dem ein Kind gedeiht. Die Familie muß der Ort sein, wo das Kind alles lernt, was es für das Leben braucht: beten, gehorchen, sich einordnen, mitarbeiten, sich verantwortlich fühlen. Die Familie ist die wichtigste Gemeinschaft auch für alle anderen Gemeinschaften auf Erden. Aus kranken Familien kann kein gesunder Staat wachsen. Wie die Kinder aus den Familien kommen, so

sind sie in der Schule. Und wenn wir heute hören, daß sich die Lehrer bitter beklagen über das Verhalten vieler Kinder in der Schule, wenn die Nervosität und Konzentrationsschwäche vieler Kinder bedauert wird, wenn wir von Aggressivität und Zerstörungswut in der Schule hören, wenn uns berichtet wird, daß Lehrer angegriffen, ja verdroschen werden von Schülern, dann ist das natürlich die Auswirkung dessen, was in den Familien gefehlt hat an Erziehung und Bildung und Bereitung für die Schulgemeinschaft und für die übrigen Gemeinschaften im Volk.

Die Familie ist die wichtigste Gemeinschaft auch für die Kirche. Wenn wir gesunde Familien haben, dann braucht uns um die Zukunft der Kirche nicht bange zu sein. Wenn die Familien in heiliger Gottesliebe leben, wenn in ihnen der Glaube blüht, wenn das eucharistische Leben in ihnen gedeiht, dann ist die Kirche in einem Hochstand.

Vor vierzig Jahren, meine lieben Freunde, gab es ein Land, in dem die Familie in Blüte stand wie kaum irgendwo. Das waren die Niederlande, das war Holland. Die durchschnittliche katholische Familie hatte sechs bis zehn Kinder. Es gab kein Land auf der ganzen Erde, in dem so viele Priesterberufe und Ordensberufe wuchsen wie in Holland. Tausende von Missionaren zogen aus diesem kleinen Lande aus. Bis dann der große Zusammenbruch kam und, wie sich die Feinde des katholischen Lebens frohlockend ausdrückten, die biologische Gegenreformation zu Ende war.

Wenn die Familie intakt ist, dann ist auch die Kirche eine heile und heilige Gemeinschaft.

Die Familie ist die wichtigste Gemeinschaft auch für die Eltern. Vor dem Beruf und vor dem Verein kommt die Familie. Das ist die wichtigste Aufgabe, die Vater und Mutter gestellt ist. Sie sollten dieser Aufgabe nichts vorziehen. Berufarbeit ist groß und notwendig, aber die Familie ist noch größer und noch notwendiger. Wenn es Väter und Mütter gibt, die die Familie vernachlässigen über der Berufsarbeit oder über der Tätigkeit in Vereinen, in der Politik, dann ist das sehr bedauerlich und trägt nicht zum Segen des Volkes bei. In der Familie wachsen die Eltern über sich hinaus. Da lernen sie selbstlose Liebe, opfernde Liebe, Beispiel geben, Milde, Geduld. Das alles kann man in einer Familie lernen. Es wird erzählt, daß einmal ein chinesischer Kaiser durch die Stadt Peking wanderte und in ein Haus kam, das sprichwörtlich für seine gesunden Familienverhältnisse war. Er fragte den Vater, wie es komme, daß seine Familie so in Frieden und in Glück zusammenlebe. Der wies auf den Großvater, der vor dem Hause saß. Und der Kaiser fragte ihn nach dem Rezept für die Glückhaftigkeit dieses Familienlebens. Der Großvater erbat sich Tusche, einen Pinsel und ein Papier, und darauf malte er drei Zeichen und überreichte sie mit einer tiefen Verbeugung dem Kaiser. Auf diesem Papier standen drei Worte, nämlich: „Geduld, Geduld, Geduld!“ Er hatte damit das Prinzip oder besser das Rezept angegeben, das für das Glück seiner Familie ausschlaggebend war.

Die Familie ist die erste Gemeinschaft, sie ist die wichtigste Gemeinschaft. Sie kann aber auch, wenn die Menschen das tun, was dazu notwendig ist, die schönste Gemeinschaft sein. In einer rechten und gesunden Familie herrscht Friede. In der Welt draußen, auch in der Arbeitswelt, ist oft Unfriede und Streit, gibt es Konflikte, Eifersucht, Mißgunst. In der Familie, die nach Gottes Willen aufgebaut ist, herrscht Friede. Wenn man in die Familie eintritt, da ist man in Ruhe gegenüber den Stürmen und Kämpfen des Lebens.

Die Familie kann die schönste Gemeinschaft sein, weil dort Geborgenheit herrscht. Wenn einer sich des anderen annimmt, wenn einer für den anderen eintritt, wenn einer dem anderen Wohlwollen entgegenbringt, dann fühlt man sich geborgen, dann ist man gesichert. Und die Familie soll eine Stätte sein, wo man sich in aller Ehrlichkeit aussprechen kann, ohne befürchten zu müssen, daß die Worte ins Schlechte gewendet oder nach außen getragen werden. Sie soll eine Stätte der Geborgenheit sein.

Die Familie soll auch ein Ort der Freude sein. Im Laufe des Lebens begeben sich mannigfache Ereignisse, die zur Freude gereichen können: Geburt und Taufe, der Empfang der Sakramente, ein gelungenes Schulzeugnis, eine abgeschlossene Berufsausbildung, die Namenstage und die Geburtstage, das können Anlässe zur Freude sein. Die Familie soll auch eine Gemeinschaft der Freude sein. Und diese Freuden dienen dazu, die Familie zur Heimat zu machen. Wo man sich freut, da ist man auch zu Hause, wenn die echte, die von innen kommende Freude in einer Familie genährt wird und lebendig ist.

Und schließlich ist die Familie auch deswegen die schönste Gemeinschaft, weil in ihr der Familiensinn blüht. Was ist Familiensinn? Familiensinn besteht darin, daß der eine sich für den anderen verantwortlich weiß, daß er alles tut, um zum Gedeihen und zum Blühen der Familie beizutragen, daß er

seine Kraft einsetzt, um das Auskommen der Familie zu sichern, daß er seine Heimat und seine Geborgenheit in der Familie findet. Familiensinn ist die schönste Mitgift, die Eltern ihren Kindern geben können, ist aber auch der schönste Lohn, den Eltern finden können.

Wir müssen, meine lieben Freunde, um das Glück der Familie ringen und kämpfen. Wir müssen Menschen werden, die geeignet sind, eine schöne, eine glückliche Familie aufzubauen. Dazu sind Tugenden erforderlich: Zufriedenheit, Einfachheit, Verträglichkeit. Dazu ist notwendig die verzeihende Liebe, die vergebende Liebe, die verstehende Liebe; dazu ist notwendig, daß man sich unermüdlich erzieht, auf eigene Wünsche zu verzichten, eigene Rechte preiszugeben, zu fragen, was dem anderen zum Wohle dient und was ihm nützt, von sich selbst abzusehen und auf den anderen hinzuschauen. Die Selbstvergessenheit ist die wichtigste Eigenschaft, die wir als Menschen haben müssen, um ein glückliches Familienleben aufzubauen. Die Rettung des Menschengeschlechtes beginnt in der Familie, in der Ehe, am Brautaltar.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Zeugen der Auferstehung

16.04.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte, in heiliger Osterfreude Versammelt!

Anfang Februar des Jahres 1945 drang die Rote Armee in Schlesien ein. Gegen Ende des Monats wurde die Stadt Lauban von den Russen erobert. Dort befand sich der schlesische Priester Gerhard Kluge. Am 1. März wurde er zum Verhör geholt. Der russische Offizier fragte ihn: „Glaubst du an Jesus Christus?“ Er antwortete mit fester Stimme: „Ich glaube an ihn!“ „Hast du Jesus Christus gesehen?“ Der Priester antwortete: „Nein.“ Darauf der russische Offizier: „Wenn du an Jesus Christus glaubst und ihn nicht gesehen hast, dann bist du verrückt wie Hitler.“

Der Gesichtssinn ist zweifellos der wichtigste aller unserer Sinne. Was wir sehen, ist wirklich. Was wir sehen, ist erkannt. So sehr verbürgt dem unphilosophischen Menschen das Sehen die Wirklichkeit, daß er leicht geneigt ist, als unwirklich anzusehen, was man nicht sieht und nicht sehen kann. Auch der religiöse Mensch ist nicht frei von der Sehnsucht, zu sehen, die Gottheit zu schauen. Moses hat einst die Bitte an Gott geäußert: „Laß mich dein Angesicht schauen!“ Und die Sehnsucht, die sich in diesem Worte ausspricht, ist den gläubigen Menschen, ist den religiösen Menschen geblieben. Sie möchten Gott schauen, sie möchten etwas von Gott sehen, sie möchten gewissermaßen den Saum seines Gewandes ergreifen.

So erklärt sich auch der Zulauf zu echten oder unechten Wundern, zu echten und unechten Erscheinungen. Die Menschen meinen, sie könnten sich, wenn sie nach bestimmten Orten wallen, der Gottheit versichern. Doch Gott denkt anders über die Kraft und über die Beweismöglichkeit durch Sehen. Er ist der Sehnsucht der Menschen, die Gottheit zu schauen, entgegengekommen. Er hat sich in Christus Jesus gegenwärtig gesetzt. Wer Jesus sah, sah Gott; wer Jesus die Hand gab, gab Gott die Hand. Aber wir alle wissen, es war eine Offenbarung in Verhüllung. Das Kind im Futtertrog der Tiere, der Wanderer auf den Fluren von Galiläa, der gefeierte, aber auch geschmähte Prediger, der Mann der Wunderzeichen, der mit dem Teufel in Verbindung gebracht wurde, er endete am Kreuz. Man schien berechtigt, dieses Leben als gescheitert anzusehen. Die Menschen, die ihn umstanden, hatten freilich immer noch die Sehnsucht, die Gottheit zu schauen. Sie riefen deswegen: „Steig herab vom Kreuz! Steig herab! Dann wollen wir glauben!“ Sie wollten erst sehen und dann glauben. Aber er löste die Hände nicht, die mit Nägeln an das Holz geheftet waren. Er stieg nicht herab vom Kreuze. Er ist den Menschen etwas schuldig geblieben. Man konnte mit einem gewissen Schein der Berechtigung meinen, es sei tatsächlich ein von Gott Verlassener, der da am Kreuze seine Seele aushauchte. Es mußte etwas geschehen, damit die Menschen erkannten, was wirklich am Kreuz passiert war, nämlich: Er ward geopfert, weil er selbst es wollte. Er trug unsere Sünden an das Kreuzesholz. Durch seinen Tod sind wir geheilt.

So hat Gott am dritten Tage seinen Offenbarer aus dem Grabe gerufen. Es ist gar keine Frage, daß Gott den Leib Jesu lebendig gemacht hat in verwandelter, verklärter Gestalt. Er ist nicht in das irdische Leben zurückgekehrt, sondern er ist in das himmlische Leben eingeführt worden. Aber auch hier wieder Offenbarung in Verhüllung. Es war niemand dabei, als sich das Grab öffnete. Die Wächter schliefen, und die Jünger kamen mehrheitlich nicht beim Anschauen des offenen Grabes, des leeren Grabes, zum Glauben an Jesus. Zunächst sagten sie, als die Frauen meldeten, das Grab sei leer, das sei *leros* - so heißt das griechische Wort -, Weibergeschwätz. Sie gingen hin und überzeugten sich, daß das Grab leer war, und nur ein einziger Jünger fand am leeren Grabe zum Glauben an die Auferstehung, Johannes. Es mußte etwas anderes geschehen, damit das leere Grab seine eindeutige Erklärung

rung empfing. Jesus mußte den Jüngern und den Anhängern erscheinen. Sie mußten ihn sehen, erst dann keimte der Glaube.

Die erste, die den auferstandenen Jesus sah, war Maria Magdalena. Sie hat den Herrn als erste von allen seinen Anhängern erkannt. „*Rabbuni*“, so sagt sie, „mein Meister“. Und dann eilt sie zu den Aposteln und ruft ihnen zu: „Ich habe den Herrn gesehen.“ Und diese sollten ihn ebenfalls sehen. Der Herr gibt sich ihnen zu erkennen in Jerusalem und in Galiläa. „Sagt meinen Brüdern, sie sollen vorausgehen nach Galiläa, dort werden sie mich sehen.“ Und sie sahen ihn. Er ließ sich auch erkennen in Jerusalem, aber wiederum nicht von allem Volke, sondern nur von den vorherbestimmten Zeugen. Warum nicht von allem Volke? Warum nicht bei der Parade der Besatzungstruppen? Warum nicht auf dem Tempelvorplatz? Warum nicht im Gewimmel der Festpilger? Warum in einem Speisezimmer, auf einer einsamen Höhe in Galiläa, am Gestade des Sees? Jesus liebt nicht den Glauben, der durch Wunder erzwungen wird. Er will den Gehorsam, der seinem Worte folgt. Das ist der Grund. Die schon zu seinen Lebzeiten nicht bereit waren, ihr Herz für ihn zu öffnen, denen verweigerte er auch nach seiner Auferstehung, ihn zu sehen. Er erscheint, aber er erscheint den vorherbestimmten Zeugen. Es genügt, das Osterfeuer in den Herzen seiner Jünger anzuzünden. Sie werden es hüten, und sie werden es weitertragen nach der syrischen Metropole, über die Pässe des Libanon und des Antilibanon, über das Mittelländische Meer, nach Rom, in die Provinzstädte. Die Jünger haben Jesus gesehen, und ihr Zeugnis hat den Osterglauben aller anderen begründet. Weil sie ihn gesehen haben, deswegen brauchen ihn ganze Generationen von Christen nicht zu sehen. Die Jünger haben ihn stellvertretend gesehen, und wir können uns auf ihr Zeugnis verlassen. Für dieses Zeugnis sind die Jünger mit ihrem Leben eingetreten. Dieses Zeugnis haben sie vor Kaisern und Statthaltern abgelegt. Sie wurden nicht müde, zu sagen: „Wir können nicht schweigen von dem, was wir gesehen und gehört haben.“

Es ist also, meine lieben Freunde, Licht genug da für den, der sehen will. Was jener russische Offizier zu dem schlesischen Priester Gerhard Kluge sagte: „Wenn du an Jesus glaubst und hast ihn nicht gesehen, dann bist du so verrückt wie Hitler“, ist ein törichtes Wort. Wenn wir auch Jesus nicht in leibhafter Gestalt sehen, so haben ihn doch die gesehen, auf deren Schultern wir stehen. Jene haben ihn gesehen, die uns den Glauben an Jesus, den Auferstandenen, vermacht haben. Wir dürfen uns auf ihr Zeugnis verlassen und an diesem Ostersonntag gläubig, ohne den Schatten eines Zweifels bekennen: „Christus erstand wahrhaft vom Tod. Du Sieger und König, sieh unsere Not!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Herr, bleibe bei uns

17.04.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Dieser Tage wurde mir folgender Text übergeben, den Kinder in der Schule vorgelegt bekommen: „Nach dem Tode Jesu glauben die ersten Christen, daß er unter ihnen anwesend ist, wenn sie sich versammeln, um Mahl zu halten, so wie sie es früher mit ihm getan haben. Diesen Glauben bringen sie in der Erzählung von den Jüngern, die nach Emmaus gehen, zum Ausdruck.“ Ich lese es noch einmal vor: „Nach dem Tode Jesu glauben die ersten Christen, daß er unter ihnen anwesend ist, wenn sie sich versammeln, um Mahl zu halten, so wie sie es früher mit ihm getan haben. Diesen Glauben bringen sie in der Erzählung von den Jüngern, die nach Emmaus gehen, zum Ausdruck.“ Dieser Text scheint zunächst völlig harmlos. Wer nicht genauinhört und den Inhalt sorgfältig bedenkt, könnte meinen, es werde hier der herkömmliche Osterglaube der Kirche zum Ausdruck gebracht. In Wirklichkeit schließt dieser Text eine fundamentale Verkehrung des kirchlichen Osterglaubens in sich. In den letzten Jahrzehnten hat sich in der sogenannten Theologie und im sogenannten Religionsunterricht auf weite Strecken eine Erklärung des Ostergeschehens breitgemacht, die mit katholischem Glauben nicht zu vereinbaren ist. Ich fasse diese ungläubige Erklärung in folgenden Sätzen zusammen:

1. Nach dem Tode Jesu gab es eine Begegnung der Jünger Jesu mit dem Herrn. Aber diese Begegnung war rein innerlicher Art. Sie spielte sich in der Seele derjenigen ab, die behaupteten, ihn gesehen zu haben. Es war kein äußerlicher Vorgang, sondern ein innerseelisches Geschehen.

2. Diejenigen, die dieses innere Erlebnis hatten, haben es nach außen projiziert. Um dem, was sie innerlich erfahren hatten, einen Ausdruck zu geben, haben sie Geschichten von Erscheinungen erfunden. Sie haben das, was in ihrer Seele vor sich ging, in Erscheinungsgeschichten nach außen vorgelegt. Diese Erscheinungsgeschichten sind also nicht wirklich, mit geschichtlicher Wahrheit, erfüllt, sondern sind lediglich ein Ausdruck für ein innerseelisches Geschehen.

3. Die Erscheinungsgeschichten sind ein Erzeugnis des Glaubens der Gemeinde. Die ersten Christen gewannen auf irgendeine Weise die Überzeugung, daß Jesus lebe, und sie haben diese Überzeugung in den erfundenen Geschichten tradiert und den kommenden Generationen überliefert.

Von diesen Prämissen ausgehend, ergeben sich für diese Art von Theologie wichtige Folgerungen, nämlich

1. Weg mit dem Unterschied von Ostern und Himmelfahrt! Weg mit dem Unterschied von Ostern und Pfingsten! Weder das, was an Himmelfahrt, noch das, was an Pfingsten in den Erzählungen berichtet wird, ist geschichtlich erweisbar. Es handelt sich auch bei diesen Vorgängen lediglich um erdichtete Geschichten, die von den begeisterten Anhängern Jesu erfunden wurden.

2. Die Bekehrung Pauli, die ja auf eine Erscheinung des Herrn zurückgeht, ist ebenfalls ein rein innerer Vorgang gewesen. Dreimal wird in der Apostelgeschichte gemeldet, wie Paulus vor Damaskus vom Herrn, der ihm als Lichtgestalt erschien, überwältigt wurde. Aber wir wissen nichts geschichtlich Sicheres über dieses Erlebnis.

Was ich Ihnen jetzt als die Meinung der Falschlehrer vorgetragen habe, wird heute in ungeheurem Umfang über das katholische Volk, vor allem über unsere Kinder, ausgeschüttet. Daß damit der Osterglaube tödlich getroffen wird, ist jedem klar, der sich bewußt macht, was die wahre Lehre der Kirche ist. Diese Lehre sagt nämlich

1. daß die Ostererscheinungen „äußere Erlebnisse“ waren. Sie haben sich nicht in der Seele der Jünger, sei es bei Tag oder bei Nacht, abgespielt, sondern es waren Geschehnisse, die sie von außen

überwältigt haben. Wie soll es möglich sein, meine Christen, daß fünfhundert Brüder auf einmal ein inneres Erlebnis haben, Jesus sei auferstanden? Das ist schon rein psychologisch völlig unmöglich. Aber nach dem Bericht des Apostels Paulus im 15. Kapitel des 1. Korintherbriefes ist diese Erscheinung wie die anderen, von denen er meldet, ein äußeres Widerfahrnis. Die Jünger sind von außen überführt worden. Sie haben nicht aus Sehnsucht oder aus Nostalgie die Erscheinungen Jesu in ihrem Inneren selbst erzeugt.

2. Die Jünger bezeichnen sich als „Zeugen“. Wer ist ein Zeuge? Ein Zeuge ist jener, der etwas selbst gehört und selbst gesehen hat. Und eben diese Zeugenschaft nehmen die Jünger für sich in Anspruch. Sie sagen vor dem Hohen Rat: „Wir können nicht aufhören, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben.“ Sie haben also nicht irgendwelche inneren Erlebnisse nach außen projiziert, sondern sie haben das aufgenommen, was sich vor ihren Augen abspielte. Sie sind Zeugen und nicht Dichter. Sie sind redliche Zeugen dessen, was sie erlebt haben, und nicht Phantasten, die etwas nach außen entwerfen, was in ihrem Inneren vor sich ging.

3. Die Jünger stellen ihre Zeugenschaft nach der Auferstehung Jesu in eine Linie mit ihrer Zeugenschaft während des irdischen Lebens Jesu. Derjenige, der den Judas ersetzt, muß einer sein, der mit ihnen zusammen war von dem Tage an, da Jesus bei ihnen aus- und einging bis zu dem Tage, da er nach seinen Erscheinungen endgültig in den Himmel aufgenommen wurde. Das Zeugnis nach der Auferstehung Jesu steht in Kontinuität mit jenem Zeugnis, das von dem irdischen, auf den galiläischen Fluren wandelnden Jesus abgelegt wird. Es handelt sich beide Male um sinnenhafte Manifestationen, um sinnenhafte Kundgebungen, die auf die Jünger eingedrungen sind und die sie wahrgenommen haben. Sie haben mit Jesus gegessen, sie haben mit ihm geredet, sie sind mit ihm gewandert. Es besteht kein Unterschied, abgesehen von der verkündeten Wirklichkeitsweise, zwischen dem Jesus, der nach der Auferstehung mit ihnen spricht, und jenem Jesus, der in seinem irdischen Leben unter ihnen weilte.

4. Der Glaube der Gemeinde ist die Folge des Zeugnisses der Apostel, nicht die Quelle. Nicht der Glaube der Gemeinde hat das Zeugnis der Apostel hervorgerufen, sondern das Zeugnis der Apostel hat den Glauben der Gemeinde erweckt. Es ist also gerade umgekehrt, wie die Falschlehrer es ausdeuten.

5. Die Berichte von der Auferstehung, von den Erscheinungen Jesu sind in demselben Stil gehalten wie die Berichte von seinem irdischen Leben. Es ist kein apokalyptischer Stil in ihnen zu bemerken, d.h. eine Redeweise, welche die Einzelheiten der Vorgänge beim Ende der Welt ausmalt. Es werden auch keine Wunder berichtet von dem nach dem Tode Auferstandenen, sondern es sind das völlig normale Vorgänge, wie sie in der Apostelgeschichte und in den Evangelien uns gemeldet werden. Alles Übertriebene, alles Schattenhafte ist von diesen Erscheinungen völlig fern.

Meine lieben Freunde, Sie sind in der glücklichen Lage, nicht alles das mitzubekommen, was sich heute in unserer Kirche abspielt. Was heute in unserer Kirche vor sich geht, ist der Zusammenbruch des Glaubens. Und gegen diesen Zusammenbruch des Glaubens müssen wir uns mit aller Kraft stemmen. An diesem Zusammenbruch sind Bischöfe, Theologen, Priester und Pastoralreferenten in gleicher Weise beteiligt. Aber wir werden nicht aufhören, von dem zu reden, was wir von den Aposteln überkommen haben. Wir werden nicht aufhören, den Glauben weiterzugeben, den wir von gläubigen Lehrern tradiert erhalten haben.

Die Erscheinungen des auferstandenen Jesus sind Geschichte, nicht Phantasien. Sie sind freilich auch in einem gewissen Sinne Übergeschichte. Historisch, geschichtlich, greifbar sind zwei Dinge: das leere Grab und die Erscheinungen. Übergeschichtlich, megahistorisch, ist der erklärte Christus, ohne Frage. Aber deswegen hören die Erscheinungen Jesu nicht auf, geschichtliche Ereignisse zu sein.

Am heutigen Emmaustage haben wir gehört, wie die Jünger Jesus bitten: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich schon geneigt.“ Es ist das eine Bitte, die die Kirche aufnehmen sollte, ein Flehruf, den wir zu Gott erheben sollten: „Herr, bleibe bei uns in dieser düsteren Stunde der Kirchengeschichte! Bleibe bei uns, denn der Abend ist tatsächlich herangekommen, der Abend, in dem der Untergang unserer Religion nahe bevorzustehen scheint. Bleibe bei uns und rette deine Kirche!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sichtbarkeit der Kirche (1)

(Über die äußere, sichtbare Gemeinschaft der Kirche)

23.04.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Es gibt viele religiöse Gemeinschaften, die sich als Kirchen bezeichnen, sogar als christliche Kirchen. Wegen dieser Vielfalt kann es manchen Menschen schwerfallen, zu erkennen, welches die wahre Kirche, welches die von Christus gestiftete Kirche ist. Weil der Herr diese Entwicklung vorausgesehen hat, hat er seine Gründung mit bestimmten Wesenseigentümlichkeiten ausgestattet. Die Kirche, die er gewünscht und gestiftet hat, soll durch Eigenschaften von anderen unterschieden werden, die nur ihr zukommen. Durch diese Eigenschaften sollte man sie unterscheiden können von Splintern und Spaltungen, sollte man sie erkennen als die einzige Gemeinschaft und die wahre Anstalt, in der das Heil zu finden ist.

Die Eigenschaft, mit der wir uns heute beschäftigen wollen, ist die Sichtbarkeit der Kirche. Christus hat seine Kirche als eine äußere, sichtbare Gemeinschaft gestiftet. Mit der Sichtbarkeit ist nicht die materielle, sondern die formelle gemeint. Materielle Sichtbarkeit bedeutet, man kann die Menschen, die sich zu einer bestimmten Gemeinschaft bekennen, erkennen, weil sie sich dieser Gemeinschaft zugehörig fühlen und dies nach außen kundtun. Diese Sichtbarkeit ist nicht gemeint. Das ist selbstverständlich, daß man einen Kegelclub von einem Fußballverein und daß man die Neuapostoliker von den Zeugen Jehovas unterscheiden kann. Nein, was gemeint ist, ist die formelle Sichtbarkeit. Das heißt, es sind bestimmte Merkmale gegeben, welche die Glieder der wahren Kirche Christi zu einer religiösen, äußerlich sichtbaren Gemeinschaft vereinen.

Die verschiedenen protestantischen Gemeinschaften halten überwiegend auch in irgendeiner Weise an der Sichtbarkeit der Kirche fest. Aber diese Weise ist ungenügend, unvollständig und falsch. An erster Stelle erwähne ich die Anhänger Calvins, die Calvinisten, die sogenannten Reformierten. Sie lehren eine unsichtbare Kirche. Die wahre Kirche ist unsichtbar, denn zu dieser Kirche gehören nur die Prädestinierten, d.h. jene Menschen, die mit Sicherheit das Heil erlangen. Allein jene, die Gott von Ewigkeit her dazu bestimmt hat, in den Himmel zu kommen, bilden die Kirche, und diese kann man natürlich äußerlich nicht erkennen. Man weiß es nicht. Es wird sich erst zeigen nach dem Tode oder nach dem Weltgerichte, wer zu dieser Gemeinschaft gehört. Lediglich der Erfolg im Leben vermag eine gewisse Überzeugung zu begründen, daß man zu der Gemeinde der Auserwählten gehört.

Die Anhänger Luthers lehren in gewisser Hinsicht eine sichtbare Kirche. Sie sagen, die Kirche ist sichtbar dort, wo das Wort recht verkündet und die Sakramente recht verwaltet werden. Wer die evangelische Lehre recht verkündet und wo die evangelischen Sakramente recht verwaltet werden, dort ist die Kirche.

Uns katholischen Christen wird sofort auffallen, daß hier etwas fehlt. Denn hier fehlt ja das Lehramt; hier fehlt ja das Hirtenamt; hier fehlt ja das Priesteramt. Dem protestantischen Kirchenbegriff, dem lutherischen Kirchenbegriff fehlt das Hirtenamt, das von Christus eingesetzte Hirtenamt. Selbstverständlich haben auch die Protestanten Ämter, aber diese Ämter sind menschliche Erfindungen und lassen sich nicht zurückführen auf den Stifterwillen Christi. Deswegen ist das Amt in der lutherischen Gemeinschaft nicht als ein von Christus eingesetztes erkennbar.

Der Hintergrund der protestantischen Kirchauffassung ist der sogenannte Fidualglaube. Was ist damit gemeint? Der Fidualglaube ist das Vertrauen, daß Gott mir um Jesu Christi willen gnädig ist

und sein wird. Fiduzialglaube ist der Vertrauensglaube, daß wir durch die Verdienste Christi, um Christi willen, gerettet werden. Aber wenn es so ist, daß eben der Glaube, der Glaube allein, der Fiduzialglaube, den Menschen rettet, dann braucht es eigentlich keine äußere Heilsveranstaltung mehr, dann ist eine sichtbare Kirche, dann sind die Sakramente überflüssig. Der einzelne wird unmittelbar, ohne jede Vermittlung durch eine Heilsanstalt, gerettet. Der Fiduzialglaube macht, wenn er konsequent durchgedacht wird, das ganze Kirchenwesen überflüssig.

Im Unterschied zu diesen irrigen Auffassungen lehrt die katholische Kirche: Die Kirche ist eine äußere, sichtbare Gemeinschaft und Anstalt. Das Konzil von Trient hat zwei Punkte der Sichtbarkeit hervorgehoben, nämlich ein sichtbares Opfer und ein sichtbares Priestertum. Beides ist nur in der katholischen Kirche verwirklicht. Der Protestantismus hat weder ein sichtbares Opfer, sondern nur eine Abendmahlsfeier, noch hat er ein sichtbares Priestertum, sondern nur Diener des Wortes, die kraft menschlicher Ermächtigung, um der guten Ordnung willen, dafür bestellt werden, das Evangelium zu verkünden. Das I. Vatikanische Konzil von 1870 hat noch ein weiteres Element der Sichtbarkeit genannt, nämlich das sichtbare Fundament, das Christus geschaffen hat, indem er den Petrus zum Ersten seiner Apostel, zum Prinzip der Einheit der Kirche gemacht hat. Das II. Vatikanische Konzil hat diese Linie ausgezogen und an mehreren Stellen betont, daß die Kirche, die wahre Kirche, die einzige Kirche, gleichzeitig ein pneumatischer, also ein vom Heiligen Geist bewegter Menschenverband und ein hierarchisch strukturiertes Gebilde ist. Es gibt keinen Gegensatz zwischen einer unsichtbaren Kirche und einer sichtbaren Kirche, sondern die sichtbare Kirche Christi ist nichts anderes als die katholische Kirche, und diese Kirche ist gleichzeitig mit der unsichtbaren, mit der heilshaften Gemeinschaft identisch. Das ist geradezu das Wesen des Katholizismus: Unsichtbare Kirche und sichtbare Kirche sind identisch. Man kann sie nicht auseinanderdividieren, man darf sie nicht trennen. Sie sind verbunden, so wie Christus verbunden war als Gott und als Mensch.

Das ist nämlich der tiefste Grund, warum sichtbare und unsichtbare Kirche eins sind: weil die Kirche das Leben und das Wirken Christi fortsetzt. Die Kirche ist der fortlebende Christus. Sie ist der Leib Christi. Und wie war Christus in seiner Wirklichkeit? Er war ein Mensch, geboren aus der Frau, stammte aus Nazareth, war als Mensch erkennbar, hat als Mensch gearbeitet und ist als Mensch gewandelt auf den Fluren von Galiläa und Judäa, hat gepredigt und geheilt. Aber er war auch gleichzeitig Gottes Sohn. Er war der leibhaftige Gottessohn, und diejenigen, die die rechte Sehkraft hatten, konnten ihn als den Gottessohn erkennen. In Christus war eine doppelte Wirklichkeit, nämlich die menschliche und die göttliche. Die von ihm gestiftete Kirche nimmt an dieser göttlichen Wirklichkeit teil. Die wahre Kirche Christi ist gleichzeitig göttlich und menschlich. Zu deutlich erfahren wir manchmal, und zumal heute, wie menschlich die Kirche ist. Aber sie ist gleichzeitig ein göttliches Geheimnis. Sie nimmt teil am ganzen Wesen Christi, sie teilt die Totalität der Existenz Christi. Sie ist die Kirche des menschengewordenen und des leidenden, sie ist aber auch die Kirche des auferstandenen und verherrlichten Christus. Menschwerdung, Leiden und Auferstehung Christi sind in gleicher Weise Grundlage für die Stiftung und für das Wesen der wahren Kirche Christi.

Selbstverständlich trägt die Kirche auf Erden stärker die Züge des Menschengewordenen und Leidenden als die Züge des Auferstandenen und Verherrlichten. Auch diese fehlen nicht. Sie blitzen auf in der Wirksamkeit der Sakramente, in der Kraft des richtig gepredigten Wortes Gottes, im Leben der Heiligen, in dem Bemühen der Christen um Heiligkeit. Da leuchtet die Kirche als die Kirche des Auferstandenen gleichsam auf. Aber stärker noch sind während der irdischen Pilgerschaft die Züge des inkarnierten, fleischgewordenen, mit Mühsal beladenen und am Kreuze verblichenen Heilandes. Die Doppelnatur Jesu war so, daß diejenigen, die eine neue Wahrnehmungskraft hatten, sie erkennen konnten. Wer sich im Glauben an ihn anschloß, dem gab er die Macht, Kind Gottes zu werden. Wer sich im Glauben Christus zuneigte, der verstand sein Wesen. „Wir glauben, daß du der Messias Gottes bist.“ So hat Petrus bekannt. Aber diejenigen, die nicht glaubten, nahmen an ihm Ärgernis. Sie verstanden sein Wesen nicht, sie verlachten seinen Anspruch, sie empfanden seine Machttaten als sonderbar, aufreizend, ja als dämonisch. „Selig“, sagt der Heiland, „selig, wer an mir nicht Ärgernis nimmt.“ Wer nur mit irdischen Augen, wer nur in kreatürlicher Verfassung auf Jesus hinschaute, der konnte sein göttliches Wesen verkennen.

Ähnlich ist es mit der Kirche. Wer auf die Kirche nur mit den Augen des Geschöpfes und nicht mit den Augen des Gotteskindes schaut, der kann an ihr irrewerden, der kann sie als anmaßend, als arrogant empfinden, der nimmt Ärgernis an ihrem Anspruch, eine göttliche Stiftung zu sein, einen Auftrag zu haben, der über jeden anderen Auftrag hinausgeht, eine Sendung zu betreiben, die von Gott selbst unmittelbar stammt. Man muß die rechte Sehkraft haben, man muß die Augen des Glaubens haben, um zu erkennen, was dieses Gebilde, dieses schwache, dieses gefährdete Gebilde, die Kirche Jesu Christi, ist. Aber es gibt eben unverkennbare Zeichen, um sie zu erkennen. Diese Kirche ist eben unverwechselbar. Sie ist die Trägerin eines Hirtenamtes. Dieses Hirtenamt führt und leitet die Gläubigen hin zum Ziele, das Gott der Kirche gesetzt hat. Diese Kirche ist Trägerin eines Priesteramtes. Es gibt in ihr Personen, ausgerüstet mit einem sakramentalen Charakter, vom Heiligen Geist geprägte Personen, welche die Geheimnisse Gottes verwalten. Es gibt in ihr ein Lehramt. Dieses Lehramt trägt die Botschaft Gottes weiter, leider mannigfach entstellt durch Menschen, durch Menschenweisheit, durch Menschenirrtum. Doch auch heute ist die Wahrheit Gottes in der Kirche zu erkennen, wenn auch nicht mehr überall, aber doch dort, wo der Gutwillige sie sucht und wo er sie finden will.

Die Kirche Christi ist unterschieden von jeder anderen religiösen Gemeinschaft. Der Apostel Paulus hat die Kirche abgegrenzt von den Heiden und von den Juden. Was unterscheidet die Glieder der Kirche, was unterscheidet die gesamte Kirche von den Heiden? Die Heiden beten Götzen an, die Christen verehren den wahren, lebendigen Gott. Die Heiden sind Menschen, die keine Hoffnung haben auf ewiges Leben. Die Christen sind Menschen, die Hoffnung haben, die wissen, daß sie einem Zustand entgegengehen, in dem die ewige Freude ihr Anteil sein wird.

Die Christen dürfen keine Gemeinschaft halten mit den Heiden. Im 2. Korintherbrief schreibt er: „Zieheth nicht an einem Joch mit den Ungläubigen! Denn welche Gemeinschaft hat die Gerechtigkeit mit der Ungerechtigkeit? Oder wie kann sich Licht zu Finsternis gesellen? Wie stimmt Christus mit Belial zusammen, oder was hat der Gläubige mit dem Ungläubigen zu tun? Wie verträgt sich der Tempel Gottes mit Götzen? Denn wir sind der Tempel des lebendigen Gottes, wie Gott bezeugt: 'Ich will unter ihnen wohnen und wandeln, und ich werde ihr Gott sein, und sie werden mein Volk sein.'“

Ebenso grenzt der Apostel Paulus die Christen ab von den Juden. Der Messias ist gekommen. Die Juden brauchen ihn nicht mehr zu erwarten, aber sie meinen, er sei noch nicht gekommen, das ist ihr Irrtum. Der Messias ist gekommen in Jesus von Nazareth. Er ist der neue und endgültige Heilmittler. Das alttestamentliche Gesetz ist abgetan in seinen Zeremonialvorschriften. Es braucht keine blutigen Opfer mehr, es braucht keine Speisegesetze mehr. Das Heil wird jetzt gewonnen durch den Glauben an Jesus Christus. Es ist ein neues Gottesvolk entstanden. Das alte Gottesvolk ist erledigt. Der Tempel selbst hat die Botschaft empfangen, daß ein neues Gottesvolk geboren ist, als sein Vorhang zerriß beim Tode Jesu. Das ist das Zeichen dafür, daß das alte Gottesvolk abgetan und ein neues an seine Stelle getreten ist.

Man kann also die wahre Kirche Christi, weil sie sichtbar ist, von anderen Religionsgemeinschaften, auch von falschen christlichen Religionsgemeinschaften, unterscheiden. Und Gott will, daß alle sich in seiner einen, wahren Kirche versammeln. Er will nicht, daß man irgendwie christlich ist, sondern er will, daß man christlich ist in dem Sinne, wie er es den Seinigen aufgetragen hat und wie es die Kirche Christi durch alle Schwächen und Verhüllungen hindurch immer gelehrt hat. Sie soll die Braut Christi, die Stadt auf dem Berge, der Leib Christi, das Volk Gottes sein, das die Wundertaten dessen verkündet, der es aus der Dunkelheit in sein wunderbares Licht gerufen hat.

Deswegen konnte man die Kirche, als sie am Pfingstfest, am ersten Pfingstfest, vor die Bevölkerung von Jerusalem trat, als sichtbare Gemeinschaft erkennen. Denn die Christen lebten von der Verkündigung der Apostel. Sie lebten vom Brotbrechen, d.h. von dem eucharistischen Opfer. Sie waren ein Herz und eine Seele, und sie hatten an der Spitze ein Zwölfmänner-Kollegium mit einem Oberhaupt, dem Petrus. Und das war die wahre Kirche Christi, wie sie ins Leben getreten ist und wie sie auch heute erkennbar ist.

Wir haben die Aufgabe, meine lieben Christen, dieser sichtbaren Kirche zu dienen. Wir dienen ihr, indem wir alle Elemente ihrer Sichtbarkeit nach unseren Kräften entfalten. Um ein Beispiel nur zu erwähnen: Die Kirche hat sieben Sakramente, nicht zwei wie der Protestantismus. Sie hat sieben Sak-

ramente, und es ist an uns, diese sieben Sakramente in jeder Weise zu fördern und, soweit es uns möglich ist, zu empfangen. Es dient nicht der Sichtbarkeit der Kirche, wenn der Beichtstuhl verlassen ist! Es dient nicht der Sichtbarkeit der Kirche, wenn es kaum noch Priesterweihen gibt! Es dient nicht der Sichtbarkeit der Kirche, wenn das Sakrament der Letzten Ölung, der Krankensalbung, selten oder schon im Zustand der Bewußtlosigkeit empfangen wird. Es ist an uns, diesen Sakramenten zur Lebendigkeit und zum häufigen Gebrauch zu verhelfen. Wir sind zu unserem Teil verantwortlich, daß die Kirche als die Stadt auf dem Berge, als das heilige Volk Gottes, als der Leib Christi sichtbar wird, zu dem alle Menschen guten Willens stoßen sollen, um in ihr das Heil zu finden. Die Kirche ist eine Heilsanstalt, weil sie das Heil vermittelt. Sie ist aber auch eine Heilsgemeinschaft, weil in ihr das Heil gefunden wird. Beides hängt unteilbar zusammen. Sie ist nicht nur ein Ereignis, sie ist auch eine Institution, und beides gehört untrennbar zusammen: die unsichtbare Seite der Gnade und der Wahrheit und die sichtbare Seite der Struktur, der Sakramente und des Wortes. Christus hat seine Kirche als eine Wirklichkeit gegründet, die mit den Augen des Glaubens bis zum Ende der Zeiten sichtbar ist und bleiben wird.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sichtbarkeit der Kirche (2)

(Über die geistige Gemeinschaft der Kirche)

30.04.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wir hatten am vergangenen Sonntag begonnen, die Sichtbarkeit der Kirche zu betrachten. Sie ist eine Wesenseigentümlichkeit der katholischen Kirche. Damit ist nicht gemeint, daß man die Menschen, die sich als katholische Christen bezeichnen, mit den Augen des Leibes sehen kann. Diese materielle Sichtbarkeit ist selbstverständlich. Nein, es geht um die formelle Sichtbarkeit. Das heißt, daß man die Glieder der Kirche an religiösen Eigentümlichkeiten als solche erkennen kann.

Die Kirche hat in der Abwehr von falschen Meinungen einer unsichtbaren Kirche die Sichtbarkeit der Kirche immer wieder stark hervorgehoben. So wurde z.B. auf dem Konzil von Konstanz im Jahre 1415 der Satz von Hus zurückgewiesen, nur die Prädestinierten, also die von Gott zum Heil Bestimmten, gehörten zur Kirche. Nein, die Kirche ist zunächst wesentlich eine äußere Wirklichkeit, die freilich eng mit einer inneren, gnadenhaften, verbunden ist, und diese äußere Wirklichkeit läßt sich genau in Einzelheiten beschreiben. So hat das Konzil von Trient gesagt: „Es gibt in der Kirche ein äußeres, sichtbares Opfer; es gibt ein äußeres, sichtbares Priestertum.“ So hat das I. Vatikanische Konzil erklärt: „Es gibt ein sichtbares Fundament der Kirche, nämlich das Papsttum.“ Und so hat in unseren Tagen das II. Vatikanische Konzil gesagt: „Der einzige Mittler Christus hat seine heilige Kirche hier auf Erden als sichtbares Gefüge verfaßt. Die mit hierarchischen Organen ausgestattete Gesellschaft und der geheimnisvolle Leib Christi, die sichtbare Versammlung und die geistige Gemeinschaft sind nicht zwei verschiedene Größen, sondern bilden eine einzige komplexe Wirklichkeit.“

Die Kirche ist eine sichtbare Größe. Sie ist sichtbar in ihrem Lehramt, in ihrem Priesteramt, in ihrem Hirtenamt. Alle, die zur Kirche gehören, tragen an dieser Sichtbarkeit mit - mehr oder weniger. Die zur Verfassung der Kirche gehörenden Organe, wie Priester, Bischöfe, Papst, machen natürlich die Sichtbarkeit der Kirche im Normalfalle erheblich deutlicher erkennbar als die einfachen, schlichten Gläubigen. Aber noch einmal: Alle, auch die schlichten Gläubigen sind an der Darstellung der Sichtbarkeit der Kirche beteiligt.

Da erhebt sich die Frage: Ja, wer ist denn eigentlich ein Glied der Kirche? Wer gehört denn zur Kirche so, daß man sagen kann, er ist ein Glied, also ein Teil des Leibes der Kirche? Jedermann wird darauf zunächst die Antwort geben: Nun, wer getauft ist. Denn die Taufe ist der Eingang in die Kirche, wie unser kirchliches Gesetzbuch erklärt: „Die Taufe ist die Eingangspforte zu den Sakramenten. Ihr tatsächlicher Empfang oder wenigstens das Verlangen danach ist zum Heile notwendig. Durch sie werden die Menschen von den Sünden befreit, zu Kindern Gottes neu geschaffen und durch ein untüchtbares Prägemaß Christus gleichgestaltet, der Kirche eingegliedert.“ Oder an einer anderen Stelle heißt es: „Durch die Taufe wird der Mensch der Kirche Christi eingegliedert und wird in ihr zur Person mit den Rechten und Pflichten, die den Christen eigen sind.“ Die Taufe aber ist ein äußerer Vorgang. Die Taufe ist ein äußeres Geschehen, das freilich innere und innerliche Wirkungen zeitigt. Denn die Taufe verleiht ein Prägemaß, wie wir soeben gehört haben. Sie verähnlicht den Menschen Christus. Sie ist ein *signum configurativum*, wie die Theologen sagen. Sie unterscheidet auch den Christen, den Getauften, von allen anderen, sie ist ein *signum distinctivum*, und sie verpflichtet ihn, alles zu halten, was Christus von ihm verlangt, sie ist deswegen ein *signum obligativum*. Und sie bereitet den Getauften zum Empfang der späteren Sakramente; sie ist deswegen auch ein *signum dispositivum*. Also nicht durch eine menschliche Eintrittserklärung, durch eine bürokratische Zeremonie tritt man in die Kirche ein, sondern durch ein Geschehen von oben, durch die Neugeburt im heiligen Taufsakrament.

Aber jetzt erhebt sich die Frage: Genügt die Taufe, um ein Glied der Kirche zu werden? Braucht es nur die Taufe, damit man sagen kann: Das ist ein Christ, das ist ein Glied der Kirche? Diese Meinung ist von der Kirche immer zurückgewiesen worden. Zu dem ontologischen Prägemaß, das in der Taufe dem Menschen verliehen wird, müssen andere Elemente kommen, die sich im personal-ethischen Bereich vollziehen und die ich jetzt sogleich nennen werde.

Ein Kind, das im Säuglingsalter getauft wird, ist ohne weiteres durch diesen einen, einzigen Akt Glied der Kirche geworden. Mehr kann man von ihm nicht verlangen, als daß es die Wassertaufe empfängt. Aber für den, der im Erwachsenenalter getauft wird, d.h. der zum Gebrauch der Vernunft gekommen ist, genügt die Taufe nicht. Es muß hier dem Sendungsbefehl Christi Genüge geschehen, und der lautet: „Wer glaubt und sich taufen läßt, wird gerettet werden.“ Oder wie es im Matthäusevangelium heißt: „Gehet hin in alle Welt und machet alle Völker zu meinen Jüngern und taufet sie im Namen des dreifaltigen Gottes und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe!“ Das heißt also: Für denjenigen, der nach Erlangung des Vernunftgebrauches getauft wird, genügt zur Kirchengliedschaft die Taufe allein nicht. Es müssen zwei weitere Elemente hinzukommen, nämlich das Bekenntnis des Glaubens und die Einfügung in die Verfassung der Kirche, also die Unterstellung unter die kirchliche Hierarchie. Denn die Kirche ist eben nicht nur sichtbar im Priesteramt, welches die Taufe verwaltet, die Kirche ist auch sichtbar im Lehramt, welches den Glauben vorlegt, und sie ist auch sichtbar im Hirtenamt, welches den Leib der Kirche lenkt und leitet.

Kein anderer als der von uns allen verehrte Papst Pius XII. hat in seiner Enzyklika „*Mystici Corporis*“ diese Wahrheit lichterhell wie immer ausgesprochen: „Den Gliedern der Kirche sind in Wahrheit nur jene zuzuzählen, die das Bad der Wiedergeburt empfangen haben (die Taufe), sich zum wahren Glauben bekennen und sich weder selbst zu ihrem Unsegen vom Zusammenhang des Leibes getrennt haben noch wegen schwerer Verstöße durch die rechtmäßige kirchliche Obrigkeit davon ausgeschlossen worden sind.“ Nach Pius XII. gehören zu einer wahren Kirchengliedschaft außer der Taufe das Bekenntnis des rechten Glaubens und die Einfügung in die hierarchische Ordnung der Kirche.

Damit hat Pius XII. nichts Neues vorgetragen. So ist immer in der Kirche gelehrt worden. Wer den wahren Glauben nicht bekennt, der kann auch trotz der Taufe nicht ein Glied der Kirche sein. Und wer zwar den wahren Glauben bekennt, aber sich durch Schisma, durch Spaltung, durch Absonderung, von der Einheit der Kirche trennt, auch der kann nicht ein Glied der Kirche sein, denn der Leib Christi ist nicht gespalten. Er ist eines, und er muß eines sein auch in der sichtbaren Wirklichkeit. Er wird aber eines in der sichtbaren Wirklichkeit durch das Bekenntnis desselben Glaubens und durch die Einfügung in das hierarchische Band, das die Kirche umschließt.

Jetzt haben wir ein Mittel in der Hand, meine lieben Freunde, zu erkennen, wer zur Kirche gehört und wer nicht zur Kirche gehört. Ich glaube nicht, daß man, wie manche Theologen wollen, zwischen einer Vollgliedschaft und einer Teilgliedschaft unterscheiden kann. Ich glaube, daß es nur eine Gliedschaft gibt und eine Nichtgliedschaft. Entweder man ist ein Glied, oder man ist kein Glied. Ein Drittes halte ich für ausgeschlossen. Es gehören also nicht zur Kirche diejenigen, die die Taufe nicht empfangen haben, die Ungetauften. Ihnen fehlt die Verähnlichung mit Christus, und wie soll man ohne diese Verähnlichung mit Christus, die in der Taufe geschieht, in seinen Leib aufgenommen werden können? Es gehören aber auch nicht zur Kirche diejenigen, die den wahren Glauben nicht bekennen. Vom Bekenntnis des vollen und ganzen katholischen Glaubens gibt es keine Dispens. Man kann nicht sagen: Etwas mehr oder weniger glauben, darauf kommt es nicht an. Es kommt auf jede und die volle Wahrheit an! Und wer nur eine Wahrheit leugnet, der hat das ganze Bekenntnis abgewiesen, der hat den Stein herausgelöst, der das ganze Gebäude zum Einsturz bringt. Also die sogenannten Orthodoxen, die sogenannten Protestanten, die sogenannten Anglikaner, sie gehören nicht zur katholischen Kirche. Selbstverständlich gibt es Gemeinsamkeiten zwischen den nichtkatholischen Gemeinschaften und der katholischen Kirche. Wenn man einen goldhaltigen Berg abzutragen sich unterfängt, dann gibt es goldhaltige Splitter. Und so ist es auch mit den Verbänden, die sich von der katholischen Kirche abgetrennt haben. Sie haben zweifellos Güter bewahrt, die zur katholischen Kirche gehören. Sie haben die Schriften des Alten und des Neuen Testaments; manche haben ein Priestertum, wie die Orthodoxen, und damit die volle Eucharistie, weil sie eben ein Priestertum haben. Man kann deswegen durchaus sagen, daß diese Abspaltungen, daß die Angehörigen dieser Abspaltungen eine gewisse

Verbindung mit der Kirche und den Kirchengliedern haben. So sagt auch das II. Vatikanische Konzil: „Sie sind der Kirche verbunden.“ Natürlich, durch das, was sie mitgenommen haben aus ihrer Trennung. Aber sie sind keine Glieder.

Dabei macht es keinen Unterschied, ob die Getrennten guten Glaubens sind, ob sie also überzeugt sind, im rechten Glauben zu sein, oder ob sie bösen Glaubens sind, also erkennen, daß sie eigentlich eine anomale Existenz haben. Es kommt allein auf das äußere Faktum der Trennung im Glauben an. Wer im Glauben von der Kirche getrennt ist, kann nicht Glied der Kirche sein. Dennoch genügt die Taufe, damit diese getrennten Christen der Kirche unterstellt sind. Denn die Kirche ist über alle Getauften gesetzt. Ob sie den Glauben bekennen oder nicht, ob sie sich getrennt haben oder nicht: Die Kirche hat Vollmacht für alle Getauften. Das ist immer so gewesen, daß die Kirche diese Vollmacht über die Getauften in Anspruch genommen hat. Wenn sie seit 1983 im neuen Gesetzbuch die nichtkatholischen Getauften von den rein kirchlichen Gesetzen freistellt, dann bestätigt diese Freistellung die Gewalt der Kirche über die nichtkatholischen Getauften; denn ich kann nur freistellen, über wen ich gesetzt bin. Gerade die Freistellung bezeugt, daß sie über alle Getauften gesetzt ist. Ob man das nun mit Rahner als „Untertanschaft“ bezeichnet oder ob man von einer „konstitutionellen Gliedschaft“ spricht, wie Mörsdorf will, ist nicht entscheidend. Entscheidend ist, daß alle Getauften der Gewalt der Kirche unterstellt sind.

Wer in der Kirche ist als Glied, der ist normalerweise im Hafen des Heiles, der ist unter denen, die, wenn sie die Liebe bewahren, gerettet werden. In einer späteren Predigt werden wir über die Zusammenhänge zwischen äußerer Zugehörigkeit und Heilsgewißheit sprechen. Es ist klar, daß man die äußere Zugehörigkeit auch im Leben bewähren muß. Man muß das, was man von Gott geschenkt bekommen hat in der Taufe, im Glauben und in der Führung durch die kirchliche Hierarchie, im Leben zeigen. Nur dann kann man auf Rettung hoffen. Aber noch einmal: Die Gliedschaft ist von dem sittlichen Verhalten grundsätzlich unberührt. Die Sünder gehören ebenso zur Kirche wie die Gerechten. Nur jene, die den Glauben preisgeben oder die sich der Unterstellung unter die kirchliche Hierarchie entziehen, können nicht mehr als Glieder der Kirche angesprochen werden. Auch das II. Vatikanische Konzil hat sich in dieser Weise ausgesprochen, wenn es sagt: Voll der Gesellschaft der Kirche verbunden sind nur die, die den Geist Christi haben, ihre gesamte Ordnung und all ihre Heilmittel annehmen und in ihrem sichtbaren Verbände mit Christus, der sie durch den Papst und die Bischöfe leitet, verbunden werden, nämlich durch die Bande des Glaubensbekenntnisses, der Sakramente, der kirchlichen Leitung und Gemeinschaft. Hier haben wir es: die Bande des Glaubensbekenntnisses, der Sakramente, der kirchlichen Leitung und der Gemeinschaft. Und das steht auch dann im kirchlichen Gesetzbuche. Wenn es zunächst scheinen könnte, als ob die Taufe genüge, um die Kirchengliedschaft zu begründen, so wird in einem späteren Gesetz ausdrücklich gesagt: „Voll in der Gemeinschaft der katholischen Kirche in dieser Welt stehen nur jene Getauften, die in ihrem sichtbaren Verband mit Christus verbunden sind, und zwar durch die Bande des Glaubensbekenntnisses, der Sakramente und der kirchlichen Leitung.“

Aus diesem Befund ergeben sich unsere Aufgaben, meine lieben Freunde. Die Taufe wird immer in uns bleiben. Die Wirkung der Taufe kann niemals rückgängig gemacht werden. *Semel Christianus, semper Christianus*; wenn man einmal getauft ist, dann bleibt man es. Die Taufe ist also unzerstörbar und damit auch die Unterworfenheit unter die Kirche, die aus ihr folgt. Aber die beiden anderen Bindungen an die Kirche sind von uns am Leben zu erhalten, nämlich das Glaubensbekenntnis und die Unterstellung unter die kirchliche Hierarchie. Hier kann es Konflikte, Schwierigkeiten und Friktionen geben. Im Laufe der Kirchengeschichte sind viele Menschen von der Kirche abgefallen. Im 16. Jahrhundert kann man ein Dutzend deutscher Bischöfe aufzählen, die zum Protestantismus übergegangen sind. Es hat sogar Kardinäle gegeben, in Frankreich, die sich den Hugenotten angeschlossen haben. Andere haben sich durch Spaltung von der Kirche getrennt. Ich erinnere beispielsweise an das Schisma von Utrecht. In Holland haben sich im 17. Jahrhundert Männer von der Kirche getrennt, die dem Irrlehrer Jansenius anhängen, und dieses Schisma existiert heute noch.

Wir sind berufen, den Glauben in der vollen Wirklichkeit, in seiner Ganzheit und Fülle zu bekennen und zu leben. Wir sind berufen, den rechtmäßig gebietenden Hirten zu gehorchen und uns von ihnen nicht zu trennen. Wenn es, was Gott verhüten möge, geschehen könnte, daß eine größere Zahl

von Hirten den katholischen Glauben nicht mehr bekennt, dann sind sie aus der Gliedschaft der katholischen Kirche herausgefallen. Dann zieht sich gleichsam die Kirche in jene zurück, die am Glauben festhalten. Nach der seligen Katharina Emmerich kann es sein, daß, wenn alle abgefallen sind, ein einziger katholischer Christ die Kirche darstellt. Wir wollen zu Gott hoffen, daß es soweit nicht kommt. Aber an uns ist es, das Unsere zu tun, daß die Kirche im Glauben und in der hierarchischen Führung sichtbar bleibt. Dazu müssen wir die Hirten mahnen, daß sie ihr Lehramt ernstnehmen, daß sie den Glauben unverkürzt und unverfälscht vorlegen. Dazu müssen wir sie auch mahnen, daß sie in der Einheit mit dem Felsen der Kirche verharren, daß sie nicht Sondermeinungen vertreten, die sie vom Heiligen Vater trennen. Wenn es so geschieht, daß wir im Glauben und in der Leitung mit ihnen vereinigt sind und bleiben können, dann dürfen wir auch mit Zuversicht das Lied singen, das wir als Kinder und Jugendliche so gern gesungen haben:

*Fest soll mein Taufbund immer stehn,
ich will die Kirche hören.
Sie soll mich allzeit gläubig sehn
und folgsam ihren Lehren.
Dank sei dem Herrn, der mich aus Gnad'
in seine Kirch' berufen hat.
Nie will ich von ihr weichen.*

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sichtbarkeit der Kirche (3)

(Über die nichtkatholischen Gemeinschaften)

07.05.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag haben wir die Frage gestellt: „Wer ist ein Glied der einen und einzigen Kirche Christi?“ Die Antwort lautete: „Glieder der Kirche sind nur jene, welche die Wassertaufe empfangen haben, den vollen und ganzen katholischen Glauben bekennen und sich der Leitung der Kirchenführung unterstellen.“ Wem eines dieser Merkmale fehlt, der ist kein Glied der Kirche; also beispielsweise die Katechumenen, die sich auf die Taufe vorbereiten. Sie haben zwar schon den Glauben und sind auch gewillt, sich der Leitung der Kirche zu unterwerfen, aber sie haben die Wassertaufe noch nicht empfangen. Auch die nichtkatholischen Christen können nicht als Glieder der Kirche bezeichnet werden, denn sie haben zwar die Taufe erhalten, aber sie bekennen nicht den ganzen katholischen Glauben, und sie weigern sich, sich der Führung der von Gott eingesetzten Hierarchen zu unterstellen. Nun sind aber die nichtkatholischen Christen auch in einem Verbände vereinigt. Es gibt geistlich-gesellschaftliche Verbände, die von den Anhängern selbst als Kirchen bezeichnet werden, und es stellt sich die Frage: Wie stehen diese geistlich-gesellschaftlichen Verbände zur katholischen Kirche? – Wir wollen auch hier drei Fragen stellen und zu beantworten versuchen, nämlich

1. Sind die nichtkatholischen religiösen Gemeinschaften etwa zusammen mit der katholischen Kirche eine Einheit im mystischen Leibe Christi?
2. Sind die nichtkatholischen religiösen Gemeinschaften mit der katholischen Kirche irgendwie verbunden?
3. Sind die nichtkatholischen religiösen Gemeinschaften von Bedeutung für das Heil, also für die Erringung der ewigen Seligkeit?

Die erste Frage lautet: Bilden etwa die nichtkatholischen religiösen Gemeinschaften zusammen mit der katholischen Kirche den einen geheimnisvollen Leib Christi? Solche Meinungen sind im Schwange. Bei den Protestanten und bei den Anglikanern werden derartige Ansichten vertreten, wonach alle christlichen Gemeinschaften in irgendeiner Weise zu dem geheimnisvollen Leib Christi gehören. Im vorigen Jahrhundert haben vor allem die Anglikaner die sogenannte „Branch-Theorie“ ausgebildet. Das Wort „branch“ bedeutet soviel wie „Zweig“. Nach dieser Theorie hat Gott, hat Christus einen Baum der Kirche gepflanzt, an dem es aber viele Zweige gibt. Da ist die römisch-katholische Kirche, da sind die Orthodoxen, da sind die Anglikaner, da sind die Calviner, da sind die Lutheraner. Alle zusammen sind Zweige an dem einen Baum der Kirche Christi.

Gegen diese Meinung hat der Apostolische Stuhl bereits im Jahre 1864 Stellung genommen. Er hat die „Branch-Theorie“ völlig und ganz zurückgewiesen und dagegen erklärt: Christus hat eine einzige Kirche gegründet, nicht mehr. Diese einzige Kirche ist identisch mit der römisch-katholischen Kirche, nicht auch mit anderen. Und die römisch-katholische Kirche trägt alle Kennzeichen - ohne Ausnahme - an sich, welche der Kirche Christi eigen sind. Diese Lehre, diese immerwährende Lehre der Kirche ist auch vom II. Vatikanischen Konzil übernommen worden. Es heißt da etwa: „Christus der Herr hat eine einig und einzige Kirche gegründet. Die Einheit der einen und einzigen Kirche besteht unverlierbar in der katholischen Kirche.“ Vor allem hat das II. Vatikanum die Meinung zurückgewiesen, es könnten die verschiedenen religiösen Gemeinschaften unsichtbar zur Einheit des geheimnisvollen Leibes Christi verbunden sein. Nein, sagt das II. Vatikanum: „Die mit hierarchischen Organen ausge-

stattete Gesellschaft und der geheimnisvolle Leib Christi, die sichtbare Versammlung und die geistliche Gemeinschaft bilden eine einzige, komplexe Wirklichkeit. Dies ist die einzige Kirche Christi, die wir im Glaubensbekenntnis als die eine, heilige, katholische und apostolische bekennen.“ Und dann noch einmal zusammenfassend: „Diese Kirche, in dieser Welt als Gesellschaft eingerichtet und geordnet, besteht in der katholischen Kirche.“ Und eine letzte Bemerkung: „Die einzig wahre Religion ist verwirklicht in der römisch-katholischen Kirche.“ Also mit der „Branch-Theorie“ ist es nichts. Diese „Branch-Theorie“ ist eine Irrlehre, und von dieser Irrlehre muß sich jeder katholische Christ, der echten kirchlichen Sinn hat, distanzieren.

Aber dann kann man sogleich die zweite Frage anschließen: Besteht nicht doch eine irgendwie geartete Verbindung zwischen den nichtkatholischen religiösen Gemeinschaften und der katholischen Kirche? Diese Frage kann bejaht werden. Denn die nichtkatholischen religiösen Gemeinschaften haben aus ihrer Trennung von der katholischen Kirche geistliche Werte, die der katholischen Kirche eigen sind, mitgenommen. Das II. Vatikanische Konzil zählt bei den einzelnen Religionsgemeinschaften diese Werte auf. Es sagt: Bei den Orthodoxen gibt es ein wahres Priestertum und eine echte, volle Eucharistie. Die Protestanten haben immerhin die Heilige Schrift, und sie haben die Taufe. Diese Elemente der Kirche nennt man mit einem - wie ich meine - glücklichen Ausdruck *vestigia Ecclesiae*. *Vestigia* ist ein lateinisches Wort und heißt „Spuren, Fußspuren“. Das scheint mir sehr treffend ausgedrückt zu sein. Diese Elemente, welche die nichtkatholischen religiösen Gemeinschaften aus der Spaltung von der katholischen Kirche herausgerissen und mit sich genommen haben, sind Fußspuren der katholischen Kirche. Die katholische Kirche hat gewissermaßen einen Eindruck bei ihnen zurückgelassen, eben in diesen Elementen wie Heilige Schrift, Priestertum, Eucharistie. Und durch diese Elemente sind die nichtkatholischen religiösen Gemeinschaften in irgendeiner Weise mit der katholischen Kirche verbunden. Diese Fußspuren gehören zwar als rechtmäßigem Eigentümer der katholischen Kirche, aber sie hören nicht auf, in den nichtkatholischen Religionsgemeinschaften ihre Wirksamkeit zu entfalten. Sie verweisen auf die katholische Kirche. Insofern kann man von einer gewissen Verbundenheit der nichtkatholischen religiösen Gemeinschaften mit der katholischen Kirche sprechen.

Man darf sie freilich auch nicht übertreiben, denn es ist keineswegs so, wie man auch aus dem Munde hochgestellter Persönlichkeiten hören kann, daß der Glaube zwischen Katholiken und Orthodoxen im wesentlichen der gleiche sei. Mitnichten. Die Orthodoxen ermangeln vieler Glaubenswahrheiten, die mit göttlichem und katholischem Glauben anzunehmen und zu bekennen sind. Den Orthodoxen fehlt es sodann in der Lehre an der Konsequenz und in der Leitung an der Einheit. Jede orthodoxe Kirche - so bezeichnen sie sich selbst - ist eine Landeskirche. Da gibt es eine serbische orthodoxe Kirche, eine makedonische, eine griechische, eine russische. Sie sind Landeskirchen, und das bedeutet natürlich auch abhängig von der Bevölkerung, abhängig vom Staat. Es fehlt vor allem den Orthodoxen an der Konsequenz. Der jetzige griechische Ministerpräsident Papandreou beispielsweise ist dreimal von seiner sogenannten Kirche getraut worden - nach Scheidung wohlgermerkt. Das muß man auch dazusagen, wenn man die Verwandtschaft von Orthodoxen und Katholiken ausspricht.

Bei den Protestanten ist es ähnlich. Das II. Vatikanum rühmt, daß sie die Heilige Schrift verehren, daß sie ihre göttliche Autorität anerkennen. Zweifellos gibt es evangelische Christen, die eine wahre und echte Liebe zur Heiligen Schrift haben. Ohne Frage gibt es evangelische Christen, die an die göttliche Autorität der Heiligen Schrift glauben. Aber es gibt auch andere, sehr viele andere. Alle diese schönen Bemerkungen haben nicht gehindert, daß zahlreiche protestantische Schriffterklärer die Geschichtlichkeit von Person und Werk Jesu sowie seine göttliche Natur bestreiten. Und die angebliche Anerkennung der göttlichen Autorität hat nicht verhindert, daß protestantische Schriffterklärer vieles als unverbindlich erklären, was in der Heiligen Schrift als verbindlich ausgesagt wird.

Die dritte Frage lautet: Sind die nichtkatholischen religiösen Gemeinschaften von Bedeutung für das Heil? Da hat nun das II. Vatikanische Konzil eine Aussage getroffen, die so nicht stehen bleiben kann. „Ebenso sind die getrennten Kirchen und Gemeinschaften trotz der Mängel, die ihnen nach unserem Glauben anhaften, nicht ohne Bedeutung und Gewicht im Geheimnis des Heils. Denn der Geist Christi hat sich gewürdigt, sie als Mittel des Heiles zu gebrauchen, deren Wirksamkeit sich von

der der katholischen Kirche anvertrauten Fülle der Wahrheit und Gnade herleitet.“ Der Ausdruck, der mich stört, ist: „Der Heilige Geist hat sich gewürdigt, sie als Mittel des Heiles zu gebrauchen.“ Die nichtkatholischen religiösen Gemeinschaften stehen außerhalb der katholischen Kirche. Sie stehen sogar im Gegensatz zu ihr. Denn sie lehnen sie ab, und sie bekämpfen sie. Wie soll es möglich sein, daß der Heilige Geist gleichzeitig die katholische Kirche als universales Mittel des Heiles einsetzt und daneben andere Gemeinschaften anerkennt, die ebenfalls Mittel des Heils seien, die seine Heilsanstalt bekämpfen und ablehnen? Damit trägt man ja den Zwiespalt in Gott selbst hinein. Wie kann denn Gott sagen: Es gibt ein einziges allgemeines Heilmittel, nämlich die katholische Kirche, aber nein, daneben gibt es auch noch andere Heilmittel? Die einen erreichen das Heil durch die katholische Kirche, die anderen durch ihre Gemeinschaften. Das ist nicht zu vereinbaren. Diese Aussage kann nicht so stehen bleiben.

Insofern diese nichtkatholischen religiösen Gemeinschaften eine Sonderexistenz haben, insofern sie die katholische Kirche ablehnen und bekämpfen, sind sie nicht Mittel des Heils. Was in ihnen heilswirksam ist, das sind die Spuren der Kirche, die *vestigia Ecclesiae*. Sie sind auch noch wirksam nach der Trennung. Aber die Gemeinschaften als solche mit ihrer Struktur und ihrer Organisation und mit ihrer Abweisung der katholischen Kirche sind kein Mittel des Heiles.

Wiederum hat niemand klarer gesprochen in dieser Frage als der unvergeßliche Papst Pius XII. Er hat die getrennten Christen eingeladen zur Rückkehr in das gemeinsame Vaterhaus. Er hat sie als Irrende bezeichnet, die aufgefordert sind, in das gemeinsame Vaterhaus heimzukehren. Die Spuren der Kirche, die bei den nichtkatholischen religiösen Gemeinschaften vorhanden sind, drängen zur katholischen Einheit. Sie verweisen auf die katholische Kirche. Sie sind kein gültiges Eigentum der nichtkatholischen religiösen Gemeinschaften, sondern sie sind Eigentum der katholischen Kirche, und sie verweisen auf die Einheit mit dieser einen und einzigen Heilsanstalt Gottes.

Uns, meine lieben Freunde, obliegt es, der Rückkehr der getrennten Christen zu unserem Teil den Weg zu bereiten. Das geschieht nicht zuerst durch Worte, sondern das geschieht zuoberst durch Taten. Wenn unser Leben gültig als Zeugnis der Wahrheit Christi gelebt wird, wenn wir wirklich durch Beispiel und Vorbild für Christus und seine Kirche zeugen, wenn wir die Kirche so anziehend machen, wie es nur möglich ist durch unser tadelfreies, reines, heiliges Leben, dann wird bei den besten nichtkatholischen Christen eines Tages die Sehnsucht erwachen, heimzukehren in das Vaterhaus, heimzukehren zu dem gemeinsamen Vater aller Christen, den wir den Heiligen Vater in Rom nennen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sichtbarkeit der Kirche (4)

(Über die geschichtliche Entwicklung der Kirche)

14.05.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wir befassen uns seit einigen Sonntagen mit der Sichtbarkeit der Kirche. Unter dieser Sichtbarkeit ist nicht die materielle, sondern die formelle Sichtbarkeit verstanden. Materielle Sichtbarkeit besagt, daß Menschen äußerlich gesehen werden können, die sich als der Kirche zugehörig bezeichnen. Ob dieser Anspruch berechtigt ist, das ergibt sich daraus, ob sie auch wirklich zur Kirche gehören, ob sie auch formell die Sichtbarkeit der Kirche darstellen. Formelle Sichtbarkeit der Kirche besagt, daß die Kirche sichtbar ist in ihren Eigentümlichkeiten, in ihren Merkmalen, also im Glaubensbekenntnis, im katholischen Gottesdienst und in der Kirchenverfassung. Diese formelle Sichtbarkeit der Kirche hängt natürlich bis zu einem gewissen Grade von den Menschen der Kirche ab. Die Kirche ist sichtbar kraft ihres Wesens (auch) durch die Menschen, die sie jeweils bilden. Das Wesen tritt ja niemals rein, abgelöst von der Individualität auf. Es gibt nicht irgendeinen Menschen, wo man sagen kann: Das ist der Mensch, sondern es gibt nur den Menschen Gustav oder den Menschen Adolf; aber es gibt nicht den Menschen. Und ähnlich kann man auch nicht sagen: Das ist die Kirche. Man kann immer nur sagen: Das ist die Kirche des 3. Jahrhunderts, des 12. Jahrhunderts oder des 20. Jahrhunderts. Die Kirche verwirklicht also ihr Wesen jeweils nur in konkreter Gestalt. Sie hat auch ein Wachstum, ähnlich-unähnlich wie es bei Christus war. Von ihm wird in der Heiligen Schrift berichtet: „Er nahm zu an Alter und Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen.“ Das Göttliche in Christus war keines Wachstums fähig, aber das Menschliche in Christus war sehr wohl einer Veränderung fähig und bedürftig.

Ähnlich ist es auch mit der Kirche. Zwischen einer Eichel und einem Eichbaum scheint ein unüberbrückbarer Gegensatz zu sein. Und doch ist es kein Gegensatz, denn die ausgewachsene Eiche hat sich aus einer Eichel entwickelt; und das, was in der Eichel angelegt war, hat sich im Eichbaum entfaltet. Man kann also nicht einen Gegensatz zwischen der Eichel und dem Eichbaum konstruieren, sondern man muß sagen, die Eichel hat die Anlagen in sich, die im Eichbaum entfaltet sind, und der Eichbaum ist das Ergebnis der Entwicklung, die in der Eichel angelegt war.

Man kann das Datum der Geburt der Kirche auf die Stunde genau angeben. Es war die dritte Stunde am Pfingsttage. Da trat die Kirche in der Kraft des Heiligen Geistes fertig vor die Öffentlichkeit. Die Kirche, die damals um die dritte Stunde des Pfingsttages aus dem Saal, in dem die Jünger versammelt waren, hinaustrat, ist dieselbe Kirche, die wir heute bekennen und in der wir uns befinden. Aber es ist eine Kirche, die einen Weg von 2000 Jahren zurückgelegt hat. Es ist eine Kirche, in die ganze Völkerschaften verschiedenster Art eingetreten sind. Es ist eine Kirche, in welche diese Völker ihre Eigenart mitgebracht haben, also die Griechen ihre Philosophie, die Römer ihre Staatskunst, die Germanen ihre Unruhe und Gottinnigkeit. Das Wesen der Kirche bleibt unwandelbar, aber was sich an das Wesen anlagert und was dazu dient, das Wesen sichtbar zu machen, das ändert sich. Und bei diesen Dingen kann es eine größere oder eine geringere Annäherung an das Wesen geben. In der Verkündigung des Wortes, in der Gestaltung des Gottesdienstes, in dem Ausbau der Verfassung kann das Wesen der Kirche mehr oder weniger deutlich zum Ausdruck kommen.

Als die Apostel auszogen, um das Evangelium zu verkünden, da brauchte man eigentlich nur einen einzigen Satz zu bekennen, um Anspruch auf die Taufe zu erheben, nämlich man mußte bekennen: „Jesus ist der Christus, der Messias.“ Das genügte, wie wir von dem ägyptischen Kämmerer wissen,

der von Philippus getauft wurde. Er bekannte: „Jesus ist der Christus“, hier war Wasser, so wurde er getauft. Aber dieses knappe Bekenntnis reichte allmählich nicht mehr aus, denn es bestanden verschiedene Ansichten, wer der Messias sei. Und so mußte man die griechische Philosophie zu Hilfe rufen, um diesen Jesus genauer zu beschreiben. Das Ergebnis liegt vor in den Lehrsätzen der Konzilien von Nizäa und Chalkedon. Diese Konzilien haben über Jesus ausgesagt: „Er ist der wahrhaftige Sohn Gottes.“ Sie haben die Trinität bestimmt mit den Worten: „Ein Wesen in drei Personen.“ Diese Worte stehen ja nicht in der Heiligen Schrift. Weder das Wort Wesen (*ousia*) noch das Wort Person (*prosopon*) findet sich in der Heiligen Schrift. Die griechische Philosophie hat sie uns geliefert. Aber daß diese Begriffe zutreffen, daß sie die Wirklichkeit erfassen, daß sie das Wesen des Christentums und seines Christus nicht verfälschen, das verbürgt uns der Heilige Geist. Er ist es, der die Kirche in alle Wahrheit einführt, wie es im heutigen Evangelium heißt. Und so haben die verschiedenen Völker jeweils etwas von ihrer Eigenart in die Kirche eingebracht, und es ist der Kirche zu allen Zeiten aufgegeben, ihr Wesen so rein wie möglich und so klar wie möglich darzustellen.

Die Kirche lebt in der Welt, und sie muß der Welt das Christusleben eingestalten. Sie muß also bis zu einem gewissen Grade in die Welt hineingehen und der Welt in einer Sprache, die sie versteht, die Christuswahrheit verkünden. Sie muß ihren Gottesdienst in einer Weise gestalten, die die Menschen begreifen, erfassen und vollziehen können. Das ist das ständig neu aufzugebene Streben der Kirche: ihr Wesen zu bewahren, aber es in einer Weise darzubieten, daß es die Menschen ergreifen und erfassen.

Dabei erheben sich selbstverständlich Gefahren. Man kann Formen finden, die das Wesen besser ausdrücken, und andere, die es weniger gut wiedergeben. Es gibt Veränderungen, die zulässig sind, es gibt aber auch Veränderungen, die unzulässig sind. Es gibt notwendige und nützliche Veränderungen am Erscheinungsbild der Kirche. Es gibt aber auch überflüssige und schädliche Veränderungen. Es gibt sogar die beängstigende Möglichkeit, durch Veränderungen das Wesen der Kirche zu wandeln. Ich will es an einigen Beispielen zu erhellen versuchen.

Die großen Päpste bis Pius XII., ja bis zu Johannes XXIII. haben die lateinische Sprache als ein allen sichtbares Zeichen der Einheit der Kirche gepriesen und tausendfach hervorgehoben. Wir alle wissen, daß dieses Zeichen der Einheit der Kirche beinahe verschwunden ist - gegen den erklärten Willen des II. Vatikanischen Konzils, wo es heißt: „Der Gebrauch der lateinischen Sprache ist beizubehalten.“ Aber die Entwicklung ist über diese Bestimmung hinweggegangen. Die lateinische Sprache ist so gut wie verschwunden. Ist das ein Gewinn für die Kirche, oder ist das ein Verlust? Wird dadurch ihre Einheit deutlicher sichtbar oder weniger deutlich? Jeder mag sich die Antwort geben.

Oder denken Sie an die Veränderungen im Gottesdienst. Das II. Vatikanische Konzil sagt: „Es sollen Änderungen im Gottesdienst nur getroffen werden, wenn der wahre und sichere Nutzen der Kirche sie fordert.“ Der wahre und sichere Nutzen. Prüfen Sie unter diesem Kriterium die seit dreißig Jahren in der Kirche erfolgten Veränderungen im Gottesdienst, in der heiligen Messe, bei der Sakramentenspendung, im Breviergebet. Hat der wahre und sichere Nutzen der Kirche alle diese Änderungen oder auch nur wenige von ihnen gefordert? Jeder möge sich die Antwort dazu selber geben.

Und noch ein letztes Beispiel. Die Kirche hat es immer als höchst angemessen erkannt, daß der Priester im Wesen und in der Lebensform Christus möglichst angenähert wird. Deswegen spendet sie das Sakrament der Priesterweihe, und das ist eine Wesensannäherung an Christus. Da wird der Geweihte Christus verähnlicht, insofern eben Christus Priester war. Die Kirche hat sich aber auch bemüht, das Erscheinungsbild des Priesters diesem Wesen möglichst anzupassen. Christus war ganz dem Vater im Himmel hingegeben und hat darum auf die irdischen Formen der Ehe und Familie verzichtet. So sollte auch der Priester auf Ehe und Familie verzichten, um einer größeren Familie Vater und Hirte sein zu können. Bis zum II. Vatikanum war das Weihesakrament ganz klar mit dem Gebot der Ehelosigkeit, der völligen geschlechtlichen Enthaltensamkeit verknüpft. Das II. Vatikanum hat den ersten Einbruch gebracht. Seit dem II. Vatikanischen Konzil gibt es den verheirateten Diakon. Ich sehe darin keinen Gewinn. Die Kirche braucht keine Diakone, sie braucht Priester. Denn was der Diakon tun kann, das kann auch jeder Laie tun. Indem man aber den verheirateten Diakon eingeführt, schuf man den ersten Einbruch in das Zölibatsgesetz. Und diese Bresche wird nun von beflissenen Modernisten benutzt, um auch die andere Säule, nämlich das zölibatäre Priestertum, zu Fall zu bringen. Je-

dermann weiß, daß damit das Priestertum als solches unmittelbar nicht betroffen wäre, aber der Ausdruck des Priestertums, sein Erscheinungsbild, das, was ihm offensichtlich höchst angemessen ist, würde dadurch unwiederbringlich Schaden erleiden.

Die Kirche ist sichtbar in ihrem Glaubensbekenntnis, in ihrem Gottesdienst, in ihrer Verfassung. Diese Verfassung ist in ihren Grundzügen von Christus festgelegt. Er hat die Apostel berufen. Er hat innerhalb der Apostel einen Ersten bestellt, den Petrus. Das ist die grundlegende Verfassung der Kirche. In Deutschland hat man neben dieser von Christus begründeten Hierarchie seit einigen Jahrzehnten eine zweite Hierarchie aufgebaut, eine Hierarchie der Räte, die von dem Pfarrgemeinderat bis zum Zentralkomitee reicht und die neben die Hierarchie göttlichen Rechtes tritt. Ich frage: Wird dadurch die Verfassung der Kirche deutlicher oder wird sie verundeutlicht? Jetzt sprechen plötzlich Hierarchen einer göttlichen Ordnung und Hierarchen einer menschlichen Ordnung mit dem Anspruch auf Verbindlichkeit. Das Zentralkomitee redet zu fast allen Gegenständen, so wie auch die Bischofskonferenz, die es legitim tut. Wir werden nicht um die Entscheidung herumkommen, ob wir uns auf die Dauer eine solche Doppelung gefallen lassen können oder ob sie eines Tages verschwinden muß, um das reine Wesen der Kirche wieder deutlich vor aller Augen darzustellen.

Es gibt eben auch das Bemühen, durch Veränderungen im Erscheinungsbild das Wesen der Kirche zu treffen. Immer wieder erleben wir, wie Theologen, vom Protestantismus angekränkt, die Kirche im protestantischen Sinne modeln wollen, indem sie neben den Bischof die verschiedenen Räte setzen, die ja den Synoden im Protestantismus entsprechen, und indem sie den Papst einbinden wollen in die Mitsprache anderer, die nicht an seiner Gewaltenfülle teilhaben. Gegen diese Versuche haben wir die heilige Pflicht, aufzustehen, um das Wesen der Kirche unversehrt und unverändert zu bewahren. Die Kirche muß gewiß bis zu einem gewissen Grade auf die wechselnden Zeiten und Verhältnisse Rücksicht nehmen. Selbstverständlich. Wenn es ein Zeitalter gibt, in dem die Massenmedien beherrschend sind, dann muß sie sich der Massenmedien bedienen, dann muß sie Zeitungen und Zeitschriften herausgeben, dann muß sie sich im Fernsehen und im Rundfunk zu Worte melden, dann muß sie Filme veranlassen, in denen der Glaube verkündet wird. Das ist durchaus legitim, ja das ist notwendig. Aber was sie nicht tun darf, das ist, sich den falschen Ansichten und Praktiken einer aus den Fugen geratenen Welt anzupassen.

Die Kirche weiß, was die Ehe ist. Die Ehe ist der heilige Bund zweier Menschen, die sich ganz übereignen, wo Christus der Dritte im Bunde ist - die Ehe ist ein Dreibund - und wo die Menschen auf göttliche Gebote festgelegt sind. Die Entstehung neuen Lebens ist an die Ehe gebunden. Durch die liebende Vereinigung der Gatten entsteht nach Gottes Willen neues Leben. Aber diese Vereinigung ist die einzige legitime Möglichkeit, wie neues Leben entstehen soll. Die Kirche weist deswegen die Versuchung ab, neues Leben auch außerhalb der Ehe entstehen zu lassen, neues Leben im Reagenzglas zu züchten oder durch künstliche Befruchtung neues Leben entstehen zu lassen. Das ist nicht menschlich, sagt die Kirche, weil es nicht von Gott gewollt ist. Die Kirche muß deswegen zu vielem, was sich heute tut und erklärt wird, ihr Nein sagen. Aber dieses Nein ist ein geheimes Ja, nämlich zu Gottes Willen und zur Würde des Menschen.

Die Kirche lebt aus der Tradition. Sie muß an dem festhalten, was ihr von ihrem Stifter gegeben ist. Das Neue, was auftritt, muß das entfaltete Alte sein. Und im Alten muß der Keim des Neuen verborgen sein. Die Kirche hat unüberschreitbare Grenzen, die sie nicht nur zu ihrem eigenen Schaden, sondern auch zum Schaden der Menschheit nicht überschreiten darf. Anpassungswillige Religionen gibt es genug. Der Protestantismus ist eine solche anpassungswillige Religion. Im Kaiserreich hat er den deutschen Imperialismus mitgetragen, in der Zeit des Dritten Reiches hat er auf die Fanfaren der Hitlerbewegung gehört, und heute macht er auf dem linken Spektrum Politik; denn links ist heute in. Nicht so die Kirche. Sie muß ihr göttliches Wesen durch die Zeit tragen, auf die Strömungen horchen und sich der Mittel bedienen, welche die neue Zeit bietet. Aber sie muß stets aus den unverfälschten Quellen des Glaubens schöpfen und das bewahren, was der Herr als ihr Pfand in sie hineingelegt hat.

Und da kommt auch unsere Aufgabe zum Vorschein. Wir haben die heilige Pflicht, zu unserem Teil die Sichtbarkeit der Kirche zu verwirklichen - durch unser Stehen im vollen und ganzen Glauben, durch einen würdigen, einen gotteswürdigen Gottesdienst, den wir feiern und an dem wir teilnehmen, durch treues Festhalten an der Kirchenverfassung, so schwer es manchmal dem Einzelnen werden

mag. Wenn nämlich dem legitim gebietenden Bischof nicht mehr gehorcht wird, wenn dem legitim gebietenden Heiligen Vater der Gehorsam verweigert wird - wie beispielsweise in weiten Teilen der Schweiz -, da verschwindet zu ihrem Teil die Sichtbarkeit der Kirche in ihrer Verfassung. Wo der katholische Gottesdienst in eine protestantische Abendmahlsfeier oder in Spielerei und Mätzchen verwandelt wird, da verliert die Kirche zum Teil ihre Sichtbarkeit im Gottesdienst. Und wo das Glaubensbekenntnis verfälscht und ausgehöhlt wird, da schwindet die Sichtbarkeit der Kirche in ihrem Glauben. Es ist deswegen meines Erachtens unverantwortlich, Personen, die offenkundig vom katholischen Glauben abgefallen sind, weiter als Katholiken zu bezeichnen, ja predigen zu lassen und in katholischen Kirchen Gottesdienste halten zu lassen. Sie müßten längst exkommuniziert sein, um den klaren Schnitt hervorzubringen zwischen Glauben und Unglauben, zwischen Sichtbarkeit der Kirche und Abspaltungen von ihr.

Wir wollen uns diese schlechten Beispiele nicht zum Vorbild dienen lassen, sondern wir wollen an dem festhalten, was wir überkommen haben, im Vertrauen, daß Gott eines Tages auch die unzulässigen oder unzulänglichen Formen, mit denen heute das Wesen der Kirche ausgedrückt wird, zerschlägt und eine Zeit heraufführt, in der ihr Wesen wieder deutlich sichtbar vor aller Augen erscheint, damit die Kirche wieder die Stadt auf dem Berge wird, zu der die Völker wallen, um das Heil zu gewinnen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sichtbarkeit der Kirche (5)

(Über die Sünde in der Kirche)

21.05.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Die Kirche ist eine sichtbare Größe. Die Sichtbarkeit bedeutet, daß sich ih ihr Göttliches mit Menschlichem verbindet. Diese Zusammenfügung von Göttlichem und Menschlichem ist selbstverständlich eine gewisse Entäußerung des Göttlichen. Das Göttliche begibt sich in die menschliche Beschränktheit und Begrenztheit hinein, in die menschliche Einseitigkeit, in die Kraftlosigkeit des Herzens und in das Ungenügen des Geistes.

Aber seinen Tiefpunkt erreicht dieses Sich-Entäußern des Göttlichen in der Sünde - in der Sünde in der Kirche. Die Christen sind durch die Taufe der Sündenmacht entrissen. Sie sind in das Reich ihres Erlösers versetzt. Die Kräfte des Heiligen Geistes leben in ihnen. Die Christen haben die Möglichkeit, der Sünde zu widerstehen. Aber es ist erst der Keim der Gottesherrlichkeit in sie gesenkt. Dieser Keim muß wachsen und wird erst zur vollen Reife gediehen sein im Tode. Dazu bedarf es des menschlichen Mittuns. Immerfort werden die Christen aufgefordert, das, was an ihnen geschehen ist, auch im Wirken zu beglaubigen. Du bist erlöst - also lebe wie ein Erlöster! Du hast die Kräfte des Geistes - also laß dich von ihnen treiben!

Die Erlösung ist kein mechanischer Vorgang, sondern sie will vom Menschen bejaht und ergriffen sein und im Leben fortgesetzt verwirklicht werden. Die Kräfte der Selbstherrlichkeit und der Ichsucht liegen noch bereit und suchen den Menschen in ihre Fänge zu bringen. Der Mensch, der aus der Kraft des Heiligen Geistes lebt, ist imstande, sie zu überwinden. Aber er besitzt auch die Freiheit, sich ihnen zu überlassen. So ist das Christenleben ein ständiger Kampf, ein Kampf gegen das andringende Böse, ein Kampf um das bereitliegende Gute, ein Kampf, der die in der Seele wirksame Kraft des Heiligen Geistes zur Auswirkung gelangen lassen soll. Wer bei diesem Kampfe versagt, der versagt als ein Glied der Kirche. Alles, was er tut, tut er ja als Kirchenangehöriger. Wenn er sich der Sünde überläßt, erscheint die Kirche als sündig. Die Kirche ist so heilig, was die ethische Heiligkeit angeht, wie ihre Glieder sind, und sie ist so unheilig, wie ihre Glieder sich der Ichsucht, der Selbstherrlichkeit der Sünde überlassen.

Alle Kirchenangehörigen tragen zu dem Bilde der heiligen oder unheiligen Kirche bei; denn alle Glieder der Kirche bilden den Leib Christi. Deswegen ist es irrig, wenn man die Heiligkeit oder Unheiligkeit der Kirche allein an ihren Amtsträgern messen wollte. Alle Kirchenglieder sind an dem Bild, das die Welt und Gott und die Engel von der Kirche gewinnen, beteiligt. Alle formen daran mit, nicht nur die Amtsträger, sondern auch die Gläubigen, die den Amtsträgern unterstellt sind. Freilich ist die Selbstherrlichkeit, die Sünde, die Ichsucht am aufreizendsten bei denen, die kraft Amtes die Wahrheit verkünden und die Gnade vermitteln sollen. In den Amtsträgern stellt sich deswegen die Heiligkeit und die Unheiligkeit der Kirche am sichtbarsten dar. Die höchsten Gaben, meine Christen, sind auch immer die größten Aufgaben. Je höher einer gestellt wird, um so mehr wachsen die Risiken. Deswegen brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn wir vom Versagen und vom Fall von Amtsträgern hören und lesen. Wir brauchen nicht ins 10. Jahrhundert zurückzugehen oder ins 16. Jahrhundert; auch in der Gegenwart gibt es viele beklagenswerte Fälle, in denen Amtsträger der Kirche vor ihrer Aufgabe, die Heiligkeit der Kirche zuerst und zuoberst zu verwirklichen, versagen. Aber noch

einmal: Alle Christgläubigen sind an der Aufgabe beteiligt, die Kirche sichtbar zu einer heiligen Gemeinschaft zu machen.

Wie erklärt sich die Sünde in der Kirche? Sie erklärt sich aus der menschlichen Freiheit und aus der göttlichen Vorsehung. Die Sünde in der Kirche ist ein unaufhellbares Geheimnis. Sie nimmt teil an dem Geheimnis, das in der Selbstentäußerung des Logos, des Sohnes Gottes, seinen Anfang nahm. Der menschengewordene Gottessohn wurde versucht vom Satan. Und diese Versuchungen des Satans wiederholen sich unaufhörlich an dem fortlebenden Christus, an seiner Kirche. Der Satan mutete Jesus an erster Stelle zu, seine göttliche Macht einzusetzen für irdische Zwecke. „Sprich, daß diese Steine zu Brot werden!“ Die zweite Versuchung bestand darin, daß er Jesus einlud, sein Heilswerk nicht durch Leiden und Tod, sondern durch ein Schauwunder, durch einen Machterweis zu vollbringen. „Stürze dich von der Zinne des Tempels hinab!“ Und schließlich die dritte Versuchung bestand darin, daß der Teufel ihm alle Herrlichkeit der Welt anbot, wenn er vor ihm niederfiel.

Diese Versuchungen gehen mit der Kirche. Sie sind der Kirche allezeit nahe, und sie sind allen Menschen in der Kirche nahe, Amtsträgern wie schlichten Gläubigen. Wenn die Kirche ihnen erliegt, dann ist sie verloren. Wenn sie ihnen widersteht, dann erfüllt sie ihren Auftrag. Der Satan hat einst versucht, das Erlösungswerk Christi zu verhindern. Er versucht jetzt, die Auswirkung dieses Werkes zu hintertreiben. Wenn es ihm gelingt, die Kirche zu überwinden, dann hat er den Triumph über Christus und sein Erlösungswerk errungen. Die Kirche führt im Verein mit ihrem Herrn den Kampf gegen den Satan; sie streitet gegen die Sündenmacht, sie ringt um Heiligkeit. Diese Aufgabe nimmt die Kirche unaufhörlich wahr. Sie weiß um die Sünde, und sie sucht die Sünde zu überwinden. Sie weiß erschreckter und bekümmert um die Sünde als die Menschen außerhalb der Kirche, weil sie nämlich die Sünde an der Heiligkeit Gottes mißt. Die Menschen außerhalb der Kirche, die Gott nicht kennen, haben keine volle Ahnung, was die Sünde bedeutet, welcher Schrecken, welches Grauen in der Sünde wohnt. Aber wer Gott kennt und wer Christus kennt, wer um das Erlösungswerk und um den Kreuzestod Christi weiß, der versteht auch die Furchtbarkeit und die Not der Sünde. Die Kirche sucht die Sünde mit aller Kraft zu überwinden und auszustoßen. Ihre Bemühungen, die Sünde zu besiegen, sind vielfältig. Jeden Tag werden alle Glieder der Kirche geheißen, zu beten: „Vergib uns unsere Schuld!“ Bei jeder heiligen Messe legen die Beteiligten, legt der Priester ein Schuldbekenntnis ab. Nach der heiligen Wandlung, wenn der Priester still die Aufopferungsgebete spricht, hebt er einmal seine Stimme, nämlich wenn er sagt: „*Nobis quoque peccatoribus*“ - auch uns Sündern. Und immerfort sucht die Kirche das Bußsakrament zu spenden. Alle sind dazu eingeladen, aufgefordert, dringlich verpflichtet. Papst und Bischöfe, Priester und Volk sollen sich in diesem Sakrament von ihrer Schuld reinigen, sollen sich bei seinem Empfang bekehren. Das ist das ernsteste Instrument, das der Kirche zur Verfügung steht, um die Sünde in sich zu überwinden. Und wehe der Kirche, die dieses Instrument nicht mehr schätzt und nicht mehr benutzt! Wehe aber auch den Kirchengliedern, die achtlos vorübergehen an den Gnadenstühlen, in denen dieses Sakrament verwaltet wird!

So ist die Kirche unaufhörlich bemüht, das Böse in sich zu überwinden und auszustoßen. Sie ist ständig unterwegs, nämlich von der sündigen Gegenwart in die heilige Zukunft. Sie ist eine Pilgerin, eine Pilgerin nicht nur in dem Sinne, daß sie durch alle Zeiten und Räume pilgert, sondern auch insofern, als sie aus der düsteren Vergangenheit über die büßende Gegenwart in die heilige Zukunft pilgert. Die Kirche muß ihr Bemühen ständig neu beginnen, denn es sind immer wieder neue Menschen, denen sie sich zuzuwenden hat. Es ist ein geradezu lächerlicher Gedanke, der Kirche vorzuwerfen, sie habe in 2000 Jahren noch nicht erreicht, daß sich die Menschen dem Bösen nicht mehr überlassen. Das ist doch unmöglich. Es sind immer neue Generationen, die von der Heiligkeit ergriffen werden sollen. Heiligkeit vererbt sich nicht wie ein leiblicher Besitz von einer Generation auf die andere, sondern Heiligkeit muß immer ständig neu erworben werden von jeder Generation, ach, was sage ich, von jedem Menschen! Jeder Mensch muß sich ständig darum bemühen. Es ist deswegen ein ganz irriger Vorwurf, zu meinen, die Kirche habe versagt, weil es immer noch Grausamkeit und Haß, Lieblosigkeit und Feindschaft gibt. Die Kirche muß in jeder Generation, in jedem Menschenleben ihr Werk der Heiligung neu beginnen. Jeder muß die Entscheidung zum Guten neu für sich fällen. Und gegen Ende der Zeiten wird dieses Werk immer schwieriger, denn dann nehmen die Bosheit und die

Schlechtigkeit überhand. Es wird also nicht besser auf dieser Welt, sondern schlimmer. Das ist die Botschaft des Evangeliums.

Gott hat die Sünde in seinen Heilsplan eingebaut. „Es müssen Ärgernisse kommen, aber wehe dem Menschen, durch den sie kommen!“ Die Tatsache, daß es Sünde gibt und geben muß, mindert die Verantwortung dessen, der sie tut, nicht.

Die Sünde ist besonders aufreizend, wenn sie von denen getan wird, welche ein Amt in der Kirche haben. Sie sind ja aufgerufen, in der Christusnachfolge die Heiligkeit der Kirche in besonderer Weise abzubilden. In ihnen stellt sich daher die Heiligkeit oder die Unheiligkeit der Kirche besonders deutlich dar. Nun gibt es Menschen, die das Versagen von Amtsträgern zum Anlaß nehmen, um mit der Kirche zu brechen. Wir hören, daß in Österreich angesichts des Falles Groer die Kirchenaustritte in die Höhe schnellen; 38 % mehr in der Diözese Graz. Ist dieses Verhalten berechtigt? Haben die Menschen recht, wenn sie sagen: Wenn ein Amtsträger versagt, dann ist die Kirche erledigt? Meine lieben Freunde, die Urkirche hat mit dem Fall Judas Ischariot zurechtkommen müssen. Sie ist ungeachtet dieses Verräters über Jerusalem hinausgeschritten nach Samaria, in die kleinasiatischen Gefilde, nach Rom und über die ganze Erde. Sie hat also dieses schreckliche Begebnis nicht zum Anlaß genommen, zu sagen: Mit unserer Gemeinschaft ist es nichts, sondern sie hat einen Stellvertreter, einen Ersatzmann, gewählt und ist dann unbekümmert um die Vergangenheit in die Länder gegangen, um den Namen Christi zu verkündigen.

Einfache Überlegungen zeigen, daß dieses Verhalten richtig ist. Wir lesen in den vergangenen Wochen und Monaten immer wieder von Eltern, die ihre minderjährigen Kinder zu unzüchtigen Zwecken mißbraucht haben. In Worms wird ein Riesenprozeß geführt gegen Eltern, die mit ihren Kleinkindern derartige schreckliche Dinge getrieben haben. Ich frage: Werden dadurch Elternschaft und Familie hinfällig? Wir lesen wiederum in den vergangenen Wochen und Monaten von sich häufenden Fällen des Rezeptbetruges durch Ärzte. Manche Ärzte haben Hunderttausende unterschlagen mit falschen Abrechnungen. Sie haben Krankenbesuche aufgeschrieben, die sie nie gemacht haben. Ich frage: Wird die Medizin dadurch erledigt, daß sich Ärzte nicht an die Standesethik halten? Wir lesen schließlich in den letzten Wochen und Monaten von Fällen, in denen Polizeibeamte sich in kriminelle Machenschaften hineinbegeben haben, etwa in Hamburg. Sie haben sich an Rauschgiftgeschäften beteiligt, sie haben Festgenommene mißhandelt. Ich frage noch einmal: Wird das Strafgesetzbuch überholt dadurch, daß sich Polizisten nicht daran halten? Wird die Polizei überflüssig, weil es Polizisten gibt, die gegenüber ihrer Aufgabe versagen? Nein, so ist es doch, wie wir alle einsehen: Das schlimme Verhalten von Amtsträgern kann die Sache selbst nicht entwerten. „Was will es besagen“, fragte einmal Tertullian, „wenn ein Bischof, ein Lehrer, ja ein Martyrer der Lehre der Kirche untreu wird? Wird dadurch die Irrlehre wahr? Prüfen wir die Lehre nach dem Menschen oder die Menschen nach der Lehre?“ Treffend ausgedrückt von Tertullian im 2./3. Jahrhundert. Nicht wahr, wir prüfen doch die Menschen an der Lehre. Und wenn es Amtsträger gibt, die sich an die Lehre nicht halten, dann sind sie tadelnswert. Dann müssen wir schonungslos sagen: So etwas darf nicht vorkommen. Dann darf man nichts bemänteln und entschuldigen, sondern man muß sagen: Der Amtsträger hat versagt. Aber die Wahrheit der Kirche, die Gnade der Kirche, die bleiben davon unberührt.

Wir haben angesichts der Sünde in der Kirche drei Aufgaben, nämlich

1. Wir müssen unseren Glauben an Gott, an den Heiligen Geist und an die Kirche festigen. Unser Glaube steht nicht auf Menschen. Nicht ein hervorragender Bischof und nicht ein glänzender Theologe sind der Grund, weswegen wir glauben, sondern weil Gott sich geoffenbart hat, weil er seinen Christus gesandt hat und weil dieser Christus uns die Wahrheit gebracht hat. Das ist der Grund unseres Glaubens. Unser Glaube hängt nicht an Menschen, unser Glaube ruht auf Gott.

2. Wir dürfen nicht irre werden an der Kirche. Die Kirche ist eine Verbindung von Göttlichem und Menschlichem. Und wo Menschen sind, da menscht es. Menschen sind immer in der Gefahr, ihre Befugnis zu mißbrauchen, ihr Amt zum eigenen Nutzen zu verwenden, von der Höhe, auf die sie gestellt sind, herabzustürzen. Der Mensch will immer etwas anderes, als was er soll. Das ist die große Gefahr für jedermann, natürlich in besonderer Weise für die Amtsträger. Aber das darf uns nicht irremachen an unserer Kirche. Die Kirche wird diese schrecklichen Fälle überleben und weiter ihr Zeugnis in die Zukunft tragen.

3. Schmücken wir die Kirche mit unserer Persönlichkeit! Werden wir Männer und Frauen, die die Kirche zieren! Reden im Zentralkomitee und das Geschwätz auf den Synoden bringen der Kirche nichts ein. Aber wenn wir Männer und Frauen haben, die heiligmäÙig leben, die für ihren Glauben zeugen durch ihr Beispiel, die ein Vorbild sind für ihre Familie und ihre Umgebung, dann wird die Kirche anziehend sein. Dann wird sie zwar weiter eine sündige Kirche sein, aber man wird auch sagen können: Sieh da! Sieh dort! Sie ist nicht nur die Kirche der Sünder, sie ist auch die Kirche der Heiligen!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Durch Trübsale in das Reich Gottes

25.05.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Durch viele Trübsale müssen wir eingehen in das Reich Gottes. Zu den Trübsalen, die uns verordnet sind, gehören Krankheiten, Niederlagen, Verluste, Entbehrungen. Aber es gehören auch dazu die Enttäuschungen. Enttäuschungen sind Erfahrungen, die wir mit Menschen machen, auf die wir Zuversicht und Vertrauen gesetzt hatten, die aber unsere Zuversicht und unser Vertrauen nicht gerechtfertigt haben. Durch viele Enttäuschungen müssen wir eingehen in das Reich Gottes.

Reich an Enttäuschungen ist die Ehe. Man muß nicht gleich an die eheliche Untreue denken, obwohl sie häufig genug ist. Auch viele andere Begebnisse im Laufe der Ehe lassen den einen oder den anderen oder beide Gatten die traurige Feststellung treffen: Das hatte ich von dir nicht erwartet. Reich an Enttäuschungen ist die Ehe. Gatten enttäuschen einander. Aber auch die Kinder enttäuschen ihre Eltern. Ein ungeratener Sohn und eine leichtsinnige Tochter sind bittere Enttäuschungen für die Eltern, die sich etwas anderes von ihnen erwartet hatten. Die Eltern haben verziehen, immer wieder, aber stets von neuem wurden sie von ihren Kindern enttäuscht. Und so geht es manchmal dahin, bis sich die Augen im Tode schließen.

Werden auch Kinder von ihren Eltern enttäuscht? O ja, auch das gibt es. Wiederholter Zank zwischen Vater und Mutter, rechthaberisches Streiten, lieblose gegenseitige Vorwürfe können den Kindern das Elternhaus verleiden, so daß sie sich nach draußen sehnen. Manche Kinder tragen in ihren Seelen dunkle Schatten, düstere Erinnerungen an Erlebnisse aus dem Elternhaus, von denen sie zu niemandem sprechen, die aber in ihrer Seele unaufgelöst und wie eine schwere Last liegen.

Durch viele Trübsale, durch zahllose Enttäuschungen müssen wir eingehen in das Reich Gottes - Enttäuschungen zwischen Geschwistern, Verwandten, Arbeitskollegen. Es ist eine endlose Kette, die sich in unserem Leben hindurchzieht. Enttäuschung reiht sich an Enttäuschung. Enttäuschungen sind wie Dolchstiche. Sie verwunden das Herz des Menschen; und wenn die Wunden auch mit der Zeit vielleicht heilen, die Narben bleiben.

Auch Jesus, unser Heiland, hat viele Enttäuschungen erlebt. Auch er ist von Enttäuschungen nicht verschont geblieben. Enttäuscht hat ihn sein Volk. Es war das auserwählte Volk, und es hätte ihn mit Begeisterung empfangen, seine Lehre annehmen, seine Weisungen befolgen sollen. Aber sein Volk hat ihn abgelehnt, hat ihn verworfen, hat ihn ans Kreuz gebracht. Wie muß Jesus von seinem Volk enttäuscht gewesen sein! „Jerusalem, Jerusalem, wie oft wollte ich deine Kinder sammeln, wie eine Henne ihre Küchlein sammelt, aber du hast nicht gewollt.“ Ob dieser Enttäuschung hat der Herr, an den Halden von Jerusalem sitzend, über seine Stadt geweint.

Enttäuscht haben ihn auch seine Jünger. Ihr Unverständnis, ihr irdischer Sinn haben unserem Herrn schwer zugesetzt. Und was soll ich sagen von den Enttäuschungen, die sie ihm bereitet haben in seinem Leiden? Verleugnung des Petrus, Verrat des Judas, Flucht der Apostel. Und als er dann siegreich auferstanden war, da wurden ihm neue Enttäuschungen bereitet, denn die Jünger waren so zögernd und so schwer von Begriff. Sie mochten vor Traurigkeit oder vor Freude nicht glauben, daß es der auferstandene Heiland ist, der vor ihnen stand, und der Zweifel des Thomas zeigt, wie es in ihnen bestellt war. Enttäuschungen auch nach dem Triumph der siegreichen Auferstehung.

Heute ist das Fest der Himmelfahrt. Durch viele Enttäuschungen mußte Christus in die Seligkeit des Vaters eingehen. Der Jünger ist nicht über seinem Meister. Wir brauchen uns deswegen nicht zu wundern, wenn unser Leben von Enttäuschungen durchsetzt ist. Mag die Wissenschaft noch so viel

entdecken, mag die Technik noch so viel erfinden, es gibt eine Quelle der Enttäuschungen, die nie verstopft werden wird, das ist der Mensch, der unzuverlässige, der brüchige, der an seine Sündenneigung verlorene Mensch, der die Enttäuschungen bereitet. Diese Quelle der Enttäuschungen wird immer offen bleiben, solange diese Welt steht.

In der Ewigkeit allerdings wird es keine Enttäuschungen mehr geben. Der Himmel ist eine Stätte, in der die Enttäuschungen aufhören. Da werden wir viele treffen, die wir gekannt haben, und solche, die wir nicht gekannt haben. Und es werden immer neue Glieder in den Himmel hinzukommen, denn die Erde bevölkert fortwährend den Himmel. Aber da ist keiner, der uns enttäuschen wird. Das wird sicher ein großer Teil der Seligkeit des Himmels sein, daß wir von Menschen umgeben sind, die uns nicht mehr enttäuschen. Wie ist es schon auf Erden so tröstlich, wenn man in einer Gemeinschaft ist, auf deren Glieder man sich verlassen kann! Wie ist es doch tröstlich zu wissen, einer steht für den anderen ein, keiner ist ein Falscher, alle sind bemüht, einander beizustehen und zu helfen! Und wie ist es auf Erden kränkend und bedrückend, wenn man befürchten muß: Da ist einer, der ein Verräter ist, der tut bloß so, der heuchelt, der wird uns enttäuschen.

Auch wir werden in der Seligkeit des Himmels niemanden mehr enttäuschen. Auf Erden haben wir oft enttäuscht. Manchmal ist uns mit dürren Worten gesagt worden: Du hast mich enttäuscht. Und ein andermal haben wir es an den vorwurfsvollen Blicken abgelesen, daß wir andere enttäuscht haben. Enttäuschungen bereiten die meisten, vielleicht alle Menschen. Auch vor den Dienern des Heiligtums ist man nicht sicher. Manchem ist schon durch das, was er an einem Priester erleben mußte, ein ganzer Himmel eingestürzt. In der Ewigkeit werden wir niemanden mehr enttäuschen. Da gibt es nur noch Sieger, die dem Herrn das Loblied ihres Triumphes singen. Aber jetzt ist die Zeit des Kampfes. Hier müssen wir ringen, daß wir andere nicht enttäuschen, und hier müssen wir bereit sein, Enttäuschungen, die uns andere bereitet haben, zu verzeihen. Nur so erwerben wir uns die Anwartschaft auf jenen Zustand, wo kein Enttäuschen und kein Enttäuschtwerden mehr sein wird.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sichtbarkeit der Kirche (6)

(Über die Gegner der Kirche)

28.05.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wir beschäftigen uns seit mehreren Sonntagen mit der Sichtbarkeit der Kirche. Die Kirche ist nicht bloß eine unsichtbare, durch die Gnade verbundene Gemeinschaft von Menschen. Sie ist auch eine sichtbare Gesellschaft, die mit rechtlichen Einrichtungen und Organen ausgerüstet ist, und als solche nimmt sie am geschichtlichen Leben teil. Ihre Teilnahme an der Geschichte ist freilich von besonderer Art. Es ist ihr nicht zuerst um die Aufrichtung der irdischen Ordnungen zu tun, sondern um die Um-schaffung und Verwandlung der menschlichen Herzen. Es ist ihr daran gelegen, die Menschen in das Christusleben einzuführen.

Die Kirche begegnet bei ihrem Wirken denselben Widerständen, die Christus erfahren hat. Der Mensch wehrt sich gegen den Anspruch der Kirche, wie er sich gegen den Anspruch Christi gewehrt hat. Jesus trat auf als der Offenbarer, als der eingeborene Sohn des himmlischen Vaters. Da reckte sich das Ärgernis gegen ihn auf: „Ist das nicht der Sohn der Maria? Wohnen nicht seine Brüder und seine Schwestern bei uns? Woher hat er das alles?“ Ähnlich erhebt sich auch der Widerspruch gegen die Kirche auf. Ihr Anspruch, die einzige von Gott bestimmte Heilsanstalt, die einzige von Gott eingerichtete Heilsgemeinschaft zu sein, ruft den Widerspruch des selbtherrlichen Menschen auf. Und je weniger die Kirche in ihrer äußeren Gestalt diesem Anspruch zu entsprechen scheint, je sündhafter ihre Glieder, je unheiliger ihre amtlichen Vertreter sind, um so heftiger und mit um so mehr scheinbarem Recht wehrt sich der in sich selbst verliebte und in sich selbst verfangene Mensch gegen den Anspruch der Kirche. Dieser Widerstand steigert sich vom Anstoß bis zum Haß, und der Haß äußert sich im Vernichtungswillen. So wie der Haß Christus zu vernichten suchte, so sucht er auch die Kirche tödlich zu treffen.

Die Kirche verbreitet Beunruhigung. Sie beunruhigt den Menschen ähnlich, wie Christus die Menschen beunruhigt hat. Sie erwarteten von ihm ein irdisches Reich. „Wann in dieser Zeit wirst du das Reich Israel wiederherstellen?“ fragten die Jünger noch nach seiner Auferstehung. Es ging ihnen um irdischen Gewinn. Es war ihnen darum zu tun, vom Landesfeind befreit zu werden, und darin ent-täuschte sie Christus; er verkündete das Gottesreich, nicht das Menschenreich. Er beunruhigte die Menschen, indem er die Gebote Gottes in radikaler, d.h. wurzelhafter Weise verkündete. Dagegen empören sich die Menschen. Sie wollen nicht gestört sein in ihrem innerweltlichen Behagen. Sie mögen sich nicht aufregen lassen durch die Verkündigung der Gebote Gottes von der Feindesliebe und von der Nächstenliebe.

Dieselbe Erscheinung zeigt sich gegenüber der Kirche. Die Kirche wird gehaßt, weil sie Rechte hat und Pflichten auferlegt. Vor allem auf einem Gebiete tobt sich der Haß gegen die Kirche aus und wird ihre Beunruhigung am stärksten gespürt, das ist das Gebiet der geschlechtlichen Sittlichkeit. Hier soll niemand dem Menschen etwas vorschreiben. Hier will er tun, was ihm beliebt. Und daß die Kirche eisern an der Unauflöslichkeit der Ehe festhält, daß sie die Einehe verteidigt, daß sie die Ordnung des Geschlechtlichen innerhalb und außerhalb der Ehe verkündet, das ist eine ständige Quelle der Beunruhigung für den selbtherrlichen Menschen und erklärt den Haß, mit dem er gegen die Kirche an-geht. Weil die Kirche das Christusleben in sich trägt, muß sie auch das Christusschicksal erleiden. Christus lebt zwar jetzt in der Herrlichkeit, aber er ist zu diesem Zustand gelangt im Durchgang durch

den Tod. So muß es bei jedem Menschen, und so muß es bei der Kirche sein. Ein jeder erlangt die Herrlichkeitsgestalt erst und nur, indem er sich Christus anschließt und mit ihm den Todesweg geht. Auch die Kirche muß, genau wie Christus, den Kreuzweg gehen und am Kreuze hängen. Aber gerade im Gehorsam gegenüber dem Willen des Vaters, der ihn ans Kreuz führte, hat Christus den Sieg erungen. Im Tode hat er den Teufel entmächtigt. Er hat die Schuldschrift, die wider uns lautete, ans Kreuz geheftet und dort zerrissen. So ist es auch bei der Kirche. Wenn die Kirche um ihrer göttlichen Sendung willen, nicht um der Fehler ihrer Glieder willen, leidet, dann ist sie auf dem Wege, den Christus ihr vorangegangen ist. Das sind keine guten Zeiten, wo die Kirche äußerlich unangefochten und im Besitz ihrer Rechte und ihres Vermögens ist. Die Zeiten der Verfolgung, das sind die großen Zeiten der Kirche, das sind die wichtigsten Zeiten der Kirche. Das sind die Zeiten, in denen sie den bösen Feind entmächtigt und besiegt.

Der Herr hat dieses Schicksal der Kirche vorausgesagt. Zu den Jüngern bemerkte er einmal: „Ich sende euch wie Schafe mitten unter Wölfe. Nehmt euch in acht vor den Menschen! Sie werden euch den Gerichten ausliefern und in ihren Synagogen geißeln. Vor Statthalter und Könige werdet ihr geführt werden um meinetwillen, um vor ihnen und den Heiden Zeugnis zu geben.“ Und im Johannesevangelium spricht er vom Haß der Welt. „Wenn die Welt euch haßt, so wisset, daß sie mich vor euch gehaßt hat. Wäret ihr von der Welt, so würde die Welt das Ihrige lieben. Weil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich euch von der Welt auserwählt habe, darum haßt euch die Welt. Gedenket des Wortes, das ich zu euch gesprochen: Ein Knecht ist nicht größer als sein Herr. Haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen. Haben sie mein Wort gehalten, so werden sie auch das eure halten.“

Die Kirche wird daher in der ganzen Zeit ihrer geschichtlichen Existenz niemals ohne Bedrängnis bleiben. An sie ist die Frage gestellt, aus welchen Gründen diese Bedrängnis erfolgt und wie sie ihr begegnet. Die Kirche der Katakomben hat es uns vorgelebt, wie man sich in der Zeit der Verfolgung verhalten muß. Sie hat gehofft und nicht geklagt. Sie hat ausgeharrt und sich nicht gebeugt. Sie hat nicht die Gunst der Mächtigen gesucht, sondern sich an den Herrn gehalten, der sie mit seinen Kräften trägt.

Die Kirche ist von außen und von innen unüberwindlich. Denn ihr Daseinsgrund sind Christus und der Heilige Geist. Christus und der Heilige Geist, sie sind die personhafte Kraft der Kirche. Die Kirche ist in gewisser Hinsicht schwach und ohnmächtig, denn sie ist der Macht der Menschen ausgeliefert, ihrer Selbstherrlichkeit und ihrer Wut. Sie ist aber auch ein starkes, ja ein mächtiges Geschöpf, weil sie der Leib Christi ist und daher von den Herrlichkeitskräften Christi durchwaltet ist. Deswegen wird sie weder von außen überwunden noch von innen überwältigt werden. Die Kirche mag durch die Sünde noch so sehr entstellt werden: Nie wird die Sünde die Kirche völlig beherrschen. Die Heiligkeitskräfte Christi wirken in ihr. Darum wird es in der Kirche immer Heilige geben, ob sie bekannt sind oder unbekannt. Immer werden in ihr der tapfere Glaube und die treue Liebe eine Stelle haben. Immer werden in ihr die Haltungen blühen, die von Paulus als die „Früchte des Geistes“ aufgezählt werden, nämlich Friede, Liebe, Freude, Geduld, Milde, Güte, Treue, Sanftmut, Mäßigkeit, Enthaltensamkeit, Keuschheit. Die Heiligkeit der Kirche wird niemals untergehen. In diesem Sinne ist die Kirche indefektibel, ist sie unzerstörbar.

Auch die Wahrheit wird in der Kirche niemals untergehen. Es mögen noch so viele Falschlehrer aufstehen, es wird immer Stellen in der Kirche geben, an denen die Wahrheit zu finden ist. Für die Erhaltung und den Schutz der Wahrheit hat Christus eine besondere Vorkehrung getroffen. Er hat die Kirche mit Unfehlbarkeit ausgestattet. Wenn die gesamte Kirche sich in einer bestimmten, feierlichen Weise für eine Glaubenslehre ausspricht, dann besitzt sie die Garantie der Unfehlbarkeit. Diese Unfehlbarkeit sammelt sich gleichsam in einer Spitze, im Papst. Der Papst ist unfehlbar, wenn er als Oberhaupt der gesamten Kirche in einer letztverbindlichen Weise sich zu einer Glaubenslehre bekennt. Der einzelne Bischof ist fehlbar, das ganze Bischofskollegium kann in die Irre gehen, der einzelne Priester ist fehlbar, der einzelne Theologe ist fehlbar. Auch der Papst ist fehlbar, wenn er z.B. einen Brief schreibt, wenn er eine Reise tut, wenn er eine Predigt hält. Aber immer dann, wenn er in feierlicher Weise ein Dogma verkündet, sich mit höchster Verbindlichkeit zu einer Glaubenswahrheit bekennt, dann ist die Unfehlbarkeit der Kirche in ihm gleichsam gesammelt, und sein Wort besitzt die

Garantie der Untrüglichkeit. Das ist es, was der Herr meint, wenn er sagt: Die Pforten der Hölle, die Pforten der Unterwelt werden die Kirche nicht überwältigen. In diesem Satze ist zweierlei gesagt, einmal, daß die Mächte der Finsternis immer gegen die Kirche andringen werden. Es ist der Kirche keine dauernde Ruhe, kein Triumph auf Erden, kein irdischer Sieg verheißen. Aber das zweite, was in diesem Satze liegt: Die Kirche wird durch die Mächte der Finsternis niemals überwunden werden. Es wird niemals eine Zeit geben, wo man sagen kann, die Kirche ist verschwunden. Sie mag noch so viele Wunden an sich tragen, sie mag durch noch so viele Gefahren und Krisen gehen, eines wird nie eintreten, nämlich der Tod der Kirche.

Damit die Kirche ihrer Sendung eingedenk bleibt, damit sie an ihre Aufgabe erinnert wird, der Welt das Christusleben einzugestalten, die Wahrheit zu verkünden, die Heiligkeit zu leben, damit das geschieht, erweckt der Herr der Kirche im Laufe der Geschichte immer wieder Stürme und Unwetter, die die Kirche heimsuchen. Es sind die Geißeln Gottes. Im 5. Jahrhundert nannte man den Reiterführer der Hunnen, Attila, eine Gottesgeißel. Und so ist es im Laufe der Geschichte immer wieder geschehen, daß Gott Gewitter und Hagel über die Kirche kommen ließ, um das Faule und Morsche zusammenzuschlagen und die Kräfte der Heiligkeit und der Wahrheit zu entbinden, zu befreien von den Wucherungen des Wohllebens, der Bequemlichkeit, der Nachgiebigkeit, der Feigheit. Ob das die Stürme des Kulturkampfes waren oder die Kämpfe gegen den nationalsozialistischen Terror, immer hat die Kirche in diesen Heimsuchungen, die über sie gekommen sind, die Hand Gottes gespürt, die sie zu ihrer eigentlichen Aufgabe führen will und die alles Sündige und Unheilige aus ihr ausstoßen möchte.

Wir haben also, meine lieben Freunde, eine letzte Gewißheit. Die Kirche ist gewiß nicht gefeit gegen Bedrohungen von außen und Versuchungen von innen. Die letzteren sind die gefährlicheren, nämlich die Versuchung, das Evangelium dem Zeitgeschmack anzupassen und die Forderungen der Heiligkeit abzusenken, damit auch der gottvergessenste Mensch sich noch als Glied der Kirche betrachten kann. Das sind die gefährlicheren Versuchungen. Aber so machtvoll diese Bedrohungen sein mögen, die Kirche wird ihnen nicht erliegen. Ihre unüberwindliche Kraft ist Christus, ist der Heilige Geist, der in ihr lebt und der sie trägt.

„Die Kirche wird wanken, wenn Christus wankt“, hat einmal der heilige Augustinus geschrieben. Sollte Christus wanken? Christus kann nicht wanken. „Solange Christus nicht wankt, wird auch die Kirche nicht wanken in Ewigkeit.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Ausgießung des Geistes

04.06.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte, in heiliger Pfingstfreude Versammelte!

„Nachdem er durch die rechte Hand Gottes erhöht worden war und vom Vater den Heiligen Geist empfangen hatte, hat er ihn ausgegossen.“ So berichtet die Apostelgeschichte über das Ereignis des Pfingsttages, dessen Gedächtnis wir heute begehen. „Nachdem er“ - gemeint ist natürlich Christus - „durch die rechte Hand Gottes erhöht worden war“ - damit sind die Auferweckung und die Himmelfahrt gemeint - „und vom Vater den verheißenen Heiligen Geist empfangen hatte“, der vom Vater ausgeht und ihm deswegen vom Vater mitgeteilt werden muß, „hat er ihn ausgegossen.“ Der Inhalt des Pfingstfestes ist die Ausgießung des Heiligen Geistes durch den erhöhten Herrn Jesus Christus. Diese Ausgießung ist von grundlegender Bedeutung für die katholische Kirche. Denn die Ausgießung des Geistes ist ihre Geburtsstunde, der Beginn ihrer Ausbreitung in die Welt. Wir können dabei die Ökonomie, das Vorgehen Gottes beobachten. Erst schafft er objektive Tatsachen an seinem Sohne: er reißt ihn aus dem Grabe, er verkündet ihn, er erhöht ihn in die himmlische Herrlichkeit; dann schüttet er seinen Geist aus. Er gibt ihn zuerst denen, die das Feuer in anderen entzünden sollen. Erst wurden die Apostel umgewandelt durch den Heiligen Geist, damit sie die Großtaten Gottes verkünden konnten mit Freimut und mit Gewissenhaftigkeit. Dann kommt die Menge, angelockt durch das Brausen des Heiligen Geistes, und fragt, was hier geschehen ist und was ihnen zu tun bestimmt ist. Petrus erklärt ihnen das Wunder, und die Menschen begreifen, was er ihnen sagt. „Es trifft sie mitten ins Herz“, so heißt es in der Apostelgeschichte. Dieselben Leute, teilweise zumindest, welche vor einigen Wochen geschrien hatten: „Kreuzige ihn! Kreuzige ihn!“, werden jetzt durch den Heiligen Geist mitten ins Herz getroffen, erschüttert, innerlich bewegt, und fragen: „Brüder, was sollen wir tun?“ Und Petrus gibt die Antwort: „Bekehret euch! Lasset euch taufen auf den Namen des Herrn Jesus Christus, und dann werdet ihr den Heiligen Geist empfangen.“ Der Heilige Geist hat sich am ersten Pfingstfest als der große Versöhner erwiesen. Er versöhnt die Menschen erstens mit Gott, und er versöhnt sie zweitens untereinander.

An erster Stelle wirkt der Heilige Geist die Versöhnung mit Gott. Die Bewohner von Jerusalem hatten aus Unkenntnis oder wegen blinden Vertrauens auf ihre Führer die Hinrichtung Jesu begehrt. Jetzt trifft sie der Heilige Geist mitten ins Herz, und sie beginnen zu begreifen, was sie angerichtet haben. Der Heilige Geist wirkt in ihnen die Erkenntnis ihrer Sünde, denn ohne Erkenntnis der Sünde gibt es keine Bekehrung. Wenn wir heute so wenige Bekehrungen in unserer Kirche erleben, dann ist der Grund darin gelegen, daß die Menschen ihre Sünde nicht mehr erkennen. Sie müssen erst zur Erkenntnis ihrer Schuld gebracht werden, bevor sie umkehren können. Es müssen ihnen also die berufenen Verkünder des Evangeliums dazu verhelfen, daß sie ihre Schuld erkennen. Das geschieht dadurch, daß sie ihnen den Willen Gottes unterbreiten, daß sie ihnen die Gebote Gottes ausrufen und sie auffordern, danach ihr Leben zu überprüfen und auszurichten. Erst also muß die Erkenntnis der Sünde erfolgen, bevor man sich bekehren kann. Wenn man sich aber bekehrt, dann findet man den Weg zu Jesus, dann versöhnt der Heilige Geist den, den er bekehrt hat, mit dem Heiland, und auf diese Weise wird eine wirkliche Erneuerung der Menschen erreicht.

Die Bekehrung setzt voraus, daß man Vertrauen hat, nämlich Zuversicht, daß Gott die Sünde vergibt. Und auch das ist ein Werk des versöhnenden Geistes: Er weckt in denen, die sich der Sündenmacht ausgeliefert haben, das Vertrauen, daß durch die Erlösungstat Jesu Vergebung bereitsteht. Es gibt eine Vergebung der Schuld. Man braucht sich nicht, wie es zwei japanische Mädchen getan haben,

in einen Vulkan zu stürzen, weil man mit der Schuld nicht mehr fertig wird. Nein, es gibt eine Befreiung von der Schuld, die Befreiung, die aufgrund der Erlösungstat Jesu bereitgestellt ist und die vom Heiligen Geist dem Menschen zugewendet wird.

Also das ist die erste große Wirkung des Heiligen Geistes, daß er die Menschen mit Gott versöhnt. Begonnen hat es am ersten Pfingstfest, und durch alle Jahrhunderte, nun schon durch 20 Jahrhunderte hindurch, werden die Menschen mit Gott versöhnt, weil der Heilige Geist in ihnen die Erkenntnis der Sünde, die Reue, den Willen zur Bekehrung und die Hinkehr zu Gott wirkt.

Aber der Geist wirkt auch zweitens die Versöhnung der Menschen untereinander. Diese Versöhnung geschieht dadurch, daß sich die Menschen zu Christus wenden. Wenn sich alle Christus zuwenden, wenn sich alle seinem Willen beugen, wenn sich alle mit ihm vereinigen, dann sind sie auch untereinander verbunden. Wenn die Menschen zum Glauben an Christus finden, dann sind die Barrieren zwischen den Menschen niedergelegt. Denn von Christus empfangen sie die gegenseitige wohlwollende Liebe, empfangen sie das gegenseitige Verzeihen, empfangen sie die Vergebung, die ständig und immerfort unter uns Menschen notwendig ist. Die Ausgießung des Geistes an Pfingsten zeigt, wie diese Versöhnung der Menschen vonstatten geht. „Es waren unter denen, die sich da zum Glauben bekehrten, dreitausend an der Zahl, Menschen aus allen Erdteilen, die damals bekannt waren, fromme Männer aus allen Völkern unter dem Himmel“, sagt die Apostelgeschichte. Und diese vielen, eine sehr verschiedene Sprache sprechenden Menschen, verstanden allesamt die Frohbotschaft, die Petrus ihnen verkündete. Als ich anfing, Theologie zu studieren, in Breslau, fragte uns einmal der Professor: „War das Pfingstwunder ein Sprechwunder oder ein Hörwunder? Haben die Apostel Sprachen sprechen können, die sie nie gelernt hatten, weil der Geist es ihnen wunderbar eingab, oder haben die Zuhörer Sprachen, die sie nicht kannten, verstanden, weil sie vom Heiligen Geist bewegt waren?“ Ich bin überzeugt, daß es beides war. Es war sowohl ein Sprechwunder als auch ein Hörwunder. Die Apostel wußten in ihrer Begeisterung Sprachen zu sprechen, die sie vorher nicht kannten. Und die Zuhörer verstanden, was ihnen gesagt wurde. Warum? Weil die Apostel die Wundertaten Gottes verkündeten. Sie haben nicht ihre Meinungen, ihre Ansichten verkündet, wie das heute viele Prediger tun, sondern sie haben die Wundertaten, die Großtaten Gottes verkündet, und wo sie verkündet werden, da finden sie auch Verständnis. Wenn sich Gegensätze in der Kirche auftun, dann hängt das damit zusammen, daß die Menschen nicht mehr die Wundertaten Gottes vernehmen, sondern daß sie eigene Ansichten, eigene Meinungen den Wundertaten Gottes voranstellen.

Die Apostel haben die Großtaten Gottes verkündet, und auf diese Weise kamen die gläubig Gewordenen zur Einheit im Glauben zusammen. Das ist die grundlegende Einheit. Und die Einheit im Glauben führt dann auch zur Einheit in der Kirche. Wo **ein** Glaube ist, da ist auch **eine** Gemeinschaft. Und es gibt keine andere legitime Gemeinschaft in der einen, heiligen Kirche als in dem einen, heiligen Glauben. Zu diesem Glauben und zu dieser Kirche sind alle Menschen berufen. Der Geist rechtfertigt nicht die Sonderexistenz von religiösen Gemeinschaften. Der Geist wirkt nicht, daß Menschen sich der einen, heiligen Kirche widersetzen. Der Geist wirkt keine Abspaltungen und keine Trennungen. Der Geist wirkt Einheit in der einen, heiligen, katholischen Kirche.

Davon freilich ist die Menschheit noch weit, weit entfernt. Soeben haben wir ein neues Beispiel erlebt, meine lieben Freunde. Der Heilige Vater weilte heute in Belgien, in Brüssel. Er wird dort den Missionar Damian Deveuster seligsprechen. Damian Deveuster war ein belgischer Priester, der im vorigen Jahrhundert auf die Insel der Aussätzigen, Molokai, ging. Kein Mensch mochte zu diesen vom Tode befallenen Menschen sich begeben, aber er, ein aus einem Bauerngeschlecht stammender junger, gesunder Priester, hat sich zu ihnen aufgemacht, hat ihr Leben geteilt, hat ihnen Hütten gebaut, hat ihnen Wasserleitungen angelegt, hat natürlich auch ihre seelischen Bedürfnisse befriedigt, hat ihnen das Evangelium verkündigt, hat ihnen das heilige Opfer gefeiert - bis er selbst vom Aussatz befallen wurde; es war ein qualvolles Sterben durch mehrere Jahre hindurch. Als er dem Tode nahe war, schrieb er einen letzten Brief, in dem es heißt: „Wie glücklich bin ich, daß meine Finger noch nicht verfault sind, mit denen ich die heilige Hostie halten kann.“ Diesen Helden will der Heilige Vater heute seligsprechen. Aber was tut der Präsident der evangelischen Kirche in Belgien? Er protestiert dagegen, er legt Protest ein gegen diese „überflüssige katholische Tradition, die der Offenbarung widerspricht“, wie er

schreibt. So sieht es also um die Einheit aus, die der Heilige Geist wirken soll. Noch immer ist zuviel Widerstand gegen diese Einheit im Glauben und in der Wahrheit und in der Kirche vorhanden.

Wir wollen unseren Blick noch einmal auf das Geschehen am ersten Pfingstfest richten. Mit den Aposteln war auch eine Frau, die Mutter Jesu, Maria. Sie steht in einer ganz innigen Beziehung zum Heiligen Geiste, denn sie ist diejenige, die von ihm ausgezeichnet wurde, die Mutter des Erlösers zu werden. Sie hat mit den Aposteln den Heiligen Geist erlebt. Sie ist es auch, die nach der ersten Ausgießung des Heiligen Geistes immerfort bemüht ist, diesen Heiligen Geist allen Menschen zuzuwenden, die auch heute ruft und fleht, daß alle Menschen sich vom Wehen des Heiligen Geistes erfüllen lassen und zur Einheit im wahren Glauben und zur Einheit in der einen Kirche finden.

Die Pfingstnovene, die wir neun Tage lang gebetet haben, ist zu Ende. Nicht zu Ende darf sein, meine lieben Freunde, unser Flehen um den Heiligen Geist. „Komm, o Geist der Heiligkeit! Aus des Himmels Herrlichkeit sende deines Lichtes Strahl!“ Komm, o Geist der Wahrheit, erfülle die Herzen deiner Gläubigen, wandle das Antlitz der Erde, durchfeue uns mit deiner Liebe und führe alle Menschen und alle Völker in der Einheit des einen Glaubens zusammen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Das geheimnisvolle Wirken des Geistes

05.06.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

„Endlich wird noch der Geist aus der Höhe auf uns ausgegossen werden.“ So hatten die Propheten des Alten Bundes verkündet. Einmal wird der Geist aus der Höhe auf die, die aufnahmebereit sind, ausgeschüttet werden. Diese Ausgießung des Geistes wurde von den Propheten in doppelter Weise verstanden, einmal in der Gegenwart als innerliche Erneuerung des Herzens durch eben diesen Geist und zum anderen als ein wunderbares Geschehen in der Endzeit. Jesus hat diese Verheißung aufgenommen, und in der Urzeit der Kirche hat sie sich erfüllt. Als Bestätigung der alttestamentlichen Prophetien und als schöpferischer Neuanfang ist der Geist über die ersten Christen ausgegossen worden. Die Urkirche wußte sich vom Geiste bewegt und getragen; und sie führte ihre Bewegung und ihr Getragenwerden auf die Ausgießung am Pfingstfeste zurück.

Am Pfingstfeste und noch geraume Zeit danach erschien der Geist den Menschen nicht nur, indem er die Herzen reinigte, sondern indem er auch äußere Wirkungen hervorbrachte. Wir haben am Pfingsttag gehört von Sturmesbrausen, von Feuerflammen, von Sprachengaben. Es muß noch eine graue Zeit so gewesen sein, daß sich die Mitteilung des Geistes unter unerhörten äußeren Erscheinungen vollzog, bis der Glaube befestigt und die Kirche gegründet war. Dann freilich haben diese besonderen Bezeugungen des Geistes aufgehört. Das ist für manchen ein Anlaß, im Glauben unsicher zu werden. Er fragt: Wo sind denn heute die Wirkungen des Geistes? Wo sind sie greifbar? Wo sind sie faßbar? Wo sind sie erfahrbar?

Wir sind bezüglich der göttlichen Wirklichkeiten in der Regel auf den Glauben verwiesen. Der Glaube aber ist die Überzeugung von Dingen, die man nicht sieht, die Zuversicht auf das, was man erhofft. Normalerweise liegen die Gnade und das Wirken des Heiligen Geistes in Seinsgründen, die der Erfahrung nicht zugänglich sind. Wir wissen nicht einmal mit absoluter Gewißheit, ob wir selbst im Gnadenstande sind. Wir dürfen und sollen es hoffen. Wir werden gleich sehen, daß es Anzeichen dafür gibt. Aber eine absolute Glaubensgewißheit dafür, daß wir im Zustand der heiligmachenden Gnade sind, gibt es nicht. Die Kirche ist eben zunächst einmal ein äußeres Gebilde. Der Glaube wird verkündet, die Sakramente werden gespendet: das sind äußere Vorgänge. Und dabei kommt es nicht einmal so sehr auf die Würdigkeit oder Unwürdigkeit des Verkündigers oder des Spenders an. Wenn die Wahrheit richtig verkündet wird, ist es nicht entscheidend, ob der Verkündiger im Stande der heiligmachenden Gnade ist oder nicht. Und wenn die Zeichen der Sakramente richtig gesetzt werden, kann ihre Wirksamkeit nicht gehindert werden durch einen unwürdigen Spender. Auch der neuernannte Bischof von Basel spendet die Weihe gültig.

Aber selbstverständlich ist die Frage, wie es um den inneren Zustand eines Verkündigers und eines Spenders steht, nicht unwichtig. Wenn auch die Wirksamkeit der Sakramente durch die Würdigkeit des Spenders nicht wesentlich gesteigert und durch seine Unwürdigkeit nicht wesentlich gehemmt werden kann, so müssen wir doch sagen: Normalerweise sollen äußeres Geschehen und innere Verfaßtheit zusammentreffen. Und deswegen ist es wünschenswert und manchmal sogar notwendig, zu prüfen, ob äußeres Geschehen und innere Wirklichkeit übereinstimmen. Aber noch einmal: Die Gnade ist zunächst einmal eine nicht erfahrbare Wirklichkeit. Der Mensch hat ja von Natur aus schon eine Verwiesenheit auf Gott, ein transzendentes Bedürfnis; und diese natürliche Verwiesenheit auf Gott läßt sich nicht adäquat und empirisch unterscheiden von der übernatürlichen Teilnahme am inneren

Leben Gottes in der Gnade. Gnade ist jede innere übernatürliche Gabe, die uns Gott zu unserem Heile verleiht. Die Gnade kann nicht gemessen, gewogen oder gezählt werden.

Dennoch ist sie nicht ganz verborgen. Es gibt Anzeichen der Gnade, es gibt die Möglichkeit religiöser übernatürlicher Erfahrungen. Die übernatürliche Wirklichkeit läßt sich im Menschen nicht unbezeugt. Zunächst einmal ist auf die drei göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe hinzuweisen. Daß ein Mensch in dieser materiellen Welt an den unsichtbaren Gott glauben, auf seine Gnade hoffen und ihn in Liebe umfassen kann, das ist nur erklärbar durch Gottes geheimnisvolles Wirken. Die Welt, wie sie ist, rät zu allem anderen als zu Glaube, Hoffnung und Liebe. Und wo Glaube, Hoffnung und Liebe sich befinden, da ist der Geist am Werk. Das sind Geschenke Gottes, die nur auf göttliche Wirksamkeit zurückzuführen sind. Die Begabung mit der heiligmachenden Gnade ist - noch einmal - eine unanschauliche Wirklichkeit. Aber sie macht sich bemerkbar. Ob einer im Gnadenstande ist oder nicht, das kann man mit moralischer Gewißheit an seinem Verhalten ablesen. Kein geringerer als der Apostel Paulus hat uns dafür Kriterien an die Hand gegeben, nämlich die Früchte des Geistes. „Früchte des Geistes sind Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Treue, Sanftmut, Mäßigkeit, Enthaltbarkeit, Keuschheit.“ Und umgekehrt kann man an dem, dem der Heilige Geist abgeht, die Werke des Fleisches finden, nämlich „Unzucht, Unkeuschheit, Schamlosigkeit, Wollust, Abgötterei, Zauberei, Feindschaft, Hader, Eifersucht, Zorn, Ränke, Spaltungen, Parteiungen, Haß, Mord, Trunkenheit, Schlemmerei und dergleichen“.

Auch andere innere Erfahrungen der übernatürlichen Wirklichkeit sind möglich. Es sind unter uns Männer und Frauen, die auf Gebetserhörungen verweisen können. Sie lassen sich diese Überzeugung nicht nehmen, und wir wollen sie ihnen nicht nehmen, daß ihr Gebet von Gott erhört worden ist. Das ist eine Erfahrung der übernatürlichen Wirklichkeit. Es gibt auch heute noch Christen, gläubige Christen, die von Liebe zu Gott entflammt sind, die keine Ruhe bei Tag und Nacht finden, weil sie wissen, daß Gottes Sache wie im Todeskampfe liegt, und die deswegen sich mühen und arbeiten und kämpfen und leiden, um, soweit es auf sie ankommt, Gott in dieser Welt Anerkennung und Ehrfurcht zu verschaffen. Es gibt auch mystische Erlebnisse wie das Gefühl der Gegenwart Gottes, mystische Erlebnisse, die nicht ohne übernatürliche Einwirkung zu erklären sind. Manche von uns haben göttliche Einsprechungen, und sie wissen genau, daß es der Geist Gottes ist, der da spricht, denn er verlangt viel von ihnen. Der Geist der Welt zischelt dem Menschen Angenehmes und Bequemes zu. Der Geist Gottes verlangt von ihm Hohes und Schweres.

Es gibt auch Hörungen und Schauungen, die sich auf Gott zurückführen lassen. Wir lesen heute oft von Erscheinungen von Engeln und Heiligen. Erscheinungen sind möglich, und warum soll in einer Zeit, in der alles auf letzte Entscheidungen hindrängt, die Zahl der Erscheinungen nicht wachsen? Warum sollen heute nicht vor allem Kinder, gläubige, unschuldige Kinder, Empfänger solcher Erscheinungen Gottes sein?

Erfahrungen kann aber auch jeder schlichte Gläubige machen, etwa bei Beicht und Kommunion. Wenn sich eine Bekehrung ereignet, dann ist Gott im Spiel. Es kann sich nicht jemand plötzlich von einem Lotterleben und einem Sündenleben Gott zuwenden, ohne daß Gott in seinem Herzen etwas bewegt hat. Die Beichte gewährt nach dem Zeugnis des Konzils von Trient - nicht immer, aber doch dem, der sich diesen Wirkungen öffnet - Frieden des Gewissens, Heiterkeit der Seele, Trost des Geistes. Nach einer guten, demütigen, vollständigen und wahrhaft reuigen Beicht stellen sich häufig Frieden des Gewissens, Heiterkeit der Seele, Trost des Geistes ein. „Beicht macht leicht“, so sagt ein Volkssprichwort. Wahrhaftig, das ist eine Bezeichnung für die Wirkungen, die das Konzil von Trient der Beicht zuschreibt. Und die heilige Kommunion ist Nahrung und Stärkung der Seele. Diese Nahrung und Stärkung der Seele ist grundsätzlich erfahrbar. Menschen, die sich in der rechten Weise disponiert haben - und die Sakramente wirken nach dem Maße der Disposition! -, können diese Wirkungen der heiligen Kommunion erfahren. Sie werden in ihrem Streben gestärkt und in ihrem Glauben gefestigt.

Es gibt religiöse, übernatürliche Erfahrungen auch heute. Gewiß, die großen, gewaltigen, erschütternden Ereignisse des ersten Pfingsttages vermissen wir. Aber wer sehen will und wer hören kann, der spürt auch heute, daß der Geist am Werke ist und die Herzen befruchtet und beträufelt. Freilich muß man auf der Wacht sein. Es gibt auch Täuschungen. „Glaubet nicht jedem Geist, sondern prüfet

die Geister, ob sie aus Gott sind!“ mahnt der Lieblingsjünger Jesu, der Apostel Johannes. Und er spricht vom Geist der Wahrheit und vom Geist der Lüge. Es gibt deswegen eine Gnadengabe, die man die Unterscheidung der Geister nennt. Die Unterscheidung der Geister ist die Befähigung, zu entscheiden und zu unterscheiden, ob aus einem Ekstatiker der Geist Gottes oder der Geist des Unheils spricht. Die Kirche hat eine eigene Lehre von der Unterscheidung der Geister ausgebildet durch hundertjährige Erfahrung.

Welches sind die Kriterien, um festzustellen, ob aus einem Geist Gott oder der Dämon spricht? Es ist zunächst zu prüfen, ob das, was aus einem Menschen herauskommt, mit der Lehre und der Tradition der Kirche übereinstimmt. Wenn es davon abweicht, können wir die Akten darüber schließen. Dann muß man sich die Persönlichkeit ansehen, die von Gott Botschaften empfangen zu haben vorgibt. Man muß fragen: Wie ist ihr Lebenswandel? Wie ist ihr sittlicher Stand? Welche Berufung hat sie? Welche Aufgabe ist ihr im Reiche Gottes zugewiesen? Und schließlich muß man die Wirkungen prüfen. Welche Wirkungen gehen aus diesen außerordentlichen Ereignissen hervor? Sind es gute Wirkungen oder sind es schlechte? Für die Propheten im Alten Bunde war immer ein Kriterium, daß echte Propheten zum Gehorsam gegen Gott und zur Bekehrung aufforderten, während falsche Propheten Heil und Segen ohne Bekehrung und ohne Gericht versprechen. „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“, sagt der Herr. Und an 28 Stellen des Neuen Testaments wird vor den falschen Propheten gewarnt.

Wir haben also Mittel, um zu unterscheiden, ob Gottes Geist am Werke ist oder der Geist der Welt oder der eigene Geist der betreffenden Person. Eine letzte Eindeutigkeit, eine absolute Gewißheit gibt es freilich in keinem Falle. Das war auch an Pfingsten so. Da versammelte sich eine riesige Volksmenge um die wenigen Jünger, und die einen spürten, daß Gott hier am Werke war, sie waren erschüttert und ihre Herzen wurden feiertäglich bewegt und bekehrt. Aber es gab auch andere, und sie spotteten. Sie erfanden das törichte Schlagwort, das die Jünger der Lächerlichkeit preisgab: „Sie sind voll des süßen Weines.“ Wir dürfen auch bei diesen übernatürlichen Phänomenen auf den bekannten Grundsatz vertrauen: Wer sehen will, der sieht. Wer aber nicht sehen will, der sieht nicht. Es wird einmal die Stunde kommen, wo sich jeder verantworten muß, warum er gesehen hat, aber auch, warum er nicht gesehen hat.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Zur Lage in den Ortskirchen

11.06.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Der Mainzer Diözesanbischof hat eine Beratungsphase in den Gemeinden in Gang gesetzt mit der Überschrift „Damit Gemeinde lebt - Leitlinien und Anfragen zur künftigen pastoralen Planung im Bistum Mainz“. Es sollen Überlegungen angestellt werden, wie es mit den Kräften und mit den Personen in den Pfarreien weitergeht. Es werden neun Punkte zur Beratung vorgelegt: Die heutige Situation; Ausgangspunkt und Fundament; Kooperative Pastoral; Verschiedene Gemeindeformen; Grundstrukturen; Ansätze zu Modellen; Einzelprobleme; Anfragen; Der weitere Beratungsprozeß. Es geht also in so gut wie allen Punkten um Strukturen, wie eine Gemeinde aufgebaut werden soll und wie sie funktionieren kann.

Selbstverständlich hat diese Unternehmung einen Hintergrund, und man erwartet, daß dieser Hintergrund unter der Ziffer I („Heutige Situation als Herausforderung“) den Menschen klargelegt würde. Wenn man jedoch diesen Punkt I liest, so merkt man, daß auf die heutige Situation in keiner Weise eingegangen wird. Wenn sich ein Patient zum Arzt begibt, dann ist das erste, was der Arzt tut: Er untersucht ihn, er stellt die Diagnose. Wie soll er denn behandeln, wenn er nicht weiß, an welcher Krankheit der Patient leidet? Wenn man also überlegen will, wie unseren Gemeinden zu neuem Leben verholfen werden kann, muß man zuerst ergründen, welches die heutige Lage dieser Pfarreien ist. Erst aufgrund der Erkenntnis der Situation kann man die geeigneten Mittel anwenden, um ihr zu beegnen und um die Verhältnisse zu bessern.

Dieses Versäumnis in dem Papier, das uns Bischof Lehmann zugesandt hat, wollen wir heute zu ergänzen versuchen. Wir wollen fragen: Wie ist die heutige Situation in unseren Gemeinden? Wir fragen deswegen an erster Stelle: Wie steht es um den Gottesdienstbesuch? Der katholische Christ kann ohne Teilnahme an der heiligen Messe nicht leben. Wenn er nicht religiös versacken will und am Ende den Glauben verlieren will, dann muß er die Sonntagsmesse besuchen. Wenn wir immer noch in manchen Gemeinden relativ gefüllte Kirchen vorfinden, so darf uns das nicht sicher machen, sondern muß Fragen in uns wecken, nämlich: Wie viele müßten kommen, und wie viele kommen? Wer heute als Pfarrer in einer Gemeinde noch 20 Prozent der Gläubigen im Sonntagsgottesdienst versammeln kann, der ist glücklich zu preisen. Es gibt in der Diözese Mainz nicht wenige Pfarreien, in denen 6 oder 4 von 100 katholischen Christen den Sonntagsgottesdienst besuchen. Ich habe mich nicht versprochen: 6 oder 4! Ebenso enthüllend ist der Besuch der Werktagsmessen. Da drängt ja kein Gebot, sondern da sind die Liebe zu Gott und die Wertschätzung des eucharistischen Opfersakramentes gefragt. Wie sieht es mit dem Besuch der Werktagsmessen in den Gemeinden aus? Wie steht es vor allen Dingen um den Besuch jener Werktagsmesse, die wir am Herz-Jesu-Freitag halten? Wenn ein Priester am Herz-Jesu-Freitag eine ansehnliche Schar von Männern und Frauen um seinen Altar versammeln kann, dann steht es noch nicht schlecht um diese Gemeinde. Aber es gibt in der Diözese Mainz viele Gemeinden, in denen der Herz-Jesu-Freitag praktisch unbekannt ist.

Eine zweite Frage ist die nach dem Sakramentenempfang. Noch immer vermögen die Pfarrer Statistiken mit hohen Kommunionzahlen vorzulegen. Das ist nicht zu verwundern. Es ist ja doch in vielen Gemeinden so, daß sich beinahe jeder erhebt, um diese Gabe entgegenzunehmen, die die höchste ist, welche die Kirche zu vergeben hat. Denn hier begegnet uns unser Gott und Heiland selbst, der Urheber der Gnade, während in den anderen Sakramenten nur die Gnade ausgeteilt wird. Die Kommunionzahl mochte vor 50 Jahren aussagekräftig sein, denn vor 50 Jahren war es so gut wie unbekannt,

daß jemand, der kommunionunwürdig war, sich zur Kommunion eingefunden hat. Das hat sich gewaltig geändert. Heute ertröten sich notorisch Unwürdige, offenkundig in Todsünde lebende Menschen das, was wir früher heilige Kommunion nannten. Sie ertröten es sich! Und wehe dem Priester, der es wagen würde, ihnen diese Gabe zu versagen. Ich selbst gebe sie nicht, das möchte ich hier an dieser Stelle erklären, dem, der mir bekannt ist als öffentlich unwürdiger Sünder. Ich mache mich nicht mitschuldig am Sakrileg.

Viel aussagekräftiger als die Zahl der Kommunionen ist die Zahl der guten, ehrlichen, vollständigen Beichten. Wenn in einer Gemeinde noch das Bußsakrament reichlich ausgespendet wird, dann würde ich nicht zögern zu sagen, das ist eine gute Gemeinde. Es mögen noch viele, viele sein, die den Frieden im Bußsakrament nicht suchen, aber es gibt immer noch eine ansehnliche Anzahl, die sich von Christus die Vergebung gewähren läßt, und wohl einer solchen Gemeinde, in der das der Fall ist. Aber in wie vielen Gemeinden sind die Beichtstühle verlassen, kommt nicht einmal am Samstag eine nennenswerte Zahl von Menschen, um sich den Frieden Gottes zu holen! Ich habe in der Karwoche in Bingen Beicht gehört, in der Basilika zu Bingen. Wir waren 11 Priester, die zum Beicht hören zur Verfügung standen. Die Gemeinde zählt etwa 4000 Seelen. Von den 4000 Seelen haben schätzungsweise 50 sich den Frieden des Bußsakramentes geholt. So sieht es aus in den Gemeinden.

Eine dritte Frage ist die nach den Familien. Wenn es in einer Gemeinde noch kinderreiche Familien gibt, gepriesen sei diese Gemeinde! Denn kinderreiche Familien sind ein Zeugnis dafür, daß es noch Glauben an Gott, den Geber aller Gaben gibt, daß noch Vertrauen auf Gott, den Herrn der Zukunft vorhanden ist, daß noch Ehrfurcht vor den Gesetzen seines Lebens besteht, daß vor allem noch mit dem Gott, der uns am Ende richten wird, gerechnet wird. Aber wie sieht es bezüglich der Kinderfreudigkeit in unseren Gemeinden aus? In zahlreichen Gemeinden überwiegt die Zahl der Säрге die der gefüllten Wiegen. In Budenheim ist das ganz offensichtlich. Wir sind in Budenheim gewissermaßen in der letzten Reihe. Die Kinderfreudigkeit ist gewiß im ganzen Volk zurückgegangen, doch es war immer das Kennzeichen des katholischen Christen, daß er sich an irgendeinem Trend nicht beteiligte, sondern daß er dem Gesetz Gottes treu blieb, auch wenn die ganze Umwelt anders dachte und redete. Daß sich die Katholiken heute diesem Trend eingegliedert haben, das ist ein Zeichen des inneren Zusammenbruchs in unserer Kirche. Das Land, meine lieben Freunde, in dem heute die geringste Kinderzahl ist von ganz Europa, nein, von der ganzen Erde, ist Italien. Das sogenannte katholische Italien hat am wenigsten Kinder von allen Ländern der Erde. Schweden, das protestantische und atheistische Schweden, hat viel mehr Kinder als Italien. Ja, wenn das kein Zusammenbruch ist, dann weiß ich nicht, was diesen Namen überhaupt verdient.

Auch die Ehen, die geschlossen werden, sprechen über den Stand einer Gemeinde. Die jungen Männer sind selten so geblendet und manchmal auch verblendet wie bei der Wahl ihrer Ehegattin. Sie setzen die Natur über das Übernatürliche. So erklären sich beispielsweise die vielen Mischehen. In den Mischehen besteht die große Gefahr, daß der Glaube des katholischen Teils zugrunde geht und daß die Kinder der katholischen Kirche veruntreut werden. Das ist ein ganz heikler Punkt. Ich habe den deutschen Bischöfen vor 14 Tagen einen Brief geschrieben, in dem ich auf die Statistik der Evangelischen Kirche in Deutschland hingewiesen habe aus dem Jahre 1993. In dieser Statistik steht folgendes geschrieben: „Seit 1981 werden mehr als 50 Prozent aller Kinder aus Mischehen protestantisch erzogen.“ Seit 1981. 1990 waren es schon 54 von hundert und 1991 58 von hundert, die protestantisch erzogen werden. Dieser Trend geht immer noch weiter. Ich meine, das gehört zur Situationsbeschreibung einer Gemeinde.

Ein weiterer Punkt, der für die Erkenntnis der Situation entscheidend ist, ist die Frage der Berufe zum Priestertum und in die Orden. Priesterberufe gedeihen im allgemeinen nur in einem günstigen Milieu, in einer Familie, die nach Gottes Willen zu leben sich bemüht, in einer Gemeinde, wo Anregungen für dieses Ziel gegeben werden. Und jede Gemeinde muß sich deswegen die Frage stellen: Wie sieht es bei uns aus? Wann war die letzte Primiz? Wenn diese Bilanz für Budenheim verhältnismäßig günstig aussieht, so ist doch noch auf einen anderen Punkt hinzuweisen, nämlich: Die jungen Priester, die heute an den Weihealtar treten, besitzen mitnichten die Festigkeit, die wir vor 40 oder 50 Jahren hatten. Sie sind mehrheitlich labil. Sie haben gewöhnlich selten eine festgegründete Überzeugung und sind nicht entschlossen, ihre Berufung mit letztem Einsatz bis zum Tode, komme, was da wolle,

durchzutragen. In vielen lebt der bedingte Vorsatz, erforderlichenfalls oder gegebenenfalls aus dem Priestertum auszusteigen. Das muß man bedenken, wenn man von der Zahl der Priester redet. Die Zahl ist nicht alles. Es kommt auf die Intensität des Glaubens und der Liebe sowie auf die Treue zur Berufung an.

Noch aussagekräftiger ist die Zahl der Ordensberufe, vor allem der weiblichen. Es ist eine offenkundige Tatsache: Die dienenden Orden in unserer Kirche sterben an Auszehrung. In wenigen Jahrzehnten werden die dienenden Orden, wenn nicht eine entscheidende Wende kommt, nur noch der Vergangenheit angehören. Die beschaulichen Orden haben etwas mehr Nachwuchs. Es ist eben angenehmer, zu beten und Bücher herauszugeben, als Kranke zu pflegen oder sich um Krüppel zu kümmern und Behinderten nachzugehen. Die dienenden Orden sterben an Auszehrung. Es ist deswegen ein hohes Lob für eine Gemeinde, wenn aus ihr Mädchen und Frauen den Weg zu den dienenden Orden finden. Wo in einer Gemeinde solche Berufungen erwachsen, darf man mit Sicherheit sagen: In dieser Gemeinde lebt noch echte Glaubensfreudigkeit, lebt noch echte Hingabe an den Gott des Lebens und an seine erbarmungswürdigen Geschöpfe.

Ein letzter Punkt ist die Frage des Zugangs und des Abgangs von der Gemeinde. Wir haben in Deutschland Millionen von Ungetauften, zumal in der DDR. Aber nicht nur in der DDR, auch in den alten Bundesländern, vor allem in Hamburg, in Hof, in Selb und in anderen Städten. Ja, selbst im gelobten Lande Bayern gibt es zahlreiche ungetaufte Menschen. Sie werden in der Kindheit nicht getauft, und sie wachsen ungetauft heran. Es wäre eine hohe Aufgabe jeder Gemeinde, jedes Priesters, aber natürlich auch aller Gemeindeangehörigen, diese Menschen zu gewinnen, zu gewinnen für Christus, für seine Kirche, zum Empfang der Taufe. Deswegen ist die Zahl der Erwachsenentaufen in einer Gemeinde ein deutlicher Spiegel ihres religiösen Lebens.

Dasselbe gilt für die Konversionen. In früheren Jahren, genauer vor 50 oder 40 Jahren etwa, war die Zahl der Konversionen außerordentlich hoch. In England fanden jedes Jahr 12.000 Menschen aus anderen Konfessionen den Weg zur katholischen Kirche. Seit dem Konzil ist die Konversionsbewegung zusammengebrochen. Es gibt nur noch wenige Konversionen, aber um so mehr Abfälle, Abfälle zum Protestantismus oder in die völlige Glaubenslosigkeit. Wenn in einer Gemeinde wie Budenheim im vergangenen Jahre 34 Kircheng Austritte zu beklagen waren, dann muß sich jeder fragen: Ja, was ist denn an dieser Gemeinde eigentlich noch wahrhaft lebendig? Wie kommt es zu den Abfällen? Was hat man getan, sie zu verhüten? Und was tut man, um diese Menschen zurückzugewinnen? Hier muß doch missionarische Seelsorge betrieben werden!

Davon ist in diesem Papier, soweit ich sehe, überhaupt nicht die Rede. Hier wird immer nur von Strukturen geredet, aber niemals von geistgetragenen Aktionen und von lebendigem Vollzug des Glaubens. Deswegen sind solche Papiere zur Fruchtlosigkeit verurteilt. Wenn sich in unseren Gemeinden etwas ändern soll, dann muß der Glaube neu und kräftig aufgebaut, dann müssen die Gottesdienste würdig, gotteswürdig, gestaltet werden, dann muß die Ordnung in unserer Kirche wiederhergestellt werden, und die fängt damit an, daß der Kaplan geistliche Kleidung trägt! Da fängt die Ordnung an. Wenn das alles nicht geschieht, meine lieben Freunde, dann ist all das Gerede, das Strukturgerede, völlig sinnlos. Das wird nichts ändern und nichts bewirken, sondern es wird der Weg weiter bergab gehen, und unsere Gemeinden werden immer mehr ausgelaugt und entvölkert werden. Gott möge verhüten, daß diese düsteren Voraussagen eintreffen!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sichtbarkeit der Kirche (7)

(Über die Rechtsordnung in der Kirche)

18.06.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Es gibt viele Religionen und Religionsgemeinschaften. Es gibt auch zahlreiche religiöse Verbände, welche sich auf Christus berufen. In dieser Fülle und verwirrenden Vielfalt des Religiösen muß es Kriterien geben, an denen man erkennen kann, welches die von Gott gewollte, welches die von Christus gestiftete Religion ist. Die Kirche, die Gott gewollt und Christus gestiftet hat, muß sichtbar sein.

Wir haben an einer Reihe von Sonntagen über die Sichtbarkeit der Kirche gesprochen. Nur die Kirche, die bestimmte Merkmale hat, ist die von Gott gewollte und von Christus gestiftete. Die Merkmale, welche die wahre Kirche Christi hat, sind äußere und müssen äußere sein, denn an inneren Wirklichkeiten kann man eine Gemeinschaft von Menschen nicht erkennen. Die äußeren Merkmale sind der Gottesdienst, die Sakramente, die Verfassung und das Recht der Kirche, der Glaube der Kirche und die Glaubensbekenntnisse. Am heutigen Sonntag wollen wir uns der Rechtsgestalt der Kirche zuwenden.

Die Kirche ist sichtbar in ihrer rechtlichen Struktur. Selbstverständlich muß die Kirche schon deswegen Recht haben, weil sie eine Gesellschaft ist. Es gibt keine Gesellschaft ohne Recht. Wo eine Gesellschaft, da ist auch Recht. Es muß ja in der Gesellschaft eine Ordnung geben, und die Ordnung kann nach einem ehernen Gesetz immer nur eine solche der Über- und Unterordnung sein. Es muß Vollmachtträger und es muß Untergebene geben. Es müssen Autoritätseinhaber vorhanden sein und solche, welche sich der Autorität zu unterwerfen haben; das verlangt die Ordnung in einer Gemeinschaft. Die Beziehungen zwischen den einzelnen müssen geordnet werden, und die Beziehungen der einzelnen zu dem Ganzen müssen eine bestimmte Ordnung empfangen. So hat auch die Kirche schon als gesellschaftliches Gefüge eine Ordnung. Aber es unterscheidet sie von jeder anderen Gesellschaft, daß diese Ordnung von Gott gewollt und von Christus gegeben ist. Ihre Ordnung geht in ihren Grundzügen auf Christus zurück; sie hat eine Christusordnung.

Christus hat die Grundstruktur seiner Kirche festgelegt, und wir nennen diese Grundstruktur das göttliche Recht. Die Rechtsordnung der Kirche unterscheidet sich von jeder anderen durch ihre Herkunft, ihre Ausdrucksgestalt und ihre Zweckhaftigkeit. Die Ordnung der Kirche stammt von oben, nicht von unten. Sie kommt her von Gott, von dem Bevollmächtigten Gottes, von dem Gesandten Gottes, von dem Offenbarer Gottes, den wir Jesus Christus nennen. Die Ordnung der Kirche unterscheidet sich auch in ihrer Symbolhaftigkeit. Sie ist Ausdruck der Tatsache, daß ihr Stifter ein gottmenschliches Wesen hat. So wie in Christus Göttliches in menschlicher Gestalt erschien, so ist auch in der Rechtsordnung der Kirche in äußerer Gestalt Göttliches verborgen. Die Rechtsordnung der Kirche ist nicht nur dazu bestimmt, die äußeren Verhältnisse zu gestalten, sondern sie greift ins Innere ein. Sie bindet die Gewissen, und sie ordnet die seelischen Befindlichkeiten; sie hat eine Wirkmächtigkeit in der Tiefe.

Ihre Zweckhaftigkeit liegt darin, daß sie das Reich Gottes zu ihrem Teil aufrichten und die Menschen zum Heile führen soll. Das kirchliche Recht dient der Ehre Gottes und dem Heil der Menschen. Es ist nicht bloß eine konventionelle Ordnung, um einem gewissen Bedürfnis jeder Gesellschaft Genüge zu tun, nein, das Kirchenrecht ist eine Ordnung des Heils.

Im kirchlichen Recht gibt es zwei große Rechtsmassen: Wir unterscheiden das göttliche Recht vom menschlichen Recht. Das göttliche Recht ist jenes, das von Gott selber gegeben ist, und zwar von dem Gottmenschen Jesus Christus. Es ist jeder menschlichen Verfügung entzogen. Was Christus einmal festgelegt hat, das darf die Kirche niemals aufgeben oder wesentlich verändern. Zum göttlichen Recht gehören beispielsweise die Einsetzung von Papst und Bischöfen, also die Papst- und Bischofsverfassung der Kirche, es gehören dazu die sakramentale Ordnung der Kirche. Sieben Sakramente, nicht sechs, auch nicht zwei, aber auch nicht acht, sondern so viele, wie Christus eingesetzt hat. Nur er kann ja mit einem äußeren Zeichen innere Gnade vermitteln, und das ist eben an sieben Stellen geschehen. Dieses göttliche Recht hat die Kirche zu hüten. Es ist in das kirchliche Recht integriert, aber es ist gewissermaßen im kirchlichen Recht das oberste Verfassungsrecht. So wie man an einer weltlichen Rechtsordnung verschieden gestufte Rechtsmassen unterscheidet, wo die eine die andere bindet, so ähnlich ist es in der Kirche. Das göttliche Recht ist das Grundgesetz der Kirche, es bindet jede rein kirchliche Gesetzgebung. Die Kirche ist nicht Herr dieses Rechtes, sondern sie ist Diener dieses Rechtes.

Freilich hat sie bis zu einem gewissen Grade die Vollmacht, es zu entfalten. Ich denke etwa an die Einsetzung des Amtes. Christus hat ohne Zweifel die Apostel bestellt; die Apostel sind die Vorläufer der Bischöfe. Aber daß aus diesem Amt, dem Apostelamt, dem Bischofsamt, das Priesteramt und das Diakonenamt ausgegliedert wurde, das ist doch wohl der Wirksamkeit der Autoritätsträger der ersten Zeit, nämlich der Apostel, zuzuschreiben. Bei den Diakonen wissen wir es ja ganz genau, daß die Apostel eines Tages daran gingen, den Tischdienst durch Diakone versehen zu lassen, damit sie selbst dem Gottesdienst und dem Dienst am Wort obliegen konnten. Aber noch einmal: Die Kirche kann nur entfalten, was vorgegeben ist, und sie kann es nur entfalten in dem Sinne, den Christus festgelegt hat. Dieser Entfaltung sind also enge Grenzen gezogen.

Die zweite Rechtsmasse ist das sogenannte menschliche Recht. Es wird von der Kirche kraft ihrer Vollmacht, Recht zu setzen, geschaffen. Das menschliche Recht ist notwendig, denn das göttliche Recht regelt nur die Grundzüge der Verfassung und des Lebens der Kirche. Das menschliche Recht muß diese Grundzüge in Ausführungsbestimmungen bringen; es muß dafür sorgen, daß das göttliche Recht beachtet und angewendet, durchgesetzt und realisiert wird im Leben der Kirche. Das eben tut das menschliche Recht. Das menschliche Recht dient der Durchsetzung und der Verwirklichung des göttlichen Rechtes. Denken wir etwa an die von Christus eingesetzte Feier des eucharistischen Opfers. Christus hat der Kirche das eucharistische Opfersakrament übergeben mit den Worten: „Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ Aber wann das zu tun ist, das hat er nicht gesagt. Die Kirche gibt die Ausführungsbestimmung, indem sie festlegt: Jeder Christ hat dieses heilige Opfer wenigstens am Sonntag und an den gebotenen Feiertagen mitzufeiern. Das ist menschliches Recht, aber es ist menschliches Recht in Ausführung des göttlichen Rechtes. Es könnte dieses menschliche Recht bis zu einem gewissen Grade modifiziert werden, und die Kirche tut es ja, indem sie zum Beispiel Feiertage einsetzt und abschafft. Aber man wird sagen müssen, daß dieses menschliche Recht sehr nahe dem göttlichen Recht verbunden ist.

Andere Formen des menschlichen Rechtes sind zum Beispiel das Gebot, wenigstens einmal im Jahre zu beichten und wenigstens einmal im Jahre die heilige Kommunion zu empfangen. Der Herr hat nicht gesagt, wie oft man beichten muß. Er hat gesagt: „Welchen ihr die Sünden vergeben werdet, denen sind sie vergeben, und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten.“ Die Kirche hat diese Gabe der Sündenvergebung ausgefaltet, indem sie sagt: Es gibt ein Minimum, wie oft man von dieser Gabe Gebrauch machen muß, und dieses Minimum ist die einmalige Beichte, wenigstens die einmalige Beichte im Jahr. Und ähnlich ist es bei der heiligen Kommunion. Christus hat gesagt: „Wer mein Fleisch ißt, der hat das ewige Leben.“ Und wer es nicht ißt, der hat das ewige Leben nicht. Die Kirche hat wiederum diese allgemeine Weisung des Herrn ausgemünzt, indem sie verordnet hat: Wenigstens einmal im Jahre muß jeder Christ dieses heilige Sakrament der Vereinigung mit Christus empfangen, wenn er nicht geistlich zugrunde gehen will.

Und so könnte man an vielen anderen Geboten nachweisen, daß sie der Ausführung des göttlichen Willens dienen. Die Kirche hat natürlich keine unfehlbare Gewißheit, ob ihre jeweilige menschliche Rechtsetzung verspätet ist oder zu früh kommt, ob sie hinreichend ist oder nicht. Es gibt hier einen

Spielraum, in dem die Kirche Wagnisse eingeht. Die Kirche hat viele Jahrhunderte gesagt: Die wunderbare Speise der heiligen Kommunion ist kniend und in den Mund zu empfangen. Sie hat sich in den letzten Jahren bereitgefunden, den Ungehorsam von unten zu sanktionieren und die Handkommunion freizugeben. Ob die Hirten, die das getan haben, sich einmal deswegen werden vor Gott verantworten müssen?

So kann man auch bei anderen Gesetzen, die in den letzten Jahren geändert worden sind, fragen, ob sie der Kirche besser dienen als die Ordnung, die vorher bestand. Die Kirche hat noch nie in ihrer ganzen Geschichte Frauen und Mädchen zum Altardienst zugelassen. Sie hat wiederum, um den Ungehorsam von unten zu sanktionieren, die Ministrantinnen eingeführt. Und jetzt tritt das ein, was ich vorausgesagt habe, daß nämlich ein Pfarrer in der Eifel sich an 42 dieser Ministrantinnen vergangen hat, vor und nach der Messe. Die Hirten werden sich einmal für diese Gesetzgebung verantworten müssen.

Es gibt dann eine weitere Masse in dem menschlichen Recht, die von den göttlichen Grundlagen viel weiter entfernt ist als die erwähnten Beispiele, die aber auch um der Ordnung willen notwendig ist. Ich denke etwa an die Verwaltung des Kirchenvermögens. Wie diese Verwaltung zu organisieren ist, wie der Haushaltsplan aufzustellen ist, wie die Rechnungslegung zu erfolgen hat, das sind Dinge, die kann die Kirche so oder anders regeln, die sind ja weit entfernt vom geistlichen Zweck der Kirche, haben aber natürlich immer noch eine erkennbare Beziehung zu ihr. Denn schließlich bedarf die Kirche als sichtbare Institution des Vermögens. Man wird sagen können: Dem göttlichen Recht um so näher steht eine Bestimmung, je mehr sie dem Heile dient, je wichtiger sie für die Kirche ist, je notwendiger sie für das geordnete Leben der christlichen Gemeinschaft ist.

Gegen die Rechtsgestalt der Kirche sind die sogenannten Reformatoren Sturm gelaufen. Luther hat auch hier seine Irrlehren verbreitet. Er sagt, es gibt ein göttliches Recht, aber das gehört zu der unsichtbaren Kirche. Die sichtbare Kirche wird nur vom menschlichen Recht bestimmt. Und dieses menschliche Recht ist nur um der Ordnung willen notwendig, nicht um des Heiles willen. Man braucht sich ihm also nicht aufgrund des Glaubens zu fügen, sondern nur aufgrund der Liebe, weil eben eine gewisse Ordnung sein muß. Es gibt auch in der Kirche kein göttlich verordnetes Gesetzgebungsorgan. In den protestantischen Gemeinschaften gibt es natürlich Gesetze, viele Gesetze. Aber das sind Gesetze anderer Art als in der katholischen Kirche, weil ihnen ein Gesetzgeber göttlichen Rechtes fehlt. Die sogenannten Bischöfe der Protestanten sind ja Laien. Sie haben keine Gesetzgebungsgewalt. Deswegen muß man, wenn man vom Recht in den protestantischen Gemeinschaften und in der katholischen Kirche spricht, wesentliche Unterschiede anbringen. Das Recht in der Kirche Christi - die katholische Kirche ist damit gemeint - dient dem Heile und ist von Gesetzgebern göttlichen Rechtes gesetzt. Im Protestantismus ist es nicht für das Heil notwendig und ist von Gesetzgebern rein menschlichen Rechtes, wie in einem Verein, gesetzt.

Nun erhebt sich noch eine wichtige Frage, meine lieben Freunde. Nämlich Paulus hat doch die Aufhebung des Gesetzes verkündet. Er hat von der Freiheit vom Gesetz gesprochen. Ist da nicht die katholische Kirche mit ihrer Rechtsordnung, mit ihrer Betonung der Gesetze in das Alte Testament zurückgefallen? Hat sie nicht den Freiheitsruf, den niemand deutlicher als Paulus ausgestoßen hat, überhört und verkümmern lassen? Ist nicht ein unüberwindbarer Gegensatz, wie der Protestantismus behauptet, zwischen Evangelium und Gesetz? Die Schwierigkeit löst sich wie folgt: Das Evangelium, das Christus verkündet hat, ist nicht ein unverbindlicher Anruf, sondern ist ein verbindliches Gebot. Das Evangelium ist gleichzeitig Gesetz. Christus ist das personale Gesetz, an das die Menschen gewiesen sind. Wenn er die Menschen anruft, dann verpflichtet er die Menschen auf sich, auf sein Leben, auf seine Lehre, auf sein Beispiel. Wozu braucht es dann noch Gesetze? Um die Christusbindung darzustellen. Die Gesetze machen deutlich, was die Bindung an Christus verlangt. Die Gesetze sind die Ausfaltung dessen, was die personale Bindung an Christus bedeutet. Paulus will nicht einem gesetzlosen Libertinismus das Wort reden, sondern er will die Bindung an den personalen Gesetzgeber, an Christus, verkündigen. Aber diese Bindung muß erläutert werden. Sie muß dargestellt werden. Und das tun die Gesetze, welche die Kirche im Auftrag Christi gibt. Kein Gegensatz zwischen Gesetz und Evangelium, sondern das Gesetz ist die Interpretation dessen, was das Evangelium, welches das neue Gesetz ist, vom Menschen verlangt. Und dieses Gesetz tritt nicht nur von innen an den Menschen

heran, sondern es ergeht als hörbares Wort an den Menschen. Der Mensch ist diesem Wort, diesem Gesetz, zum Gehorsam verpflichtet, weil der Gesetzgeber Christus, der Gottmensch, ist. Da kommt es nicht auf die innere Einsicht an, wie Rudolf Sohm meinte, sondern es kommt darauf an, daß man erkennt: Das ist von Christus gegeben. Ob mir das einleuchtet oder nicht, spielt gar keine Rolle. Wenn Christus, der Gottmensch, etwas gebietet, das ist eben gültig, und da muß ich mich unterordnen. Ob ich es verstehe oder nicht, das ist sekundär.

Dieses Gesetz, das Christus ist, und dieses Gesetz, das sich aus der Bindung an ihn ergibt, ist letztlich Ausfluß seiner Liebe. Keine Willkür, kein Machtmißbrauch Gottes oder der Menschen, sondern Ausdruck der Liebe. In diesem Gesetz will Gott seine Liebe verströmen, damit die Menschen durch die Erfüllung des Gesetzes die Voraussetzungen schaffen, die notwendig sind, um das Heil zu gewinnen.

Hier zeigt sich wieder, daß der protestantische Ansatz letztlich in dem falschen Fiduzialglauben begründet ist. Nach protestantischer Lehre wird ja das Heil allein aufgrund des Vertrauensglaubens erlangt. Nein, sagt das Konzil von Trient, es braucht auch andere menschliche Haltungen, um das Heil zu gewinnen, Furcht, Reue, Vorsatz, Anfang der Gottesliebe, Abscheu vor der Sünde, Hoffnung. Diese Akte müssen zusammenkommen, um das Heil zu gewinnen.

Das Recht in der Kirche, meine lieben Freunde, ist manchen oder vielleicht auch vielen unbequem. Denn es bringt die verbindliche Lehre, das gottesdienstliche Handeln und die Verpflichtungen der Amtsträger und der Glieder der Kirche in bestimmte, feste Formeln. Der Mensch liebt die Unbestimmtheit. Er will nach seinem eigenen Geschmack leben und handeln. Das Recht aber verbürgt die Sicherheit des Heils. Nur wenn die Sakramente in der rechten Weise gesetzt werden, nur wenn das Wort Gottes ungetrübt verkündet wird, nur wenn das Leben der Amtsträger ihrer Berufung entspricht, ist die Kirche wahrhaft sichtbar als die von Christus gestiftete Heilsgemeinschaft. Es ist die Kirche ein Reich, in dem man das Recht liebhat. Die Kirche leidet nicht an einem Übermaß des Rechtes, sie leidet an der Unterschätzung und an der Nichtbeachtung des Rechtes. Wenn die Kirche in den letzten Jahrzehnten etwas, vielleicht sogar viel von ihrer Vertrauenswürdigkeit eingebüßt hat, dann nicht deswegen, weil das Recht beobachtet, sondern weil es vernachlässigt worden ist. Die Hirten der Kirche werden sich für diese Vernachlässigung einmal verantworten müssen.

An uns ist es, um des Heiles willen, um Christi willen, um unserer Mitmenschen willen, um unserer Verantwortung willen dem Recht die Stelle einzuräumen, die ihm Christus gegeben wissen wollte, nämlich als eines Mittels, um Gottes Ehre zu fördern und das Heil zu gewinnen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sichtbarkeit der Kirche (8)

(Über das Amtsverständnis in der Kirche)

25.06.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Seit seiner Himmelfahrt ist Christus unsichtbar. Solange er auf Erden weilte, konnte er die Menschen um sich sammeln, und sie vermochten ihn zu finden. Wir wissen, wie sie ihm zuströmten, wie sie ihm „nachjagten“, so heißt es einmal im Evangelium, um ihn zu hören und von ihm geheilt zu werden. Seit seiner Auffahrt in die Herrlichkeit des Vaters ist er nicht mehr sichtbar unter uns. Aber er wollte, daß die Menschen ihn auch weiterhin finden. So hat er seinen Leib, die Kirche, zu einer sichtbaren Körperschaft und Anstalt gemacht. Er hat seine Kirche so ausgestattet, daß sie bestimmte Merkmale hat, an denen man sie erkennen kann als seine Stiftung. Die Kirche ist eine sichtbare Größe, mit Attributen versehen, die den Menschen die Möglichkeit geben, sie als die von Christus gewollte Heilsgemeinschaft und Heilsanstalt zu finden.

Ein ganz wichtiges Element der Sichtbarkeit ist das Amt und die mit dem Amt verbundene hoheitliche Gewalt. Ämter gibt es auch in anderen religiösen Gemeinschaften, die nicht die Kirche Christi sind. Aber es sind keine Ämter, die von Christus gestiftet sind. Es sind keine Ämter, die mit hoheitlicher Gewalt ausgestattet sind. Es sind keine Ämter, denen man um des Heiles willen Gehorsam leisten muß. Der Protestantismus hat auch seine Ämter, aber es sind eben Ämter, wie sie in einer Gesellschaft, meinetwegen in einer Aktiengesellschaft oder in einem Verein, etwa in einem Sportverein, bestehen. Auch sie müssen einen Vorstand haben, eine Mitgliederversammlung, damit eine gewisse Ordnung gewahrt wird. Aber das ist nicht die Sichtbarkeit, die Christus seiner Kirche gegeben hat. Diese ist eine Sichtbarkeit in dem gottgestifteten Amte, das mit einer gottgestifteten Vollmacht ausgestattet ist und der man um Gottes willen Gehorsam leisten muß. – Wir wollen dieses Amt heute unter einem dreifachen Gesichtspunkt betrachten, nämlich

1. als Amt und Stellvertretung,
2. als Amt und Dienst,
3. als Amt und Geist.

Das erste, was wir vom Amte aussagen wollen, ist: Es ist eine Repräsentation. Was heißt repräsentieren? Repräsentieren heißt ein unsichtbares Sein sichtbar machen. Wenn der Bundespräsident in ein fremdes Land fährt, dann macht er in seiner Person Deutschland in diesem fremden Land sichtbar, denn er ist sein Repräsentant, er ist sein Stellvertreter. Ähnlich ist es auch mit dem Amt in der Kirche. Die Amtsträger sind Repräsentanten Christi. Sie machen den seit seiner Himmelfahrt unsichtbaren Christus sichtbar. Sie sind sein Mund, und sie sind seine Hand. Die Repräsentanten sind Stellvertreter Christi; sie haben in seinem Auftrag das Wort zu verkünden und die Heilszeichen zu setzen. Nicht jeder an ihn Glaubende ist dazu befähigt, sondern unter den Anhängern Jesu gibt es Amtsträger und Nicht-Amtsträger; es gibt den Unterschied zwischen Geweihten und Nicht-Geweihten, zwischen Priestern und Laien. Und dieser Unterschied ist der Kirche wesentlich. In anderen Religionsgemeinschaften, wie im Protestantismus, gibt es den Unterschied nicht. Diejenigen, die dort als Amtsträger bezeichnet werden, sind dem Sein nach genau solche Laien wie die anderen, die keine Amtsträger sind. In der katholischen Kirche ist dieser Unterschied grundlegend, weil er im Sein besteht. Die Amtsträger sind in ihrem Sein bei der Weihe, die sie empfangen, umgestaltet worden. Und deswegen sind sie wahre Repräsentanten Christi. Sie sind mit hoheitlicher Gewalt ausgestattet, und an dieser hoheitlichen

Gewalt kann man die Kirche Christi erkennen. Daß es eine religiöse Gemeinschaft gibt, deren Amtsträger mit einer gottgestifteten Hoheitsgewalt versehen sind, das ist das Kennzeichen der wahren Kirche Christi.

Die Amtsträger in der Kirche sind nicht von den anderen Gläubigen isoliert, sondern sie sind mit ihnen verbunden. Aber sie haben einen Auftrag ihnen gegenüber, der sie heraushebt und der sie in Pflicht nimmt. Sie müssen diesen Auftrag erfüllen, wenn sie dem Rufe Christi getreu bleiben wollen.

Amt und Stellvertretung ist das erste, was wir aussagen wollen. Zweitens: Amt und Dienst. Die Hoheitsgewalt ist den Amtsträgern nicht zu ihrem eigenen Nutzen um der Macht willen gegeben. Sie haben die Hoheitsgewalt empfangen, um einen Dienst zu leisten. Sie haben einen Dienst am Heil zu leisten, denn sie haben diejenigen, die ihnen anvertraut sind, zum Heil zu führen, sie haben ihnen das Christusleben einzugestalten, sie haben für die Ordnung in der Kirche Sorge zu tragen. Je höher ein Amtsträger steht, um so intensiver ist er in Pflicht genommen. Der höchste Amtsträger der Kirche ist der Papst. Er nennt sich *servus servorum dei* - Diener der Diener Christi. Das ist so gemeint: Es gibt viele Diener Christi in der Kirche, aber der oberste Diener, der erste Diener, ist der Papst. Diener der Diener Christi ist die Bezeichnung des obersten Amtsträgers in der Kirche.

Die Dienste, welche die Amtsträger den Gläubigen leisten, schränken diese in gewisser Weise ein. Aber die Einschränkung dient der wahren Freiheit. Die Gläubigen werden eingeschränkt, damit sie aus der Enge und Dürftigkeit ihres natürlichen Wesens herauskommen und zum übernatürlichen Leben finden. Es soll ihnen durch den Dienst der Amtsträger der Vollzug der wahren Freiheit gewährleistet werden. Um ein Beispiel zu erwähnen: das Sonntagsgebot. Ohne das Sonntagsgebot, welches die Amtsträger der Kirche erlassen haben, wüßten wir nicht, wie oft und wie regelmäßig wir am Meßopfer teilnehmen müssen. Wir würden uns vermutlich der Trägheit überlassen, wie es ja bei anderen Religionsgemeinschaften zu beobachten ist. Wir würden etwa meinen, es genüge, wenn wir alle vier Wochen einmal den Gottesdienst besuchen. Nein, die von Gott bestellten Amtsträger leisten uns den unverzichtbaren Dienst, daß wir wissen: Wir müssen an jedem Sonntag und an jedem gebotenen Feiertag dem heiligen Meßopfer beiwohnen, wenn wir in einer lebendigen Verbindung mit Christus bleiben wollen.

Amtsträger und Gläubige sind nicht getrennt; sie bilden zusammen die Kirche. Man kann nicht sagen, die katholische Kirche ist eine (bloße) Bischofskirche oder eine (reine) Papstkirche, sondern die katholische Kirche ist die Einheit von Amtsträgern und solchen, die ihnen anvertraut sind. Die Amtsträger haben einen Dienst zu leisten, aber es ist ein Dienst in Vollmacht. Es ist ein Dienst, der ihnen von Christus überkommen ist und der die Menschen zum Heile führen soll.

Amt und Dienst war der zweite Punkt, den wir betrachten wollten. Und der dritte: Amt und Geist. Es sind im Laufe der Kirchengeschichte immer wieder Leute aufgestanden, welche die Geistkirche gegen die Amtskirche, die Liebeskirche gegen die Rechtskirche ausspielen wollten. Kein anderer als Pius XII. hat solche Versuche in seiner Enzyklika „*Mystici Corporis*“ entschieden zurückgewiesen. Sie sind absurd, denn wir werden gleich sehen, daß Amt und Geist, Liebe und Recht keine Gegensätze sind, sondern komplementäre Wirklichkeiten, also Wirklichkeiten, die sich ergänzen. Der Geist ist nämlich im Amt anwesend. Das Amt ist der Ort des Geistes. Im Amt verbinden sich Institution und Geist. Ja, das Amt wird überhaupt erst begründet durch den Geist. Indem nämlich Amtsträger in der heiligen Weihe mit dem Geiste beschenkt werden, treten sie ein in das Amt und dessen Befugnis. Der Geist schafft also gewissermaßen das Amt. Natürlich hat sich der Geist nicht exklusiv an das Amt gebunden, er wirkt auch außerhalb des Amtes, Gott sei es gedankt! Aber im Amte haben wir die Gewißheit, daß der Geist wirksam ist, und zwar in Vollmacht. Wenn der Amtsträger im Heiligen Geiste seines Amtes waltet, wenn er sich willig dem Wirken des Geistes ausliefert, dann ist in seiner Verkündigung, dann ist in seinem Gottesdienst, dann ist in seiner Sakramentenspendung der Geist anwesend mit völliger und tadelfreier Sicherheit.

Der Geist, der im Amte wirksam ist, stellt Anforderungen an den Amtsträger. Er muß ein williges Werkzeug des Geistes werden. Das ist vielleicht das flehentlichste Gebet, das ein jeder Priester täglich zu Gott richten muß, nämlich ein taugliches, ein brauchbares Werkzeug für das Wirken des Geistes zu sein. Das Persönliche tritt hinter dem Geistwirken zurück. In der katholischen Kirche kommt es beim Amt nicht zuerst auf geniale Persönlichkeiten und persönliche Vorzüge an. In der katholischen Kirche

ist für den Nutzen des Amtes die Ergebenheit des Amtsträgers gegenüber dem Heiligen Geist entscheidend. Er muß sich mit seinem Herzen und mit seinem Verstand willig dem Geiste ausliefern. Es gibt hier Minima und Maxima. Das Minimum besteht darin, daß er in seinem Predigen, in seinem Regieren, in seinem Gottesdienst das tut, was die Kirche tun will, daß er also die Heilszeichen setzt, die die Kirche als die ihren anerkennt, daß er die Minimalintention mit sich bringt, nämlich denen den Geist zu vermitteln, die seiner bedürftig sind. Das Maximum besteht darin, daß er mit verzehrender Liebe seinen Beruf ausfüllt, daß er nichts anderes kennt, als ein brauchbares, taugliches, nützliches Werkzeug seines Gottes und Herrn zu werden. Derjenige Amtsträger, der Mißbrauch treibt mit seinem Amte, verspielt sein persönliches Heil. Wenn es heute Amtsträger gibt, die dürftige private Meinungen an die Stelle der amtlichen Lehre setzen, die Gottesdienste verunstalten, indem sie Gags einbauen und sich betragen, als ob man sich in einer Disco befände, dann gefährden sie ihr Heil. Sie gefährden aber auch das Heil der ihnen Anvertrauten, weil sie nämlich die Kirche zu ihrem Teil der Sichtbarkeit berauben. In solchen Gottesdiensten und in solchen Predigten ist die Kirche nicht mehr erkennbar. Sie ist dann irgendeine religiöse Gemeinschaft, aber sie ist nicht mehr der Leib Christi, die wahre, von Christus gestiftete Heilsanstalt.

Der Gehorsam, den wir den Amtsträgern leisten, ist wiederum nur im Heiligen Geiste möglich. Er gilt ja nicht eigentlich Menschen, er gilt eigentlich Gott. Denn wir dürfen den Amtsträgern nur gehorchen, wenn sie gerecht gebieten, wenn sie sich den Weisungen Christi einfügen, wenn sie das Volk wahrhaft zum Heile führen. Da, wo die Amtsträger Unrecht tun, da, wo sie versagen und ihrer heiligen Aufgabe untreu werden, dürfen wir ihnen nicht gehorchen, da müssen wir uns auflehnen um Christi willen.

Der Heilige Geist geht in das Wirken der Amtsträger ein, aber er lebt auch in denen, die den Amtsträgern anvertraut sind. Die Amtsträger haben eine Aufgabe für die Gläubigen, aber die Gläubigen haben auch eine Aufgabe für die Amtsträger. Die Gläubigen haben, wenn immer die Amtsträger gerecht gebieten, die Pflicht zum Gehorsam. Auch der Amtsträger muß ja gehorsam sein. Er gehorcht seinem Herrn, er gehorcht den Weisungen der höheren Oberen, er hört auf das Evangelium, ja, er ist für sein persönliches Heil auf das Wirken anderer Amtsträger angewiesen. Wir Priester müssen unsere Sünden einem anderen Priester bekennen; und wenn es mit uns zum Sterben kommt, dann empfangen wir aus der Hand eines anderen Priesters die Letzte Ölung. Auch wir sind heilsbedürftig und Heilempfänger und können nur hoffen, daß wir gültige und getreu dem Willen des Herrn gespendete Sakrament empfangen. Also Gehorsam auf der ganzen Linie, sowohl von Gläubigen als auch von Amtsträgern.

Die Gläubigen dienen den Amtsträgern auch mit ihrer Heiligkeit. Es gibt kein größeres Glück für einen Priester, als unter seinen Gläubigen Heilige zu treffen. Sie sind ein Ansporn für ihn, sie sind eine Beschämung für ihn. Sie sind auch freilich ein Lohn für sein Wirken, und deswegen ist er so glücklich, wenn er unter seinen ihm Anvertrauten Menschen findet, die zur Heiligkeit streben und die ein heiligmäßiges Leben führen. Die Gläubigen sollen auch den Amtsträgern ihre Dankbarkeit bezeigen, indem sie für sie beten. Wir Amtsträger beten jeden Tag für die Gläubigen. Wir beten viel, wir beten stundenlang jeden Tag. Die Gläubigen sollten ihrerseits zu ihrem Teil eine gewisse Menge von Gebeten für die Amtsträger verrichten, die dessen dringend bedürftig sind. Auch ein Wort der Anerkennung für einen, der es verdient, kann nicht schaden. Der Mensch ist nun einmal so, daß er auch der Anerkennung der Menschen bedürftig ist und daß er mehr Mut und Trost und Kraft findet, wenn ihm einmal aus ehrlichem Herzen und bei verdienter Leistung ein Wort der Anerkennung gesagt wird.

Aber es gibt noch eine weitere und letzte Pflicht, welche die Gläubigen gegenüber den Amtsträgern haben. Sie müssen nämlich deren Tun und Reden am Amte, an den Amtsbefugnissen, an den Amtsaufgaben messen. Wir haben einen Maßstab, meine lieben Freunde, an dem wir Tun und Unterlassen der Amtsträger messen können. Diesen Maßstab hat uns die Kirche selbst gegeben. Wir sind nicht überheblich, wir überschreiten nicht unsere Grenzen, wenn wir diesen Maßstab anlegen. Wir tun unsere Pflicht! Wir haben die Pflicht, diesen Maßstab anzulegen, und leisten damit den Amtsträgern einen Dienst. Wir nehmen meinetwegen das Direktorium für die Bischöfe her, das vom Heiligen Vater erlassen ist, und lesen auf den vielen Seiten, die es umfaßt, welches die Pflichten der Bischöfe sind. Wenn wir feststellen, daß ein Bischof mit Sicherheit ihnen nicht nachkommt, dann sind wir gehalten,

ihn darauf aufmerksam zu machen. Dann sollen wir ihm schreiben oder zu ihm gehen, um ihm zu sagen: Bischof, wir haben Achtung vor deinem Amt, aber wir bitten dich auch, es auszufüllen. Wir haben also die Pflicht zu mahnen, zu warnen, zu rügen und zu tadeln. Jawohl, auch das ist ein Dienst, den wir den Amtsträgern schulden.

Wir wissen, meine lieben Freunde, daß heute viele Amtsträger versagen. Die Kirche ist in einer Krise, wie sie meines Wissens seit dem 16. Jahrhundert nicht mehr vorgekommen ist. Aber in dieser Krise darf unsere Treue zur Kirche nicht wanken, müssen wir an unserer Stelle alles tun, um die Sichtbarkeit der Kirche zu erhalten als eine Anstalt und Körperschaft, die sichtbar ist im Glauben, im Bekenntnis des Glaubens, die sichtbar ist im Gottesdienst, in der Spendung der Sakramente, die sichtbar ist auch im Amte, in den Amtsträgern, die mit hoheitlicher Gewalt das Volk Gottes zu weiden und zum Heile zu führen haben.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sichtbarkeit der Kirche (9)

(Über das Papstamt)

02.07.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns vorgenommen, die Sichtbarkeit der Kirche zu überdenken. Es gibt eine im Glauben, in der Verfassung, im Recht, im Gottesdienst sichtbare Gemeinschaft, die Christus gestiftet hat; wir nennen sie die katholische Kirche. Ein Element der Sichtbarkeit ist ganz besonders deutlich, nämlich das Papsttum. Das Papsttum gilt so sehr als Kennzeichen der katholischen Kirche, daß die Feinde der Kirche ihre Glieder als „Papisten“ beschimpft haben und auch heute noch beschimpfen. Die Kirche ist von Christus in ihren wesentlichen Verfassungselementen selbst gestiftet worden. Er hat die Apostel berufen und den Petrus an ihre Spitze gestellt. Er hat ihm den Vorrang des Rechtsprimates gegeben. Indem er Petrus zum Haupt der Apostel machte, hat Christus das Papsttum gestiftet. In der Heiligen Schrift lassen sich eine Menge von Texten nachweisen, die den Vorrang des Petrus und die Stiftung dieses Vorranges durch Christus bezeugen. An erster Stelle steht die berühmte Voraussagung des Herrn bei Cäsarea Philippi: „Du bist Petrus - und das heißt Fels -, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen. Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, wird auch im Himmel gebunden sein, und alles, was du auf Erden lösen wirst, wird auch im Himmel gelöst sein.“ Das war die Verheißung des Primates. Die Einsetzung geschah nach der Auferstehung des Herrn. Da hat Christus zu Petrus gesprochen: „Weide meine Lämmer! Weide meine Schafe!“

Diese Texte scheinen uns Gläubigen sehr klar zu sein. Aber das hindert nicht ungläubige Theologen, sie zu verdrehen und zu verwerfen. Es gibt Theologen, sogenannte katholische Theologen, die behaupten, diese Worte seien unecht, sie seien gar nicht von Christus gesprochen. Es gibt andere, die sagen, diese Worte gingen auf den Glauben des Petrus, nicht auf die Person. Und es gibt drittens Theologen, die meinen, zwar Petrus sei damit gemeint, aber nicht seine Nachfolger. Gegenüber diesen falschen Meinungen hält die Kirche unverrückbar daran fest, daß der Primat von Christus gestiftet worden ist und fortlebt im Bischof von Rom. Alle anderen Bischöfe sind zwar auch Nachfolger der Apostel, aber sie folgen nicht einem einzelnen Apostel nach; ihre Tätigkeit ist nicht an den Wirkort eines Apostels gebunden, während der Papst, der Bischof von Rom, Petrus an seinem letzten Wirkort nachfolgt, nämlich in Rom. Petrus hat in Rom gelebt, den Primat ausgeübt und ist dort gestorben. Deswegen ist der Bischof von Rom ein einzigartiger Bischof; er ist der Universalbischof der katholischen Kirche. Er allein folgt einem bestimmten Apostel nach, nämlich dem Petrus.

Der Primat stammt also nicht von unten, sondern von oben. Er ist nicht das Ergebnis politischer Konstellationen oder kultureller Entwicklungen, er gehorcht auch nicht einem soziologischen Gesetz, wonach eben einer an der Spitze stehen soll. Nein, der Primat ist die Stiftung Christi. Und diese Stiftung Christi hält sich durch alle Zeiten hindurch. Die Zeitverhältnisse, die geschichtlichen Notwendigkeiten, die Persönlichkeit des einzelnen Papstes spielen selbstverständlich bei der Ausdrucksgestalt, die der Primat annimmt, eine große Rolle. Wir können sehr deutlich Päpste wie Pius X., Pius XI., Pius XII. unterscheiden von Johannes XXIII. oder Paul VI. oder Johannes Paul II. Die Ausübung der primatialen Gewalt ist bei diesen beiden Gruppen sehr verschieden. Aber das Grundwesentliche, das immer Sich-Durchhaltende, das immer Sich-gleich-Bleibende, das ist die primatiale Würde und die primatiale Vollmacht. Sie ist in Pius X. keine andere als in Johannes Paul II.

Weil der Papst Christus vertritt, nennt man ihn den Repräsentanten Christi. Er ist der Vikar, der Stellvertreter Christi. Die übrigen Apostel vertreten in einer gewissen eingeschränkten Hinsicht auch Christus, aber der Papst vertritt Christus in seiner Stelle als Haupt der Gesamtkirche. Christus ist das Haupt der Kirche, und der Papst repräsentiert dieses Haupt. Man kann von ihm sagen: „*Personam Christi gerit*“ - er trägt die Person Christi, er führt die Person Christi in die Wirklichkeit, in das tägliche Leben über. Der Papst ist Repräsentant Christi; in ihm wird Christus hörbar und sichtbar.

Diese Wirklichkeit, daß Christus im Papste hörbar und sichtbar wird, ist freilich nicht ohne die menschliche Brechung. Es wird ja Christus im Papste nicht unmittelbar wirksam, sondern mittelbar, eben durch das menschliche Werkzeug, das der Papst ist, hindurch, und deswegen geht Christus in das Tun und Lassen des Papstes nicht so ein, als ob er unmittelbar und persönlich handeln würde, sondern Christus wird im Papste hörbar und sichtbar in der Brechung - auch in der Trübung - durch das Menschliche. Das ist einfach mit der Repräsentationsfunktion gegeben. Aber das ändert nichts daran, daß im Papste Christus verbindlich spricht. Vom Papsttum gilt das Schaliach-Institut. Das heißt, der Beauftragte ist so wie der Beauftragende. Wer ist denn der Beauftragende? Das ist Christus. Und wer ist der Beauftragte? Das ist der Papst. Wenn also Christus Vollmacht hat, eine Kirche zu stiften und eine Kirche zu regieren, dann hat er diese Vollmacht, seine Kirche zu weiden, dem Papst übertragen, und der Papst weidet sie in der Vollmacht Christi. Er hat einen wirklichen Rechtsvorrang. Er ist nicht nur Erster unter Gleichen, er ist nicht nur mit einem Ehreuvorrang ausgestattet. Er hat auch nicht nur die Aufsicht über die Bischöfe zu führen oder Direktiven zu geben. Nein, er hat einen Vorrang der Leitung, der ihm gestattet, Forderungen zu stellen, die im Glaubensgehorsam erfüllt werden müssen. Was der Papst anordnet, ist verbindlich, weil Christus hinter ihm steht und durch ihn handelt.

Freilich muß man auch hier wieder unterscheiden. Wenn der Papst im Flugzeug mit Journalisten plaudert, dann haben diese Gespräche selbstverständlich eine ganz geringe Verbindlichkeit. Es handelt sich dabei um Unterhaltungen auf einer Reise, bei denen nicht mit letzter Eindeutigkeit und in letzter Klarheit, vor allem nicht mit Verbindlichkeit gesprochen wird. Oder wenn der Papst ein Buch schreibt, dann ist er eben ein privater Autor wie andere, und man kann sein Buch unter literarischen und theologischen Gesichtspunkten beurteilen, unter Umständen auch Kritik daran üben. Anders ist es dagegen, wenn der Papst eine Enzyklika erläßt. Eine Enzyklika ist ein Ausdruck seiner Lehrgewalt und deswegen verbindlich. Wenn in ihr Dogmen enthalten sind, dann ist diese Enzyklika sogar letztverbindlich, denn gegen Dogmen, gegen die Wahrheit selbst im Glaubensgesetz gibt es keinen Einwand mehr. Aber in Enzykliken finden sich auch viele andere Äußerungen, die nicht mit letzter Verbindlichkeit ausgesagt werden, die deswegen auch der Änderung fähig sind. Die verschiedenen Stufen der Verbindlichkeit zu unterscheiden, ist eine höchst verantwortungsvolle Aufgabe.

Woraus ergibt sich, ob Äußerungen einer Enzyklika letztverbindlich sind? Das erkennt man am Stil, wenn der Papst beispielsweise sagt: „Ich spreche hier mit dem höchsten Einsatz meiner Gewalt.“ Das erkennt man am Inhalt, wenn es sich nämlich um eine Glaubens- oder Sittenwahrheit handelt. Das erkennt man auch an der Verbindung nach rückwärts, ob nämlich diese Lehre von der Tradition gestützt und getragen wird. Gegenüber der Wahrheit gibt es keinen Einwand. Bei Meinungen ist eine Änderung möglich. Wenn und soweit im Wirken des Papstes Christus hörbar wird, ist sein Tun und Handeln verbindlich. Je nach dem Maße der Vollmacht, das er in Anspruch nimmt, ist auch der Grad der Verbindlichkeit zu bestimmen.

Dem Papst ist eine universale Gewalt eigen, d.h. eine Gewalt über die ganze Kirche. Er hat zwar auch nur die Bischofsweihe empfangen wie alle anderen Bischöfe, aber er hat eine höhere Hirtengewalt. Die übrigen Bischöfe dürfen ihre Gewalt als Weihende normalerweise nur in ihrem Bistum ausüben; der Papst darf sie überall ausüben. Er ist der Bischof für alle. Er ist der *Episcopus catholicae ecclesiae* - der Bischof der katholischen Kirche. Die anderen Bischöfe sagen: Ich bin der Bischof von Trier, oder ich bin der Bischof von Limburg, oder ich bin der Erzbischof von Köln. Der Papst sagt nicht nur: Ich bin der Bischof von Rom, er sagt auch: Ich bin der Bischof der katholischen Kirche, aller anderen Bistümer zusammengenommen. Seine Gewalt ist eine universale, die sich über die ganze Kirche erstreckt, und niemand kann ihm dabei irgendwelche Hindernisse in den Weg legen. Jeder Bischof ist ihm untergeordnet. Auch die Gesamtheit der Bischöfe, ob auf dem Konzil versammelt oder außerhalb des Konzils, untersteht ihm, vermag nicht gegen ihn aufzukommen. Das ist sehr wichtig, meine

lieben Freunde. Wenn sich z.B. der Katechismus, den der Heilige Vater erläßt und der Katechismus, den die deutschen Bischöfe herausgeben, widersprechen, dann geht der Katechismus des Heiligen Vaters vor, dann ist der Katechismus, den die deutschen Bischöfe herausgeben, zu korrigieren nach dem Katechismus, den der Heilige Vater erlassen hat.

Die Gewalt des Papstes ist sodann eine volle. Es fehlt ihr nichts von den Gewalten, die der Kirche überhaupt mitgegeben sind. Er besitzt die Gewalt als Lehrer, als Richter, als Gesetzgeber, als Verwalter. Seine Gewalt ist eine Gewalt der Fülle. Andere haben nur teil an dieser Gewalt; er hat die Gewalt in Fülle. Seine Gewalt ist auch eine höchste, d.h. sie hat niemanden über sich. Kein Konzil und keine Bischofsversammlung kann sich über den Papst erheben. Er steht über allen. Er hat auf Erden niemanden, der ihm gewachsen ist. Über ihm steht nur Gott. Aber auf Erden findet er keinen, der ihm an Macht gleichkäme.

Im weltlichen Bereich hat der Papst keine unmittelbare Gewalt. Er kann nicht die Politik bestimmen. Er kann nicht den Völkern gebieten, denn er ist nicht ihr Regent, aber er kann die Völker lehren. Ja, er muß sie lehren. Es ist ihm aufgegeben, das Tun und Lassen der Völker und ihrer Regierungen am Gesetze Gottes zu messen. Er muß sagen: Es ist dir erlaubt, oder: Es ist dir nicht erlaubt! Das nennt man eine mittelbare Gewalt über die zeitlichen Dinge. Der Papst besitzt eine Gewalt mit Rücksicht auf die Sünde, das Tun und Lassen der Menschen zu beurteilen.

Der Papst wird durch die Fülle seiner Gewalt nicht zum Diktator, wie der Tübinger Theologe Küng behauptet. Denn ein Diktator ist ja ungebunden, der Papst aber ist gebunden. Er ist gebunden an Christus. Er kann nicht tun, was er will, sondern er muß tun, was Christus will. Und was will Christus? Christus will die Aufrichtung des Reiches Gottes und das Heil der Seelen. Dies und nichts anderes kann und muß der Papst wollen: die Förderung der Gottesherrschaft und das Heil der Seelen. Seine Gewalt ist also inhaltlich ganz genau bestimmt. Er muß aufbauen und darf nicht niederreißen. Er kann nicht eine neue Offenbarung verkünden oder einen neuen Kult einrichten, sondern er hat die Tradition zu wahren, er hat die Kontinuität zu erhalten, d.h. die Verbindung mit dem gekreuzigten und auferstandenen Christus. Es ist ihm nicht gestattet, nach Willkür und Laune, nach Belieben und Geschmack zu handeln, sondern er hat zu hören auf das, was Christus zu ihm spricht. Er hat die Verantwortung vor Christus. Er muß Rechenschaft legen vor Christus.

Letztlich ist in ihm die Liebe Christi zur Menschheit wirksam. Aber die Liebe Christi ist von besonderer Art. Sie bestätigt den Menschen nicht in seiner Enge und Kleinheit, in seiner Selbstverliebtheit und seiner Bequemlichkeit. Nein, die Liebe Christi ist von der Art, daß sie den Menschen aufscheucht aus seiner Selbstzufriedenheit, aus seiner Selbstsucht, aus seinem Eigenwillen, daß sie ihn emporreißen will aus seiner Niedrigkeit, aus seiner Bequemlichkeit, aus seiner Dürftigkeit. Deswegen stößt die Verkündigung, das Wirken, ja selbst die Einrichtung des Primates auf Widerstand. Der Mensch wehrt sich gegen die Beunruhigung, die von ihm ausgeht; er wehrt sich gegen eine Institution, die dazu da ist, ihn aus der Kleinheit und der Kaninchenhaftigkeit emporzureißen. So erklärt sich der Haß gegen das Papsttum. Der Haß liegt zwar immer auf der Lauer und kann sich gegen die ganze Kirche wenden, je nachdem, wie treu sie ihrem Auftrag ist. Aber der Haß erreicht eine besondere Intensität, wenn er sich gegen die Einrichtung wendet, die von Amtes wegen dazu da ist, von höchster Warte die Wahrheit Gottes zu verkünden, gelegen oder ungelegen der Menschheit zu sagen, was ihr erlaubt ist und was ihr nicht erlaubt ist.

Wenn man die Verfassungsform der Kirche beschreiben will, kann man nicht sagen, sie sei demokratisch. Die Kirche ist keine Demokratie. Sie kann es nicht sein. Sie kann es deswegen nicht sein, weil Christus kein demokratischer Führer ist. Die Kirche ist auch nicht aristokratisch. Sie wird nicht bestimmt von einer Gruppe, die durch Geburt oder Stand oder Gaben des Geistes ausgezeichnet ist und dadurch geführt wird. Nein. Wenn man einen Begriff aus der Staatslehre auf sie anwenden will, dann muß man sagen, die Kirche ist monarchisch. Sie ist monarchisch, weil sie von Christus, dem Monarchen, dem König Himmels und der Erde, gegründet ist, und weil der Papst die Gestalt dieses Monarchen - in menschlicher Brechung, zugegeben - an sich trägt.

Meine lieben Freunde, auch über das Papsttum wird einmal gerichtet werden beim Weltgericht. Beim Weltgericht werden ja die Institutionen gerichtet. Beim persönlichen Gericht nach dem Tode wird der Einzelne gerichtet, aber beim Weltgericht müssen die Institutionen, also das Bischofsamt, das

Papstamt, vor Gottes Richterstuhl erscheinen. Wir wissen nicht, wie dieses Gericht ausgehen wird. Es hat schwache, es hat starke Päpste gegeben; es hat feige, es hat mutige gegeben; es hat kluge, es hat weniger kluge gegeben. In 265 Päpsten hat sich eben die ganze Kirche dargestellt, in ihrer Größe und in ihrem Elend, in ihrer Stärke und in ihrer Schwäche. Aber ich glaube, daß beim Gericht eines zu Worte kommen wird, ein Wort, meine lieben Freunde, das von dem Philosophen Schelling stammt. Schelling hat im vorigen Jahrhundert in München und dann in Berlin gelehrt. Er hat einmal gesagt: „Wißt ihr, was ich vom Papsttum halte? Ich halte vom Papsttum, daß ohne dasselbe das Christentum schon längst von der Erde verschwunden wäre.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sichtbarkeit der Kirche (10)

(Über das Bischofsamt)

09.07.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Die Sichtbarkeit der Kirche ist ein entscheidender Faktor, um sie zu erkennen und zu ihr zu finden. In der Welt von heute gibt es zahllose religiöse Verbände. Viele Heilslehren bieten sich an, um den Menschen eine Wohltat zu erweisen, wirklich oder vermeintlich. In diesem Pluralismus, in dieser ungeordneten Vielfalt muß es Kennzeichen geben, um zu der Kirche zu finden, die nach Gottes Willen die Menschen um sich sammeln soll. Solche Merkmale sind vorhanden; Christus hat sie selbst seiner Kirche eingestiftet. Es sind vor allem der Glaube, das Glaubensbekenntnis mit bestimmten satzhafte Formulierungen, der Gottesdienst, ein ganz bestimmter Gottesdienst, nämlich ein Opfergottesdienst, Sakramente, sieben an der Zahl, aber auch die Verfassung, eine bestimmte Struktur der Kirche. Fundamental für die katholische Kirche, wie sie Christus gewollt hat, ist der Unterschied zwischen Klerus und Volk. Im Klerus wiederum gibt es eine Hierarchie, eine Stufung. Wir haben am vergangenen Sonntag die Spitze dieser Hierarchie kennengelernt, nämlich das Papsttum. Wir wollen uns heute die übrigen Glieder derselben vor Augen führen, nämlich Bischofsamt, Priesteramt und Diakonat.

Die Bischöfe sind die Nachfolger der Apostel. Ihnen ist die Sendungsgewalt der Apostel eigen. Man kann diese Gewalt unterscheiden in Weihegewalt, die das Leben zeugt, und in Hirten Gewalt, die das Leben ordnet. Den Bischöfen zugeordnet sind die Priester als Gehilfen und ihnen wiederum die Diakone. Auf dem Konzil von Trient hat die Kirche in der Abwehr der Aufstellungen der sogenannten Reformatoren ihre Lehre über die göttliche Stiftung und das göttliche Wesen der Hierarchie endgültig und lichtklar vorgelegt. „Opfer- und Priestertum“, heißt es dort, „sind nach göttlicher Anordnung so verknüpft, daß sich beides in jeder Heilsordnung findet. Da also im Neuen Bund in der katholischen Kirche nach der Einsetzung des Herrn die heilige Eucharistie als sichtbares Opfer gefeiert wird, so muß man auch bekennen, daß es in ihr ein neues, sichtbares, äußeres Priestertum gibt, daß dieses Priestertum von unserem Herrn und Heiland eingesetzt wurde, daß den Aposteln und ihren Nachfolgern im Priestertum die Gewalt übertragen wurde, seinen Leib und sein Blut zu verwandeln, darzubringen und auszuteilen sowie Sünden zu vergeben und zu behalten, das zeigt die Heilige Schrift. Und das hat die Überlieferung der katholischen Kirche immer gelehrt.“ Das sind fundamentale Aussagen des Konzils von Trient. Nun geht das Konzil noch ins einzelne und beschreibt, wie die genannten Glieder der Hierarchie innerlich ausgestattet sind. „Da im Sakrament der Weihe ein Merkmal eingepreßt wird, das nicht zerstört und nicht weggenommen werden kann, so verurteilt die heilige Kirchenversammlung die Auffassung derer, die behaupten, die Priester des Neuen Bundes hätten nur eine zeitweilige Vollmacht, und auch wer richtig geweiht sei, könne wieder Laie werden, wenn er den Dienst des Gotteswortes nicht versehe.“ Diese Lehre richtet sich natürlich eindeutig gegen die protestantische Auffassung, wo es keine Priester gibt, die ein unauslöschliches Merkmal in sich tragen, sondern lediglich Amtsträger menschlichen Rechtes, die nur zeitweilig aufgestellt sind, um einen Dienst zu verrichten, den die Gemeinschaft notwendig hat. Sie können selbstverständlich aus diesem Dienst ausscheiden und sind dann, genau wie alle anderen, von ihrem Amte ledig. Deswegen sagt noch einmal das Konzil von Trient: „Wenn jemand behauptet, alle Christen seien in gleicher Weise Priester oder alle seien ohne Unterschied mit geistlicher Vollmacht ausgestattet, dann heißt das nichts anderes als Verwirrung in die kirchliche Hierarchie bringen.“

In den Lehrsätzen, die das Konzil zum Schluß seiner Ausführungen aufstellt, hat es noch einmal in scharfer Form die Lehre auf den Punkt gebracht: „Wer sagt, im Neuen Bund gäbe es kein sichtbares und äußeres Priestertum oder keine Vollmacht, den wahren Leib und das Blut des Herrn zu verwandeln und darzubringen, Sünden zu vergeben und zu behalten, sondern nur das Amt und den bloßen Dienst an der Verkündigung des Evangeliums, der sei ausgeschlossen. Wer sagt, die Weihe sei nicht ein wahres und eigentliches, von Christus eingesetztes Sakrament, der sei ausgeschlossen. Wer sagt, durch die heilige Weihehandlung werde nicht der Heilige Geist mitgeteilt und es sei sinnlos, wenn der Bischof sage: „Empfange den Heiligen Geist!“ und es werde durch ihn nicht ein Merkmal eingepreßt, oder wer einmal Priester war, könne wieder Laie werden, der sei ausgeschlossen.“

Diese Lehrsätze des Konzils von Trient sind das Echo dessen, was uns die Heilige Schrift berichtet. Christus hat einen Zwölferkreis ausgewählt und ihm Vollmachten und Aufträge gegeben. Wir nennen diesen Zwölferkreis die Apostel. Das sind Apostel im eigentlichen, im strengen Sinne. Wir werden gleich sehen, daß es auch noch Apostel in einem weiteren Sinne gibt. Nur die Zwölf - und dann der hinzugekommene Paulus - sind Apostel im eigentlichen, strengen Sinne. Diese Apostel sollten das neue Gottesvolk bilden und leiten. Deswegen mußten sie selbstverständlich Nachfolger haben. Auch wenn der Herr das nirgendwo gesagt hat, ist es selbstverständlich, daß er wünschte, daß sie Apostel an ihrer Stelle Gehilfen und Nachfolger bestellten. Aber da gibt es einen Unterschied, nämlich zwischen dem Ersten der Apostel und den übrigen Aposteln. Der Erste der Apostel konnte nur einen Nachfolger haben, denn er ist ein einzigartiger Beauftragter. Sein Amt ist singulär, sein Amt gibt es nur einmal in der Kirche. Deswegen kann nur einer dem Ersten der Apostel nachfolgen, und das ist, wie wir wissen, der Bischof von Rom.

Die übrigen Apostel sollten ebenfalls Nachfolger haben, aber nun nicht bloß elf. Es ergibt sich aus der Sache, daß die Apostel viel mehr Nachfolger bestimmen sollten als bloß die elf, die sie waren, denn sie sollten ja das Evangelium bis an die Grenzen der Erde tragen. Diese Aufgabe machte es notwendig, daß sie möglichst viele Nachfolger bestellten, die ihnen bei dieser Aufgabe behilflich waren.

Nun wird die falsche Auffassung vertreten, meine lieben Freunde, es genüge, um dem apostolischen Ursprung der Kirche treu zu bleiben, wenn es Männer gäbe, die das apostolische Zeugnis weitertragen. Hauptsache, ja eigentlich nur notwendig, sei, daß es in der Kirche Beauftragte gebe, welche die apostolische Sendung, also den Glauben zu verkünden, weitertragen. Selbstverständlich gehört das zur apostolischen Aufgabe. Selbstverständlich muß es Männer geben, welche das Evangelium, das die Apostel uns verkündet haben, weitertragen. Aber das genügt nicht, sondern die Verkündiger des Evangeliums müssen durch eine ununterbrochene Sendungsreihe mit den Aposteln in Verbindung stehen. Jeder heutige Bischof, der diesen Namen zu Recht trägt, muß in einem lückenlosen Verfahren seinen Ursprung bis auf einen Apostel zurückführen können. Das ist historisch nicht immer möglich, weil viele Unterlagen verlorengegangen sind. Aber es ist gar keine Frage, daß jeder katholische Bischof heute noch, wenn alle Unterlagen auffindbar wären, zeigen könnte, daß er von einem der Apostel abstammt. Jeder Apostel hat Nachfolger eingesetzt. Diese Nachfolger haben wieder anderen die Hände aufgelegt, und so ist es weitergegangen in lückenloser Reihe bis zu dem heutigen gültig geweihten Bischof der katholischen Kirche. Dieses unerläßliche Erfordernis ist der Grund, warum wir die sogenannten Bischöfe in Schweden, in Dänemark, in Norwegen, in Finnland oder auch in Deutschland nicht als gültige Bischöfe anerkennen können; denn ihre Sendungsreihe läßt sich nicht lückenlos zurückführen auf einen Apostel. Bei ihnen fehlt es an der Sukzession, an der Nachfolge, an der echten apostolischen Nachfolge.

Die Christen haben versucht, soweit es bei der bruchstückhaften Überlieferung möglich war, Sukzessionslisten aufzustellen, also die Reihenfolge der Männer aufzuzeichnen, die sich abgelöst haben im Dienst am Evangelium und wo einer dem anderen die Hände in sakramentaler Weihe aufgelegt hat. Solche Sukzessionslisten sind uns aus dem 2. Jahrhundert schon überliefert, etwa von Hegesipp und später von Eusebius in seiner Kirchengeschichte. Die apostolische Herkunft muß also in einer lückenlosen Sendungsreihe gründen.

Die Apostel haben, als sie sich nach der Sendung des Herrn verstreuten, ein bestimmtes Verfahren eingehalten, wie sie ihre Nachfolger bestellten. Sie haben geeignete Männer ausgewählt, haben ihnen die Hände auferlegt und gebetet und ihnen damit das Sakrament der Weihe gespendet. Dann haben

sie sie ausgesandt. Diese Männer haben an bestimmten Orten die Kirche eingepflanzt und wiederum ihrerseits für die Nachfolge gesorgt. Am deutlichsten ist uns dieser Vorgang in Jerusalem. Jerusalem ist ja die Keimzelle der Kirche. Die dortige Gemeinde ist das Glaubens- und Missionszentrum der Kirche gewesen. Und wer steht an der Spitze der Kirche in Jerusalem? Jakobus, genannt der „Herrenbruder“, ein Verwandter des Heilandes. Die Sippe des Herrn hatte einen besonderen Vorrang bei der Bestellung von Bischöfen. Und so hat man Jakobus zum Bischof von Jerusalem gemacht.

Aber er ist nicht allein. Es wird uns berichtet, daß neben ihm „Presbyter“ stehen. Presbyter heißt Ältester. Das Wort Älteste ist nicht vom Lebensalter gemeint, auch nicht vom Bekehrungsalter, sondern das Wort Älteste besagt ein Amt. Wir wissen aus heidnischen Zeugnissen, daß es zum Beispiel in heidnischen Vereinen Älteste gab. Das waren nicht etwa die ältesten Männer, sondern das waren die Vorsteher. Und wenn jetzt in Jerusalem Jakobus Älteste aufstellt, dann wissen wir, diese Älteste, diese Presbyter sind nichts anderes als die Vorgänger der heutigen Priester. Die Apostel und die von ihnen eingesetzten Nachfolger haben um sich Presbyter geschart, derer sie bedurften, um die Gemeinden zu betreuen, um die Sakramente zu spenden, um den Glauben zu verkündigen, um die Zucht aufrechtzuerhalten. Und diese Presbyter sind die zweite Stufe in der Hierarchie unter den Bischöfen. Wir sind auch genau unterrichtet, wie es zu den Diakonen kam. In Jerusalem gab es Konflikte, Streit zwischen den Witwen der aus der Diaspora stammenden Juden und den Witwen der Juden, die dort zu Hause waren. Um diesen Streit zu schlichten, sagten die Apostel: Wir wollen Männer aufstellen, die sich der Verteilung der Liebesgaben in der Gemeinde, besonders an die Witwen und deren Kinder, widmen, und so bestellten sie „unter Gebet und Handauflegung“ sieben Männer. Diese sieben Männer sind keine anderen als die heutigen Diakone. Sie haben die Liebestätigkeit zu üben, sie haben das Evangelium zu verkünden, sie haben den Priestern bei ihrem Dienste Hilfe zu gewähren. Wir sehen also in Jerusalem eine Gemeinde, die aufgebaut ist, wie wir sie heute kennen. An der Spitze der Bischof Jakobus, umgeben von Presbytern, den Priestern, und zu deren Hilfe die Diakone.

In den Gemeinden, die Paulus gegründet hat, war es ähnlich. Überall, wo Paulus hinkam, bestellte er Presbyter, welche die Funktionen wahrzunehmen hatten, die er, solange er selbst anwesend war, ausgeübt hat. Aber er selbst blieb an der Spitze. Die von ihm gegründeten Gemeinden standen weiterhin unter seiner Leitung und Aufsicht. Er war der Bischof dieser Gemeinden. Die von ihm eingesetzten Presbyter wandten sich an ihn, wenn sie Rat brauchten, er gab ihnen Befehle und Weisungen, er drohte auch, mit der Rute zu kommen, er hatte also auch Strafgewalt, wenn es notwendig war.

Zu Anfang scheint die Terminologie, scheinen also die Ausdrücke, mit denen man die Amtsträger bezeichnete, noch nicht endgültig festgelegt worden zu sein. Der Apostel zählt auf: „Gott hat eingesetzt Apostel, Propheten, Lehrer, Evangelisten, Hirten.“ Fünf Funktionen oder Ämter: Apostel, Propheten, Lehrer, Evangelisten, Hirten. Jedem dieser Männer war eine bestimmte Aufgabe zugeordnet. Apostel im weiteren Sinne - im weiteren Sinne! - waren die Männer, derer sich die Urapostel bedienten, um den Verkehr mit den Gemeinden aufrechtzuerhalten. Denn Apostel heißt ja an sich Gesandter. Die Propheten waren Männer, die vom Heiligen Geist erfüllt waren und die Weisungen des Heiligen Geistes vermittelten. Sie standen gewissermaßen in mystischer Weise in Kontakt mit dem Heiligen Geiste und konnten deswegen den Gemeinden zukünftige Dinge aufgrund bestimmter Einsprechungen des Geistes mitteilen. Die Lehrer waren solche Amtsträger, die wir heute Katecheten nennen, die das Evangelium auslegten und erklärten, die die Menschen einführten, die zum Glauben kommen wollten. Evangelisten waren Missionare. Sie gingen hinaus und verkündeten das Evangelium. Und Hirten waren die Vorsteher. Paulus spricht eigens davon, daß es solche Vorsteher gibt, etwa im ersten Brief an die Thessalonicher: „Meine Brüder, wir bitten euch, daß ihr jenen Anerkennung zollt, die unter euch arbeiten und euch im Herrn vorstehen.“ Und euch im Herrn vorstehen! Das sind keine anderen als die Presbyter. Sie sind es, die im Herrn, d.h. durch göttliche Brufung und göttliche Weihe, den anderen vorstehen. Sie verdienen Anerkennung und Gefolgschaft.

Wie es zu dieser Auserwählung kam, das beschreibt der Apostel Paulus sehr genau in den beiden Briefen an Timotheus. Im ersten Brief an Timotheus schreibt er: „Vernachlässige nicht die Gnadengabe in dir, welche dir verliehen worden ist infolge von Weissagung durch Handauflegung der Priesterschaft!“ Und im zweiten Timotheusbrief: „Ich ermahne dich, die Gnadengabe Gottes wieder zu erwecken, welche in dir ist durch die Auflegung meiner Hände.“ Hier, meine lieben Freunde, haben

wir etwas, was uns gewiß macht: Die Lehre des Konzils von Trient vom Amt stammt aus dem Evangelium. Es ist von der Gnadengabe die Rede, die in dem Timotheus ist, also bleibend vorhanden ist. Er übt nicht nur eine Funktion aus, es ist ihm nicht nur ein zeitweiliger Dienst zu eigen, nein, er hat etwas, was er nicht verlieren kann. Er hat ein unauslöschliches Merkmal: Er hat die Gnadengabe, die in ihm bleibt. Und wodurch ist sie in ihn gekommen? „Durch die Auflegung meiner Hände.“ Paulus hat ihm das Sakrament der Bischofsweihe gespendet. Und die Presbyter haben, wie das heute noch üblich ist, bei der Weihe ebenfalls ihre Hände aufgelegt zur Bestärkung und zur Festigung dessen, was durch den Bischof geschehen ist.

Die katholische Kirche, so sehen wir, sitzt im Evangelium. Sie sitzt mit ihrem Begriff vom Priestertum, mit ihrem Begriff von Hierarchie mitten in der Heiligen Schrift. Amt Hierarchie und Weihe sind kein fremdes Gemächte, sind kein hellenistisches Zubringsel, sondern es ist Geist vom Geist des Evangelium, was in unserer Kirche lebendig ist.

Die Amtsträger, meine lieben Freunde, sollen mit ihrem Leben dem Amt entsprechen. Sie alle wissen, daß man, wenn man die Weihe empfängt, zu besonderen Diensten bevollmächtigt wird, daß man aber nicht automatisch auf eine höhere Stufe der Heiligkeit gehoben wird, sondern das Streben nach Heiligkeit bleibt aufgegeben. Der Geweihte ist gefordert, das, was er empfangen hat, in einem heiligen Leben zu bewähren. Dabei kann man scheitern. Wir hörten in den vergangenen Jahren von häufigem Scheitern. Wir lesen, wie Priester - und auch Bischöfe - ihrer Aufgabe, heilig zu werden, untreu werden, wie sie sich in Sünden, in schwere Sünden verstricken, wie manche sogar straffällig werden, mit dem Gesetz des Staates in Konflikt geraten. Niemand ist von diesen Vorgängen stärker betroffen als das wirklich gläubige Volk. Die gläubigen katholischen Christen leiden mit ihrer Kirche, wenn sie vom Fehltritt eines Priesters, wenn sie vom Versagen eines Bischofs hören. Sie möchten ihre Kirche anziehend, schön, glänzend, strahlend sehen, und sie müssen in so manchen ihrer Amtsträger das Gegenteil erfahren. Das Versagen von Amtsträgern, meine lieben Freunde, hindert nicht, daß die Kirche im Amt, in der Hierarchie sichtbar wird. Sie verliert dadurch nicht ihre Sichtbarkeit. Es wird nur der Glanz der Sichtbarkeit gemindert. Auch von dem unwürdigen Amtsträger gilt das Wort: „Niemand nimmt sich selbst die Ehre, sondern nur, wer berufen ist wie Aaron. Jeder Hohepriester wird aus Menschen bestellt und für die Menschen, damit er Gaben und Opfer darbringe für die Sünder. Er muß Mitleid haben mit den Unwissenden und Irrenden, weil er ja selbst behaftet ist mit Schwachheit.“

Das also ist die Erklärung, die uns der Hebräerbrief gibt für das traurige Verhalten so mancher Amtsträger. Weil er selbst mit Schwachheit behaftet ist, deswegen kann und soll er Mitleid haben mit den Irrenden und Unwissenden. Aber er soll sich freilich auch aus dem Schlamm erheben und ein würdiger und getreuer Amtsträger Christi werden.

Vor vielen Jahren, meine lieben Freunde, habe ich einmal ein Buch geschrieben über die deutschen Bischöfe in der Reformationszeit. Von den vielen, vielen Bischöfen, die ich darin vorgeführt habe, ist mir einer in besonderer Erinnerung geblieben. Es ist der Erzbischof Christoph von Bremen. Bremen und Hamburg war einmal ein Erzbistum und bestand aus lauter katholischen Christen, bis die Reformation diesen Frühling vernichtet hat. Christoph von Bremen nun stammte aus dem Geschlecht der Braunschweiger, einem zügellosen Geschlecht. Früh zum Priester bestimmt, ohne rechte Ausbildung und ohne gediegene Anleitung, ist er sehr früh in sein hohes Amt gekommen. Und so hat er eine Periode gehabt, in der er sittlich versagte. Es sind immer wieder dieselben Dinge, also die Zuneigung zum anderen Geschlecht. Er hat auf diesem Gebiete versagt. Aber das war nur eine kurze erste Periode seines Wirkens. Er war ja fünfzig Jahre Bischof. Dann hat er sich aus dem Schlamm erhoben und ist ein vorbildlicher Bischof geworden, der bis zum letzten Atemzug seines Lebens gegen den Abfall gekämpft hat, der an Weihnachten drei heilige Messen feierte im Dom zu Verden und sich mit äußerster Anstrengung bei Kaiser und Reich, bei Papst und Mitbischöfen bemüht hat, die Flut des Protestantismus einzudämmen. Er hat keinen Erfolg gehabt. Aber er ist in die Geschichte eingegangen als ein Bischof, der, nach kurzer Verirrung, zur Treue zum Heiland zurückgefunden hat und einen hohen sittlichen Stand erreicht hat, der in aussichtsloser Lage der Kirche gedient hat und der nach menschlichem Urteil die Siegespalme errungen hat.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sichtbarkeit der Kirche (11)

(Über irrige Amtsauffassungen)

16.07.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wenn man in der Gegenwart mit anderen Menschen über religiöse Fragen spricht, hört man sie zahlreiche Male sagen: „Heute ist alles gleich.“ Sie meinen damit, ob man katholisch ist oder evangelisch, ob man irgendeinen anderen Glauben hat, das spielt gar keine Rolle. Heute ist alles gleich, so sagen die Menschen. Und dieser Meinung wird ja Vorschub geleistet durch viele Aktionen, die im Namen des sogenannten Ökumenismus getätigt werden. Auf diese Weise ist unter den Menschen eine große Verwirrung eingerissen. Viele katholische Christen wissen nicht mehr, warum sie bei ihrem Glauben und in ihrer Kirche aushalten sollen, und andere, die in der Unruhe ihres Gewissens nach der wahren Kirche suchen, finden sie nicht mehr, weil man sagt: Es ist ja alles gleich.

Um dieser verhängnisvollen Täuschung vorzubeugen, hat unser Herr und Heiland Vorkehrungen getroffen. Er hat der Kirche bestimmte Merkmale gegeben, an denen man sie als seine, seine einzige, seine gültige und seine wahre Stiftung erkennen kann. Die Kirche ist als eine sichtbare Gemeinschaft gegründet worden.

Wir haben uns an den vergangenen Sonntagen die Elemente dieser Sichtbarkeit vor Augen geführt. Es sind der Glaube, der formulierte Glaube der Kirche, das Bekenntnis, der Gottesdienst, der bestimmte Gottesdienst in der Form des Opfergottesdienstes und in der Gestalt der sieben Sakramente. Es sind aber auch die Rechtsgestalt und das Amt in der Kirche. Gerade die Rechtsgestalt der Kirche unterscheidet sich von jeder anderen. Es gibt keine zweite religiöse Gemeinschaft auf Erden, die der Rechtsgestalt der katholischen Kirche gleichkäme. Keine einzige sogenannte Kirche ist so aufgebaut wie es die katholische Kirche ist. Am deutlichsten sichtbar wird diese Besonderheit natürlich am Primat, also am Vorrang des Bischofs von Rom, der ja der Nachfolger des Apostels Petrus ist.

Aber auch in den übrigen Ämtern unterscheidet sich die katholische Kirche von anderen Religionsgemeinschaften, vor allem im Bischofsamt. Der Protestantismus hat auch sogenannte Bischöfe; es gibt auch da sogenannte Pfarrer und Diakone. Aber diese sogenannten Bischöfe, Pfarrer und Diakone unterscheiden sich wesentlich von den Bischöfen, Priestern und Diakonen in der katholischen Kirche. Denn nur in der katholischen Kirche haben diese erwähnten Amtsträger eine Weihe empfangen. Sie sind dadurch innerlich und seinsmäßig verändert worden. Sie haben eine neue Qualität erhalten, die ihnen niemand auf Erden und in der Ewigkeit nehmen kann. Sie sind durch das Weihesakrament andere geworden. Es sind ihnen bestimmte Fähigkeiten bleibend - nicht vorübergehend - verliehen worden. Eben das leugnet der Protestantismus. Die Amtsträger, die sich bei ihm vorfinden, sind im Grunde keine anderen als die Nicht-Amtsträger. Ob sie nun Bischöfe heißen oder Pfarrer oder Diakone: Sie haben keine ontische, keine seinshafte Veränderung erfahren. Was im Protestantismus göttlichen Rechtes ist, das ist die Funktion, der Dienst, also daß man verkündet, daß man Sakramente spendet. Diese Funktion, dieser Dienst ist göttlichen Rechtes; das Amt selbst ist menschlichen Rechtes.

Nun hat sich natürlich auch in der katholischen Kirche eine Entwicklung vollzogen. Christus hat das Amt gestiftet, als er die Apostel einsetzte. Man wird davon ausgehen müssen, daß das Amt eines war. Nun haben wir heute drei Ämter in unserer Kirche. Wir haben Bischöfe, Priester und Diakone. Hat Christus diese drei Ämter eingesetzt? Dafür läßt sich, meine lieben Freunde, kein Nachweis erbringen. Wir wissen nur, daß Christus ein Amt, nämlich das Apostelamt, eingesetzt hat. Aber woher stammen dann diese Stufen: Bischöfe, Priester, Diakone? Sie sind von der Kirche in der Vollmacht Christi aus dem einen Amte entwickelt worden.

Zu Anfang, in der apostolischen Zeit, hören wir, daß Bischöfe und Presbyter ein und dasselbe Amt bekleideten. Da werden dieselben Amtsträger einmal Bischöfe, einmal Priester genannt, Presbyter. Als zum Beispiel Paulus in Milet in Kleinasien eine Rede hielt, forderte er die Presbyter von Ephesus auf, zu ihm zu kommen, und er hielt ihnen einen Vortrag. In diesem Vortrag nennt er die Presbyter Bischöfe. Wie ist das möglich? Offenbar so, daß zu diesem Zeitpunkt die Unterscheidung zwischen Bischöfen und Priestern noch nicht geschehen war, daß zu diesem Zeitpunkt Bischöfe und Priester noch die Bezeichnung für ein und dasselbe Amt waren. Aber aus den Bedürfnissen der Seelsorge und des Gottesdienstes haben sich Stufen aus diesem einen Amt entwickelt. Die christliche Religion war zunächst eine Stadtreligion, und in der Stadt gab es mehrere Amtsträger, Bischöfe oder Priester geheißen. Aber bald haben sich auch Christen auf dem Lande eingefunden, bald waren auch dort Gemeinden zu betreuen. Und so haben die Apostel und ihre Nachfolger aus der Stadt Amtsträger aufs Land geschickt, aber nicht mit denselben Vollmachten wie die Amtsträger in der Stadt, sondern mit geminderten, mit abgestuften Vollmachten. Das ist die Geburtsstunde des Priesters. Das Priesteramt wurde aus dem Bischofsamt ausgegliedert von den Offenbarungsträgern, die wir Apostel heißen, ist also deswegen ebenfalls göttlichen Rechtes wie das Bischofsamt.

Den Vorgang der Entstehung der Diakone können wir genau nachvollziehen, weil der Bericht in der Apostelgeschichte über ihn existiert. Da haben die Apostel noch einmal eine Ausgliederung vollzogen und eine dritte Stufe des Amtes begründet, eben die Helfer beim Gottesdienst, in der Armenfürsorge, die Diakone. Aber eines ist sicher: Die Entwicklung, wie wir sie heute haben, daß an der Spitze einer Diözese ein Bischof steht, daß ihn ein Presbyterium, also eine Anzahl von Priestern, umgibt und daß da und dort Diakone tätig sind, ist von Gott und von den Aposteln grundgelegt worden. Wenn in der damaligen Zeit an ein und demselben Ort mehrere Bischöfe oder Presbyter waren, dann erklärt sich das daraus, daß die Apostel noch in Aktion waren. Sie haben die Stelle des monarchischen Bischofs innegehabt. Als sie starben, mußte an ihrer Stelle ein Einzelbischof treten, wie wir es auch sehen: Titus in Kreta, Timotheus in Ephesus, die beiden sogar noch zu Lebzeiten des Apostels, und diese Entwicklung ist dann ganz klar zu erkennen bei dem Märtyrerbischof Ignatius. Ignatius lebte um das Jahr 100 und war Bischof von Antiochien, also im heutigen Syrien. Er wurde gefangen und gefesselt nach Rom geführt und dort den wilden Tieren vorgeworfen. Auf der Reise nach Rom schrieb er sieben Briefe, die uns erhalten sind, kostbare Dokumente des frühchristlichen Aufbaus der Gemeinde. In diesen Briefen ist die heutige Kirchenverfassung eindeutig bezeugt, der monarchische Bischof, umgeben von seinen Priestern, und ihnen stehen zur Seite Helfer, die wir Diakone nennen. Der Bischof ist der Garant der Einheit. Das heißt, er verbindet die Menschen mit Christus, dem unsichtbaren Haupt der Kirche, und er verbindet sie untereinander. Der Bischof hat eine doppelte Funktion, nämlich die Menschen mit dem unsichtbaren Haupt der Kirche zu verknüpfen, mit Christus, und sie untereinander zu einen, nämlich in der Einheit der Wahrheit und des Glaubens. Alles muß mit Wissen des Bischofs geschehen, so hebt Ignatius hervor; es gibt keine Eucharistiefeier, die nicht entweder der Bischof selber leitet oder die von den von ihm gesandten Presbytern geleitet wird.

Ein wenig vorher hat der Bischof von Rom, Clemens, einen Brief nach Korinth geschrieben. Dort waren die Amtsträger, die Presbyter, von jungen Männern abgesetzt worden. Es hatte einen Aufstand gegeben, und da griff der Bischof von Rom ein und forderte die Gemeinde auf, die abgesetzten Presbyter wieder in ihr Amt einzusetzen, denn, sagte er, sie haben eine göttliche, eine von Gott gegebene Stellung. Sie sind von den Aposteln eingesetzt worden, die Apostel aber sind von Christus gesandt. Christus aber ist von Gott gesandt. Im ersten Clemensbrief, meine lieben Freunde, haben wir diese erhellende Reihe: Der erste Aussendende ist Gott, er schickte seinen Christus; der zweite Aussendende ist unser Herr und Heiland Jesus Christus, die von ihm Gesandten sind die Apostel; und die Apostel wiederum setzten Presbyter oder Bischöfe - die Namen werden ja noch promiscue gebraucht - in den Gemeinden ein. Und das ist nicht menschliches Gemächte, das ist nicht Nachahmung des griechischen Vereinswesens, das ist auch nicht Anpassung an die römische Staatsverfassung, sondern das ist Gottes Wille. So soll es nach Gottes Absicht in seiner Kirche sein.

Für uns hier im Westen hat der heilige Irenäus von Lyon denselben Sachverhalt bezeugt. In jeder Gemeinde, sagt er, gibt es einen Bischof, und dieser Bischof hat eine hervorragende Stellung. Er führt die Gemeinde, er lenkt sie, er ist der Garant der Überlieferung. Nur wo ein Bischof dem anderen in

lückenloser Reihenfolge folgt, ist die Wahrheit des Evangeliums gesichert. Die ununterbrochene Sendungsreihe verbürgt die Wahrheit des Glaubens. Der Bischof ist der Garant der Überlieferung gegen gnostische Aufstellungen; der Bischof ist auch der Garant der Wahrheit des Evangeliums.

So also, meine lieben Freunde, müssen wir die Rechtsgestalt unserer Kirche verstehen. Die Apostel haben von Christus das Amt in der Fülle bekommen. Aber sie haben bald die Notwendigkeit verspürt, aus diesem Amte Stufen auszugliedern, nun (weil sie Offenbarungsträger waren) nicht menschlichen Rechtes, sondern göttlichen Rechtes, Amtsstufen, die ebenfalls am Sakrament der Weihe partizipieren. Das sind die Bischöfe, die Priester und die Diakone.

Der Bischof, meine lieben Freunde, steht uns Christen hoch. Wir haben Ehrfurcht vor seinem Amte. Wir wissen, er ist der Repräsentant Christi. In ihm stellt sich Christus dar, und in ihm stellt sich auch die Diözese dar. Er hat eine doppelte Repräsentationsfunktion: Er repräsentiert das unsichtbare Haupt der Kirche, und er repräsentiert seine Gemeinde, die in ihm gleichsam ihre Zusammenfassung erfährt. So ist die rechtliche Lage. Aber leider Gottes wissen Sie alle, es kommt vor, daß Bischöfe ihrer Sendung nicht gerecht werden. Es gibt unbrauchbare, es gibt untaugliche, es gibt auch verräterische Bischöfe. Im 16. Jahrhundert hat zweimal ein Erzbischof von Köln versucht, seine ganze Diözese in den Protestantismus überzuführen. Diese beiden Männer heißen Hermann von Wied und Gebhard Truchseß von Waldburg. Nur durch das rasche Eingreifen des Heiligen Stuhles, der seine Nuntien entsandte, aber auch durch den mannhaften Widerstand der Universität Köln und des Domkapitels von Köln ist es gelungen, diesen Verrat zu verhindern. Wenn die beiden Männer mit ihren Absichten durchgedrungen wären, dann wäre der Katholizismus im Rheinland höchstwahrscheinlich erloschen. Aber das waren nicht die einzigen. Wir können eine ganze Reihe von deutschen Bistümern namhaft machen, in denen Bischöfe im 16. Jahrhundert zum Protestantismus abgefallen sind, z.B. Brandenburg und Meißen. Nicht nur Bischöfe, sondern sogar Kardinäle sind in dieser Zeit vom katholischen Glauben geschieden und zu der Irrlehre übergegangen. Und leider Gottes ist dieser Vorgang nicht auf das 16. Jahrhundert beschränkt geblieben. Auch später haben immer wieder Bischöfe den Glauben verlassen und ihre Herde verraten. Im vorigen Jahrhundert ist der Bischof von Breslau, Sednitzky, zum Protestantismus übergegangen. Wir müssen also mit solchen Vorgängen auch in unserer Gegenwart rechnen. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn so etwas passiert. Wir haben geschichtliche Beispiele, daß Hirten zu Verrätern an ihrer Herde werden können.

Da erhebt sich eine wichtige Aufgabe für die Gläubigen. Sie müssen dafür sorgen, daß solche falschen Hirten entlarvt werden. Sie müssen sie anprangern, wenn sie den Glauben verleugnen oder den Glauben verraten. Sie müssen zunächst in der brüderlichen Zurechtweisung, bei Erfolglosigkeit auch in der Öffentlichkeit auftreten, um solche Bischöfe zunächst zu ermahnen, dann aber als das zu kennzeichnen, was sie sind, nämlich Mietlinge und nicht Hirten. Das ist eine schwere Aufgabe, meine lieben Freunde. Das ist eine Aufgabe, die niemandem Ehre und Anerkennung einbringt, sondern Diffamierung und Verfolgung. Aber es ist eine Aufgabe, die erfüllt werden muß um Gottes willen, um der Wahrheit willen, um der Kirche willen.

Woran messen wir einen Bischof? Wir messen ihn an dem Glauben und an der Ordnung der Kirche. Sie liegen vor. Wir brauchen also nur Glaube und Ordnung der Kirche zu nehmen und das Verhalten oder die Versäumnisse eines Bischofs daran zu messen, dann wissen wir, was wir von einem Bischof zu halten haben. Entweder ist er ein Hirt, der seinem Auftrag und seiner Sendung gerecht wird, oder er ist ein Mietling, der die Herde verläßt, wenn der Wolf kommt. Wir wollen diese schwere, diese verantwortungsvolle Aufgabe im Bewußtsein unserer eigenen Schwäche erfüllen. Aber wir wollen nicht irrewerden an der Rechtsgestalt der Kirche. Auch wenn Bischöfe versagen, auch wenn sie vom Evangelium abfallen, auch wenn sie die Kirche verlassen, die Kirche bleibt in ihrer von Christus gewollten Gestalt eine Bischofskirche. Die Bischöfe repräsentieren Christus, und die Bischöfe repräsentieren ihre Diözesen. Sie sind von Gott gesandte Männer, welche uns das Evangelium verkünden, den Gottesdienst halten, die Ordnung sichern und die Sakramente spenden sollen. Treue zum Bischof in allem, wo er rechtmäßig gebietet. Widerstand da, wo er die Herde in den Abgrund führt!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Wesensmerkmale der Kirche (1)

(Über den Begriff der Einheit)

23.07.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Die Kirche ist die im Heiligen Geiste lebende Christugemeinschaft. Sie besitzt notwendige Aufbauelemente, Wesenseigenschaften, die nach außen hin als Merkmale zu erkennen sind. Die Kirche ist eine, eine einzige und eine innerlich geeinte. Sie hat teil an der Heiligkeit Gottes. Sie ist aus der Welt herausgerufen, deswegen ist sie eine heilige. Sie ist nicht beschränkt auf ein Volk oder eine Rasse, sondern umfaßt alle Völker und alle Rassen, und deswegen ist sie die katholische. Sie ist erbaut auf dem Fundamente der Apostel, und deswegen ist sie die apostolische Kirche. Einheit, Heiligkeit, Katholizität und Apostolizität sind die Wesenseigenschaften und gleichzeitig die Kennzeichen der Kirche Christi. Wer immer die Kirche Christi sucht, muß nach diesen vier Merkmalen fragen. In ihren Glaubensbekenntnissen hat sich die Kirche zu ihrer eigenen Identität bekannt. Etwa im nizänokonstantinopolitanischen Glaubensbekenntnis, das wir ja in jeder heiligen Messe beten, heißt es: „Wir glauben an die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche.“ Wir wollen heute und an den folgenden Sonntagen uns diese Merkmale der Kirche vor Augen führen, heute das Merkmal der Einheit. Einheit besagt ein Doppeltes, nämlich Einzigkeit und innere Geschlossenheit. Heute wollen wir uns nur mit der Einzigkeit der Kirche befassen.

Die Kirche Christi ist eine einzige. Das ergibt sich ja schon aus seinen Stiftungsworten: „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.“ „Meine Kirche“ hat er gesagt, das heißt meine einzige Kirche, nicht mehrere Kirchen, die gleichberechtigt oder verschiedenberechtigt sind, sondern eine einzige Kirche. „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.“ Das Haupt dieser Kirche ist Christus. Es kann diese Kirche nicht mehrere Häupter haben, sondern nur eines, eben das Haupt, das Christus ist. Die Kirche ist sein Leib. Christus hat nicht mehrere Leiber, er hat nur einen Leib, und deswegen ergibt sich auch aus der Einzigkeit des Leibes Christi die Einzigkeit der Kirche Christi. Der Heilige Geist, der die Kirche belebt und durchfeuert, ist einer. Auch von daher ergibt sich die Einzigkeit der Kirche Christi. Christus hat ihr die ganze Fülle der Heilmittel anvertraut, deswegen ist eine zweite Kirche neben ihr sinnlos und überflüssig.

Nun beobachten wir aber in der Erfahrung, daß viele religiöse Gemeinschaften den Anspruch erheben, die Kirche Christi zu sein oder wenigstens an der Kirche Christi Anteil zu haben. Es ist gar keine Frage, daß die Vielheit von christlichen Religionsgemeinschaften im Widerspruch zum Willen des Stifters Jesus Christus stehen. Diese Spaltung ist ein Ärgernis und eine Sünde, die im klaren Gegensatz zu der Absicht Jesu Christi steht. Wir sind zwar gezwungen durch die Tatsachen, von Kirchen in der Mehrzahl zu reden. Aber das ist kein eigentlich theologischer Begriff. Im eigentlichen und strengen theologischen Sinne gibt es nur eine Kirche, die einzige, die Christus gestiftet hat. Die Abspaltungen davon haben zwar auch den Namen einer Kirche angenommen, aber sie tragen ihn nicht in legitimer Weise, denn mit Recht wird als Kirche nur jener Verband bezeichnet, den Christus gestiftet hat, der die Urkunde der Stiftung Christi nachweisen kann als die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche.

Nun wird von manchen versucht, meine lieben Freunde, diese Vielheit von religiösen Gemeinschaften, kirchlichen Gemeinschaften und Kirchen, wie sie sich nennen, zu begründen oder zu rechtfertigen. Es gibt vier Versuche, mit denen man eine Erklärung für die Mehrzahl von religiösen Verbänden, die sich auf Christus berufen, zu erklären unternimmt.

Erstens, man sagt, die Einheit der Kirche Christi ist schon vorhanden. Sie ist nämlich eine unsichtbare. Sie ist eine Einheit, die durch den Geist gewährleistet wird. Die empirischen, in der Erfahrung vorfindlichen Spaltungen tun dieser Einheit keinen Eintrag. Alle diese Verbände zusammengenommen bilden die Kirche Christi. Keine kann von sich allein sagen, sie sei die Kirche Christi, sondern sie alle zusammen sind die eine Kirche Christi. Die Spaltungen sind sogar nützlich, sagen manche, denn sie bewahren die einzelnen Verbände davor, steril und überheblich zu werden. Das ist also der erste Versuch, die Vielheit von christlichen Religionsgemeinschaften zu erklären. Es bestehe, so sagt man, eine unsichtbare Einheit zwischen den Verbänden, die sich auf Christus berufen.

Die zweite Theorie ist die sogenannte Branchtheorie. Wie der Name schon sagt, ist sie in England aufgekommen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Diese Branchtheorie besteht darin, daß man sagt, die lateinische, die griechische und die anglikanische Kirche sind Zweige (englisch: *branches*) an dem einen Baum der Kirche. Sie sind alle gleichberechtigt und haben alle das gleiche Recht, sich auf Christus zu berufen. Sie gehören zu dem einen großen Baum der Kirche Christi, der eben verschiedene Zweige hat: die lateinische, also die römische Kirche, die griechische Kirche, also die Orthodoxen, und die anglikanische Kirche, zu der man dann freilich die vielen Protestanten zählen muß, die ja von den Anglikanern doch weitgehend verschieden sind.

Die dritte Theorie, um die Spaltungen in der Christenheit zu erklären und zu verharmlosen, geht von dem Begriff des Bundes aus. Wir erleben im staatlichen Bereich Bundesstaaten und Staatenbünde. Ein Bundesstaat ist z.B. die Bundesrepublik Deutschland. Sie zählt verschiedene Bundesländer, die aber unter einem Gesamtstaat zusammengefaßt sind. Ein Staatenbund ist die Europäische Gemeinschaft. Hier haben sich selbständige Staaten zu einer oberen Einheit zusammengeschlossen. Ähnlich, so sagt man, ist es auch mit den verschiedenen religiösen Verbänden. Sie bilden einen Bund - den Weltrat der Kirchen - und dieser Bund ist die Kirche Christi. Wer immer ein Minimum an Organisation und an Glauben beibringt, der ist willkommen in diesem Bunde der Kirchen.

Die vierte Erklärung beruft sich auf den Begriff der *congregatio fidelium*. Die Kirche ist die Versammlung von Gläubigen. Sie wird nicht durch das Institutionelle konstituiert. Die Einrichtungen, die Ämter sind völlig unwichtig. Entscheidend ist allein der einzelne Christ, der im Heiligen Geiste lebt und gläubig ist. Alle, die die Bedingung erfüllen, im Geiste zu leben und einen irgendwie gearteten Glauben zu haben, gehören zur Kirche Christi.

Es ist keine Frage, meine lieben Freunde, daß diese Versuche, diese verzweifelten Versuche, die angeblich schon verwirklichte Einheit der Kirche Christi zu erklären, an der Wirklichkeit vorbeigehen. Denn es ist ein Grunddogma des Christentums, es ist ein Grunddogma vor allem unseres katholischen Glaubens, daß unsichtbare Kirche und sichtbare Kirche zusammenfallen. Niemand anderes als das Zweite Vatikanische Konzil hat an dieser Wahrheit eindeutig und unverändert festgehalten. Die mit hierarchischen Organen ausgestattete Gesellschaft und der geheimnisvolle Leib Christi, die sichtbare Versammlung und die geistliche Gemeinschaft, die irdische Kirche und die mit himmlischen Gnaden beschenkte Kirche sind nicht als zwei verschiedene Größen zu betrachten, sondern bilden eine einzige komplexe Wirklichkeit, die sich aus menschlichen und göttlichen Elementen zusammensetzt. Das ist die einzige Kirche Christi, die wir im Glaubensbekenntnis als die eine, heilige, katholische und apostolische bekennen.

Wir haben an den vergangenen Sonntagen das Merkmal der Sichtbarkeit der Kirche betrachtet, und diese Sichtbarkeit schließt eben aus, daß die Stiftung Christi in eine sichtbare und unsichtbare Kirche aufgeteilt werden könnte. Nein, die mit hierarchischen Organen (Papst und Bischöfe) ausgestattete Gesellschaft und der geheimnisvolle Leib Christi sind eine deckungsgleiche Wirklichkeit. Weil die Kirche sichtbar ist und sichtbar sein muß, kann man sie nicht in eine sichtbare und eine unsichtbare Kirche zerreißen und zerspalten. Dann würden die Menschen nicht mehr zur Kirche Christi finden können, wenn sie nicht sichtbar wäre. Dann würden sie sich zwar in irgendeinen religiösen Verband eingliedern können, aber nicht mehr der wahren, von Christus gestifteten Kirche. Denn diese Kirche ist sichtbar auch in ihrem Glauben, von dem sie sich kein Jota und kein Tüpfelchen abmarkten lassen kann. Die Kirche ist eins im (äußerlich erkennbaren und feststellbaren) Glauben. Wer die Einheit der Kirche mit einer irgendwie verstandenen Gläubigkeit zu begründen versucht, der verfehlt sich gegen das innerste Prinzip des Christentums. Im Christentum kommt nämlich alles auf den Glauben an, auf

den unverfälschten, auf den unverkürzten, auf den unversehrten Glauben. Wenn die Menschen durch die verschiedenen religiösen Gemeinschaften, die sich auf Christus berufen, jedoch in der Lehre voneinander abweichen, in gleicher Weise gerettet werden könnten, dann würden sie ja sowohl durch die Wahrheit als auch durch den Irrtum gerettet werden können. Es kann nicht die Absicht Gottes sein, Wahrheit und Irrtum auf eine Ebene zu stellen. Es kann nicht sein Wille sein, daß die Menschen ohne Rücksicht auf das, was sie glauben und wie sie sich dann natürlich verhalten, die Rettung in der Ewigkeit finden. Gott will vielmehr, daß sie zur Wahrheit kommen und durch die Wahrheit gerettet werden. Deswegen scheitern diese vier eben vorgestellten Modelle der Einheit der Kirche am klaren Wortlaut der biblischen Botschaft. Gott will, daß alle Menschen selig werden und zur Wahrheit kommen. Aber Seligkeit und Wahrheit sind untrennbar und unzerreißbar aneinander geknüpft.

Selbstverständlich soll und muß sich ein jeder bemühen, für die Einheit der Christen Sorge zu tragen und nach seinen Kräften dahin zu wirken, daß diese Einheit verwirklicht wird. Das Entscheidende auf dem Weg zu diesem Ziel sind die Bekehrung des eigenen Herzens, die Heiligkeit des Lebens und das Gebet. Alles andere ist sekundär und kann eigentlich hilfreich nicht sein. Und daß diese Einheit der Kirche schon verwirklicht und unverlierbar ist, bedeutet: Es gibt keine andere Möglichkeit, die Einheit der Christenheit zu verwirklichen, als durch die Rückkehr zur einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche. Die Päpste haben diese Wahrheit immer wieder eindeutig ausgesprochen. Ich erinnere an Papst Pius XI., der in seiner Enzyklika „Mortalium animum“ sagte: Es gibt keine andere Möglichkeit, auf Erden die Einheit der Christen zu verwirklichen, als daß die Getrennten zurückkehren zu dem einen Schafstall, aus dem sie weggegangen sind. Und Pius XII. hat dasselbe gelehrt, indem er erklärte in seiner Enzyklika über den mystischen Leib: „Möchten doch alle eintreten in den Kreis der katholischen Einheit und alle, mit uns in der gleichen Gemeinschaft des Leibes Christi geeint, an das eine Haupt sich wenden in ruhmreicher Liebesverbundenheit; in unablässigem Flehen zum Geiste der Liebe und der Wahrheit, erwarten wir sie mit ausgebreiteten Armen, nicht als Fremde, sondern als solche, die in ihr eigenes Vaterhaus zurückkehren.“

Es ist begreiflich, meine lieben Freunde, daß die Menschen der theologischen Disputationen, der Streitigkeiten zwischen den christlichen Gruppierungen überdrüssig werden. Die Menschen sind eben von der Wahrheit kaum betroffen und für die Wahrheit wenig empfänglich. Den meisten Menschen ist die Wahrheit das gleichgültigste. Woran sie interessiert sind, das ist das Leben, das gute, das angenehme, das friedliche Leben, das harmonische Leben. Die Wahrheit ist den meisten Menschen das gleichgültigste. Und deswegen sind sie so leicht bereit, die Wahrheit preiszugeben und sich die Einheit ohne Rücksicht auf die Wahrheit vorzustellen und auch zu verwirklichen. Wir erleben das ja fortwährend. Es gibt eine schlimme Zeitschrift von innerlich bereits vom Glauben Abgefallenen, die heißt „Imprimatur“, und in dieser Zeitschrift steht in einer der letzten Nummern zu lesen: „Der Papst ist gerade die Spaltung, das Ärgernis, der Schaden, die er so lebhaft bedauert. Wollte er es nur, schon morgen könnten wir die Einheit haben.“ Hier wird also versucht, durch Preisgabe der Wahrheit und des von Christus bestellten Garanten der Wahrheit die Einheit zwischen den christlichen Gemeinschaften herbeizubringen, die Glaubensunterschiede auf sich beruhen zu lassen und damit gegen das Gebot Christi und seiner Apostel zu handeln. Es ist nicht gleichgültig, meine lieben Freunde, ob man gerechtfertigt wird allein durch den Fiduzialglauben oder auch durch Anfang der Liebe, durch Reue, durch Werke, die den Glauben begleiten müssen. Es ist nicht gleichgültig, ob die Ehe auflöslich, wie der Protestantismus meint, oder ob sie unauflöslich ist. Es ist nicht gleichgültig, ob wir das Heil gewinnen durch zwei Sakramente oder durch sieben Sakramente.

Im vorigen Jahrhundert gab es eine lebhaftere Konversionsbewegung zur katholischen Kirche in England. Die Freimaurer wurden unruhig und beauftragten einen der ihren, eine Schmähschrift gegen die katholische Kirche zu schreiben, um diese Bewegung zu stoppen. Der Mann machte sich ans Werk. Er ließ sich Literatur kommen und studierte die einschlägigen Fragen. Nach zehn Monaten klopfte er beim Bischöflichen Ordinariat an und bat, katholisch und Priester werden zu dürfen. Was sagte er? Er habe erkannt, daß die katholische Kirche die einzige wahre sei, denn sie habe die drei Dinge, auf die es ankommt: Sie hat den Fels, sie hat den Beichtstuhl, und sie hat den Tabernakel.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Wesensmerkmale der Kirche (2)

(Über Einigkeit und Einheitlichkeit)

30.07.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Die Kirche hat bestimmte Wesenseigenschaften, die nach außen als Merkmale in Erscheinung treten. Wir hatten deren am vergangenen Sonntag vier genannt, nämlich Einheit, Heiligkeit, Katholizität und Apostolizität. Die erste Eigenschaft war die Einheit, und diese Einheit ist in einem doppelten Sinne zu verstehen, nämlich zunächst einmal als Einzigkeit. Christus hat nur eine einzige Kirche gestiftet und ihr alle Heilmittel und die ganze Heilsaufgabe anvertraut. Diese Sicht der Einheit haben wir am vergangenen Sonntag betrachtet. Aber Einheit besagt noch etwas anderes. Es besagt auch Einigkeit und Einheitlichkeit. Und diese Seite der Eigenschaft wollen wir am heutigen Tage miteinander bedenken.

Was besagt es, wenn wir von der Kirche sagen, sie sei einig? Es gibt Einheitsfaktoren, welche diese Einigkeit bewirken. Eine Gruppe ist pneumatisch-personal, eine andere Gruppe ist hierarchisch-amtlich. An erster Stelle wollen wir auf die pneumatisch-personalen Einheitsfaktoren eingehen. Welches sind es? An oberster Stelle natürlich das Wirken Gottes. Er hat ja die Kirche gestiftet, er hat sie ins Leben gerufen, und er erhält sie. Er hat Christus zum Haupt der Kirche gemacht. Die Kirche ist sein Leib. Der Heilige Geist ist die Seele und das Herz der Kirche. Das ist die grundlegende Einheit der Kirche: in Gott, in Christus, im Heiligen Geiste. Weil alle, die zur Kirche kommen, ein und denselben Vater haben, sind sie untereinander Brüder und Schwestern. Sie haben die Christusstruktur, sie sind christusförmig geworden in der Taufe und in der Firmung. Sie haben die heiligmachende Gnade, sie leben in der Freundschaft, in der Harmonie, in der Liebe Gottes. Das sind die grundlegenden, aber natürlich innerlichen und bis zu einem gewissen Grade verborgenen Einheitsfaktoren, von Gott her betrachtet.

Zu den personalen Einheitsfaktoren gehören aber auch die Haltungen, welche die Christen mitbringen müssen, um die Einheit zu verwirklichen. Es sind die drei göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe. Daß der Glaube ein mächtiger und wirksamer Einheitsfaktor ist, ist leicht zu begreifen. Im Glauben übergibt sich der Mensch Gott. Und wenn sich alle Gott übergeben, dann sind sie eine Einheit als diejenigen, die sich Gott überantwortet haben. Also schon der subjektive Vollzug des Glaubens begründet eine Einheit zwischen denen, die eben den Glaubensakt leisten. Aber auch der Inhalt ihres Glaubens ist natürlich ein eminenten Einheitsfaktor. Es glauben ja alle dasselbe. Es glaubt nicht jeder etwas Eigenes, sondern alle bejahen denselben Glaubensinhalt, wie er in den Glaubensbekenntnissen der Kirche formuliert ist. Die Gläubigkeit und der Glaubensinhalt hängen aber beide ab von dem formalen Glaubensprinzip, und das ist die Offenbarung, wie sie die Kirche vorlegt. Die Verkündigung der Kirche, die lebendige Stimme der Kirche schafft in uns kraft der Gnade den Glauben. Wenn deswegen auch gewisse Elemente des katholischen Glaubens mit jenen anderer Religionsgemeinschaften identisch sein mögen, durch das Glaubensprinzip, durch das formale Glaubensprinzip, nämlich die Verkündigung der Kirche, unterscheidet sich der Glaube des Katholiken vom Glauben eines jeden anderen, der sich auf den Namen Christi beruft. Die Verkündigung der Kirche bringt uns die Offenbarung nahe, und nur durch die lebendige Stimme der Kirche begreifen wir, was Gott geoffenbart wissen will. Denn die Kirche ist die Hüterin der Heiligen Schrift. Der Heilige Geist hat die Schrift geschaffen, indem er die Autoren inspiriert hat. Aber der Heilige Geist läßt die Schrift nicht

allein. Das Christentum ist keine Buchreligion, sondern das Christentum ist eine Religion des lebendigen Zeugnisses, und dieses lebendige Zeugnis kommt von der Kirche her. Sie schließt den Sinn der Schrift auf, sie erklärt uns die dunklen Stellen, sie beweist uns, daß es eine Einheit der Schrift gibt.

Wo die Stimme der Kirche nicht gehört wird, meine lieben Freunde, da wird die Einheit der Schrift aufgelöst. Im protestantischen Bereich gibt es nicht wenige Theologen, die sagen, die Schrift sei widersprüchlich. Was in der einen Schriftstelle ausgesagt wird, das werde in einer anderen widerlegt. Infolgedessen kann es keine Einheit des Glaubens geben, wenn in der Schrift Widersprüche zu finden sind. Es gibt, so sagt man z.B., Gemeinden, die hatten eine Eucharistiefeyer, und es gibt andere, die hatten keine. Ja, was ist denn nun richtig? Wenn man so an die Schrift herangeht, wenn man die Schrift so auslegt, dann wird sie nicht zur Quelle der Einheit, sondern zum Prinzip der Trennung. Deswegen noch einmal: Es ist ganz entscheidend, daß wir die Kirche als formales Glaubensprinzip annehmen. Wir empfangen den Glauben aus der Hand der Kirche, aus der Hand ihres Lehramtes. Und darum ist die Kirche eins im Glauben.

Auch die Inhalte des Glaubens müssen natürlich bei allen dieselben sein. In den nichtkatholischen Religionsgemeinschaften hat man sich bemüht, fundamentale Artikel von nicht fundamentalen zu unterscheiden. Man sagt, es komme nur darauf an, daß man in den Fundamentalartikeln übereinstimmt. Diese Lösung, dieser Versuch zu einer Einheit im Glauben zu kommen, ist aus zwei Gründen zum Scheitern verurteilt. Einmal sind die nichtkatholischen Religionsgemeinschaften nicht einig, was zu den Fundamentalartikeln gehört. Jeder bestimmt die Fundamentalartikel anders. Infolgedessen erkennt der eine als Fundamentalartikel an, was für den anderen kein Fundamentalartikel ist. Zweitens, es besteht zwischen den nichtkatholischen Religionsgemeinschaften ein Gegensatz auch in grundwesentlichen Wahrheiten. Sie betreffen die Gottheit Christi genauso wie sein Erlösungswerk. Es ist also ausgeschlossen, auf dieser Basis, auf diesem schwankenden Boden eine Einheit gewinnen zu wollen.

Die Christgläubigen bilden weiter eine Einheit durch dieselbe Hoffnung. Wir sind ja Hoffnungsträger, meine lieben Freunde, denn wir hoffen auf die Verzeihung unserer Sünden, die ewige Seligkeit in der Freude des Himmels, die Auferstehung der Toten, die Wiederkunft Christi. Wir sind eine Hoffnungsgemeinschaft. Und in dieser Hoffnung pilgern wir der Ewigkeit entgegen. Uns bewegt dieselbe Hoffnung. Wir wären nicht in diesem Gotteshaus versammelt, wenn wir nicht von derselben Hoffnung getragen und erfüllt wären.

Die Christgläubigen sind sodann verbunden durch die Liebe. Die Liebe, die hier gemeint ist, ist die göttliche Liebe, die Liebe, die der Heilige Geist in den Seelen erweckt. Der Heilige Geist ist ja die Liebe zwischen Vater und Sohn, er ist der Ausdruck und das Band der innergöttlichen Liebe. Aber er ist auch derjenige, der die göttliche Liebe in uns erzeugt, also die Liebe zu Gott und zu himmlischen Dingen, die Liebe, die in jedem anderen den Bruder Christi und die Schwester Christi sieht. Diese Liebe hat eine kultische und eine ethische Dimension. Kultisch erfahren wir die Liebe vor allem in der Feier des heiligen Meßopfers. Hier schenkt uns ja der ewige Vater seinen Sohn. Hier setzt Christus sein Erlösungswerk gegenwärtig und übergibt sich uns im Zustand des Sich-Opfern. „Eine größere Liebe hat niemand als wer sein Leben hingibt für seine Brüder.“ Und eben dieses Ereignis wird hier auf den Altären der katholischen Messe wiederum lebendig. Das Kreuzesopfer erscheint in sakramentaler Gestalt unter uns. Das ist Ausdruck der höchsten, nämlich der sich opfernden Liebe. Und wir nehmen dieses Opfer an, wir gehen in dieses Opfer ein und schenken uns mit dem Opfer Gott zurück. Das ist Ausdruck unserer Liebe. Wir wollen, soweit es uns möglich ist, auf diesem Opferaltar unsere Leidenschaften schlachten, unsere Fehler und Verstrickungen ablegen, um rein und unbefleckt in das reine und unbefleckte, in das makellose Opfer unseres Heilandes einzugehen. Das ist unsere Liebe, unsere kultische Liebe.

Selbstverständlich muß sich die Liebe auch im ethischen Bereich entfalten. Diejenigen, die zusammen das Opfer darbringen, sollen auch im Alltag eine Liebesgemeinschaft sein. „Seht, wie sie einander lieben“, so hat man von den ersten Christen gesagt. So soll man auch von uns sagen. Wir sollen die Abneigungen, die Antipathien, die unvermeidlich in uns hochkommen, überwinden. Wir sollen wenigstens das Minimum der Feindesliebe in uns tragen, nämlich dem Feind zu helfen, wenn er es nötig

hat. Diese Liebe soll das Kennzeichen der zu Christus Gehörigen sein. Damit tragen wir wirksam zur Einheit der Kirche bei.

Das waren die pneumatisch-personalen Einheitsfaktoren. Aber es gibt auch hierarchisch-amtliche Einheitsfaktoren. Es ist nicht schwer zu verstehen, was damit gemeint ist. An der Spitze der Kirche steht der Papst. Und immer wieder muß man die Weisheit Gottes und die Fügungen seiner Vorsehung bewundern, daß er die Kirche nicht auf eine Vielheit von Menschen gebaut hat, sondern auf den Felsen des Papsttums. Es muß letztlich einer und nur einer entscheiden. Denn wenn man die Einheit auf die Bischöfe bauen wollte, dann würde man die Erfahrung machen, daß sich die Bischöfe sehr oft uneinig sind. Altar hat schon oft gegen Altar gestanden, Bischofsstuhl gegen Bischofsstuhl. Deswegen muß ein singuläres Einheitsprinzip da sein, das die ganze Kirche zusammenfaßt, und das ist der Papst. Er ist der Hüter, der Bürge, das Prinzip und der Grund der Einheit. In ihm erscheint das Haupt, das Christus ist. Christus hat, daran ist kein Zweifel, die Hauptfunktion in der Kirche. Er ist das *caput principale*, das ursprüngliche und das hauptsächliche Haupt. Aber es gibt auch ein *caput secundarium*, ein zweitrangiges Haupt, und das ist der Papst. In diesem zweitrangigen Haupt kommt das erst-rangige Haupt, Christus, zur Erscheinung. Der Papst ist gewissermaßen der in der Gesamtkirche erscheinende Christus, mit all den Einschränkungen, die von einer menschlichen Person gemacht werden müssen. In ihren Teilgemeinschaften sind selbstverständlich auch die Bischöfe Einheitsprinzip. Sie sind Grund, Bürge und Hüter der Einheit in ihren Diözesen. Sie haben die Aufgabe, das eine Evangelium überall getreu ausrichten zu lassen. Sie erzeugen das übernatürliche Leben, indem sie Weihen spenden und damit diejenigen Männer schaffen, die wiederum das göttliche Leben in ihren Gemeinden entzünden. Die Bischöfe sind Einheitsprinzip in ihrer Teilkirche.

Aber damit noch nicht genug. Auch in der Ortsgemeinde gibt es ein solches Einheitsprinzip. Das ist der Pfarrer. Der Pfarrer ist das Prinzip der Einheit in seiner örtlichen Gemeinde. Er ist der Vater, weil er das übernatürliche Leben in den ihm Anvertrauten hervorbringt in der Taufe, in der Firmung oder es erneuert im Bußsakrament, in der Krankensalbung. Er ist auch der Verkünder des Wortes. Es gibt ja einen doppelten Tisch in unserer Kirche, den Tisch des Wortes und den Tisch der Eucharistie. Beides ist dem Pfarrer überantwortet, damit er das übernatürliche Leben hervorbringe, nähre und erneuere in den Menschen. Damit, daß man sich einfügt in die Pfarrei, ist man wiederum eingegliedert in die größere Einheit der Diözese und über diese in die Einheit der Gesamtkirche.

Zwei Gruppen von Einheitsfaktoren haben wir bedacht, meine lieben Freunde, pneumatisch-personale und hierarchisch-amtliche. Sie stehen nicht unverbunden nebeneinander, sondern sie gehören zusammen. Die Hierarchie, der Papst, der Bischof, die Priester haben das übernatürliche geistliche Leben hervorzubringen, es vor Verlust und Verderb zu bewahren. Aber ihr Tun bliebe ein Leerlauf, wenn sie nicht göttliche Kräfte zu verwalten hätten, wenn ihnen nicht göttliche Gaben anvertraut wären.

Das ist also die Einheit, die Einigkeit und die Einheitlichkeit der Kirche. Sie ist der Trost und das Glück des katholischen Christen. Meine lieben Freunde, im 16. Jahrhundert war schon einmal ein großer Teil von Japan dem Christentum gewonnen. Doch dann kamen grausame Verfolgungen, und in diesen haben die meisten Christen ihren Glauben verloren. Aber nicht alle. Als sich im vorigen Jahrhundert Japan öffnete, kamen wieder Missionare ins Land. In einer ganz entlegenen Gegend, wo man keine Christen vermutete, stellten sich eines Abends bei dem Missionar mehrere Männer ein. Einer zog aus seinem Rock ein halbzerbrochenes Kreuz hervor und fragte den Missionar: „Kennst du den?“ „Ja“, sagte der Missionar, „das ist unser Heiland Jesus Christus, der für uns am Kreuz gestorben ist.“ Da sahen sich die Männer bedeutungsvoll an. Ein anderer zog ein vergilbtes Marienbild aus der Tasche und fragte wiederum den Missionar: „Kennst du diese Frau?“ „Das ist die gebenedeite Mutter unseres Erlösers.“ Und er führte das Bild zu seinem Munde und küßte es. Da ging ein Leuchten über das Gesicht der Männer und schließlich sagte der Anführer: „In einer fernen Stadt wohnt ein Bischof, dem der ganze Erdkreis gehorchen muß, weil er der Nachfolger des Petrus ist. Weißt du von dem?“ „Ja, das ist unser Heiliger Vater in Rom, der mich zu euch gesandt hat, um das Evangelium zu verkünden und euch die Erlösungskräfte zu vermitteln.“ Da stürzten die Tränen aus den Augen dieser Männer. Sie umarmten den Missionar und sagten: „Wir haben einen Glauben und ein Herz!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Wesensmerkmale der Kirche (3)

(Über das Gemeinschaftsprinzip in der Kirche)

06.08.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wir bekennen im Glaubensbekenntnis die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche. Einheit, Heiligkeit, Katholizität und Apostolizität sind die vier Eigenschaften und Kennzeichen der wahren Kirche Christi. Wir hatten an den vergangenen Sonntagen die Absicht, zu verstehen, was es heißt, wenn wir sagen: Die Kirche ist einig. Denn jede Aussage, jede menschliche Äußerung ist der Erklärung bedürftig. Deswegen muß auch interpretiert werden, was es heißt: Es gibt eine Kirche. Das bedeutet nämlich zweierlei. Es bedeutet: Es gibt eine einzige Kirche, also nicht zwei oder drei, und es bedeutet: Diese einzige Kirche ist einig, sie ist innerlich eine Einheit. Beide Aspekte der Einheit haben wir an den vergangenen Sonntagen bedacht. Es bleibt uns heute die Überlegung: Wie drückt sich die Einheit und Einigkeit der Kirche aus? Die Kirche ist ja eine sichtbar-unsichtbare Wirklichkeit. Wie zeigt sich nun in der Erfahrung, daß die Kirche einig ist? Die Antwort lautet: Die Kirche ist eine Glaubensgemeinschaft, sie ist eine Gebets- und Opfergemeinschaft, sie ist eine Leidensgemeinschaft, und sie ist eine Gehorsamsgemeinschaft.

Die Einigkeit der Kirche zeigt sich erstens darin, daß sie eine Glaubensgemeinschaft ist. Alle, die in der Kirche sind und in der Kirche bleiben wollen, sind gehalten, sich auf den einen wahren katholischen Glauben zu verpflichten. Er findet seinen Ausdruck in den Glaubensbekenntnissen. Die Glaubensbekenntnisse sind sogenannte Kurzformeln des Glaubens, wo also wesentliche Glaubenswahrheiten zusammengefaßt sind. Was in den Glaubensbekenntnissen enthalten ist, gibt den katholischen Glauben nicht erschöpfend wieder. Ein großer Teil der Glaubenswahrheiten ist nicht in den Glaubensbekenntnissen enthalten. Beispielsweise findet sich in den Glaubensbekenntnissen keine Aussage über das eucharistische Opfersakrament, welches doch das größte Geheimnis und der bedeutendste Schatz der Kirche ist. Die Glaubensbekenntnisse sind also der Ergänzung bedürftig und fähig. Sodann sind auch die Formeln des Glaubensbekenntnisses der Erklärung bedürftig. Man kann nämlich denselben Satz aussprechen und sich doch etwas ganz Verschiedenes darunter vorstellen. Deswegen muß das lebendige Lehramt der Kirche sagen, wie ein Glaubenssatz zu verstehen ist. Wir müssen uns einig sein nicht nur im Wortlaut, sondern auch im Verständnis des Glaubensbekenntnisses. Die Glaubensgemeinschaft wirkt sich weiter aus im Leben aus dem Glauben. Man muß mit der Zunge und mit dem Herzen den Glauben bekennen, aber man muß ihn auch im täglichen Leben verwirklichen. Man muß nach dem Glauben und aus dem Glauben leben. Unser Leben muß ein Zeugnis des Glaubens sein. Was wir glauben, muß sich im Leben widerspiegeln. Wir alle wissen, wie schwer diese Aufgabe ist; aber der Wille dazu, die Entschlossenheit zu dem Leben aus dem Glauben, die muß in einem jeden von uns sein, sonst verfehlen wir uns gegen die Kirche als Glaubensgemeinschaft.

Die Kirche ist zweitens eine Gebets- und Opfergemeinschaft. Sie ist ja der fortlebende Christus; und Christus betet immerfort zum Vater. In diese Bewegung des Gebetes ist die Kirche hineingenommen. Jedes Gebet, das die Kirche spricht, ist Anschluß an das Gebet Christi zum Vater. Auch wenn wir als einzelne beten, sind wir doch hineingenommen in die Gebetsgemeinschaft der Kirche. Wir beten als Glieder der Kirche. Auch in unserem einsamen Beten ist das Wir der Kirche in irgendeiner Weise wirksam.

Besonders eindeutig stellt sich die Kirche selbstverständlich dar in der Opfergemeinschaft, der heiligen Messe. Christus hat ja die Krönung seines Lebens und Wirkens vollbracht im Opfer am Kreuze. Aus dem Opfer am Kreuze muß die Kirche leben. Sie lebt daraus, wenn sie das Meßopfer würdig und fruchtbar feiert, denn das Meßopfer ist die Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers. Wenn die Kirche in das Meßopfer eingeht, dann stellt sie sich vor aller Welt dar als die Gemeinschaft derer, die durch Tod und Auferstehung des Herrn zu einer Gemeinschaft verbunden sind. Daraus erkennt man den Wert, den unersetzlichen Wert und die Bedeutung, die nicht zu übertreibende Bedeutung des Meßopfers. In jedem Meßopfer ist die ganze Kirche anwesend. Wie viele oder wie wenige daran teilnehmen mögen: Es ist immer das Opfer der Kirche, und zwar das Opfer der Gesamtkirche. Diejenigen, die versammelt sind, vertreten gewissermaßen nur die Kirche, aber in ihnen ist die Kirche wirksam. Deswegen hat die Kirche - gegen irrige Lehren - immer daran festgehalten: Auch der einsame Priester, der mit einem einzigen Gläubigen oder vielleicht ganz allein das Meßopfer feiert, vollzieht ein öffentliches Opfer, auch er bringt das Meßopfer im Namen der Kirche und für die Kirche dar. Deswegen hat es immer einen Sinn, das Meßopfer zu feiern, auch wenn keine Gläubigen oder nur wenige sich einfinden. Da kann man nicht sagen, wie es heute von manchem Priester zu hören ist: Ich habe keine Gemeinde, und deswegen zelebriere ich nicht. O ja, nachkonziliarer Priester, du hast eine große, eine Riesengemeinde. Alle, die durch das Blut Christi erlöst sind, sind deine Gemeinde.

Die Rollen beim Meßopfer sind verschieden. Der Priester ist der eigentliche Vollzieher, aber die Gläubigen tragen das Meßopfer mit. Wenn Sie die Meßtexte sorgfältig betrachten, meine lieben Freunde, dann stellen Sie fest, daß immer wieder vom Wir die Rede ist. Der Priester betet immer im „Wir“, weil er eben mit den Gläubigen, und die Gläubigen mit ihm, das Meßopfer darbringt. Die Gläubigen sind also am Meßopfer beteiligt. Sie sind Mitvollzieher des Meßopfers, freilich in einer abhängigen Weise von dem Vollzug, den der Priester leistet.

Die Teilnahme am Meßopfer gipfelt normalerweise im heiligen Mahl, der Kommunion. Wer immer es ermöglichen kann, sollte an diesem Mahl teilnehmen. Man sollte sich nicht grundlos von diesem erhabenen Mahl ausschließen, denn auch hier stellt sich ja die Gemeinschaft der Kirche dar. Kommunion ist natürlich zuerst Gemeinschaft mit Christus, aber auch Gemeinschaft derer, die vom selben Tische das wunderbare, geheimnisvolle Brot empfangen. Die Mahlgemeinschaft krönt die Opfergemeinschaft, und durch diese beiden Formen der Gemeinschaft, das Opfer und das Mahl, wird die Gemeinschaft unter den Teilnehmern gestärkt. Weil sie alle von dem einen Tische sich nähren, deswegen sind sie auch untereinander verbunden.

Drittens: Die Kirche stellt sich dar als Leidensgemeinschaft. Wenn ihr Haupt, Christus, durch Leiden zur Vollendung kam, dann kann es der Kirche nicht anders geschehen, als daß auch sie durch Leiden zur Vollendung kommen muß. Durch Leiden ist Christus zur Herrlichkeit der Auferstehung gelangt; durch Leiden muß die Kirche zur glorreichen Auferstehung finden. Und weil in dieser Zeitlichkeit die Kräfte des Leidens stärker sind als die Kräfte der Herrlichkeit, wird sich auch in der pilgernden Kirche das Leiden stärker zeigen als die Herrlichkeit.

Die Leiden der Kirche sind mannigfacher Art. Sie kommen von innen und von außen. Von innen kommen die Leiden durch die versagenden Christen, durch die Sünden der Gemeinden, durch das Sich-Verfehlen der Amtsträger. Von außen kommen die Leiden durch Nachstellungen, Schmähungen, Verfolgungen. Alle diese Leiden sind, wenn sie richtig getragen werden, Kräfte, welche die Herrlichkeit vorbereiten. Durch sein Leiden am Kreuz hat unser Heiland den Fluch der Sünde überwunden. Durch Leiden, die wir auf uns nehmen, durch unser Leiden an der Kirche und mit der Kirche und in der Kirche, bereiten wir auch in uns die Überwindung des Fluches vor. Das Leiden Christi kommt erst zur Vollendung in den Leiden der Christen. Und deswegen sind die Leiden, die uns treffen als Kirchenglieder, die Malzeichen Christi; wir tragen die Malzeichen Christi an uns. Die Leiden der Christen sind Zeichen der Verbundenheit mit dem leidenden Christus. Es sagt diese Wahrheit niemand besser als der Apostel Paulus, wenn er im 2. Korintherbrief schreibt: „Immerdar werden wir, die wir leben, dem Tode preisgegeben um Jesu willen, damit auch das Leben Jesu an unserem sterblichen Fleische offenbar werde. So ist in uns der Tod mächtig, das Leben aber in euch.“ Und ähnlich im Kolosserbrief: „Nun freue ich mich derweilen für euch. Ich will das an meinem Fleische ergänzen, was an den Leiden Christi noch fehlt, für seinen Leib, die Kirche.“ Aus diesen beiden Stellen erkennen wir,

daß das Leiden Christi noch nicht zu Ende ist. An seinem physischen Leibe gewiß, da ist es zu Ende. Als er ausgelitten hatte am Kreuz, da war sein körperliches Leiden zu Ende. Aber sein mystisches Leiden, sein Leiden in seinem mystischen Leibe, das ist noch nicht zu Ende, da steht noch viel aus. Und das muß jeder auf sich nehmen. Und noch etwas: Wenn ich die Leiden, die mir bestimmt sind, geduldig trage, wenn ich sie mit dem Leiden Christi verbinde, wenn ich sie in der Gesinnung Christi auf mich nehme, dann bin ich nützlich mit meinem Leiden für andere. Um meines Leidens willen gibt Gott einem anderen Kraft, seine Leiden zu bewältigen, gibt er ihm Zuversicht und Großmut, seine Leiden zu tragen, gibt er ihm Geduld, um seinen Leiden nicht zu erliegen. Welch ergreifende Wahrheit über die Leidensgemeinschaft, über die Leidenssolidarität in unserer Kirche! Leiden schafft Werte. Ein Satz, der von denen, die vom Christentum nichts verstehen, verlacht wird. Aber im Christentum gilt der Satz: Leiden schafft Werte. Werte für einen selbst und Werte für andere.

Die Einheit der Kirche drückt sich viertens aus in der Gehorsamsgemeinschaft. Keine Gemeinschaft kann bestehen ohne das Funktionieren von Befehl und Gehorsam. Eine Familie, eine Schulklasse, eine Gesellschaft, unweigerlich sind in jedem menschlichen Gefüge ein Befehl und ein Gehorsam notwendig, um zu dem gemeinsamen Ziele hinzugelangen. Auch in der Kirche müssen Befehl und Gehorsam funktionieren. Die Befehlenden in der Kirche haben ja die Vollmacht Christi. Sie sind von Christus gesandt, um die ihnen Anvertrauten zu seiner Herrlichkeit zu führen; und die Anvertrauten haben die heilige Pflicht, den Befehlenden in allem, was sie recht gebieten, zu gehorchen. Das Gefüge von Befehl und Gehorsam kann freilich durcheinandergeraten. Zwei Gefahren machen sich bemerkbar. Einmal die Gefahr von oben. Es kann sein, daß Befehlende ihre Vollmacht mißbrauchen. Es kann sein, daß sie sie mißverstehen. Es kann sein, daß sie, ungenügend geschult und charakterlich schwach, ihre Vollmacht nicht in der rechten Weise gebrauchen. Die zweite Fehlerquelle ist von unten. Es kann geschehen, daß Selbstsucht und Hochmut sich aufmachen, den Befehlenden den Gehorsam zu versagen, daß sie, auch dann, wenn sie recht gebieten, sich nichts sagen lassen wollen, daß sie, wie man heute sagt, nach ihrem eigenen Gewissen handeln. Ja, meine lieben Freunde, natürlich muß man nach seinem Gewissen handeln. Aber das ist ja nun gerade die Eigenschaft des katholischen Gewissens, daß ihm aufgetragen ist, sich unter die Befehle der Hierarchie zu beugen. Unser Gewissen gebietet uns, in der Kirche zu sein und zu bleiben, die ein solches Gefüge hat, daß es Hierarchen gibt, welche den Gläubigen Gesetze und Weisungen geben. Also der Grundsatz ist unumstößlich. In der Kirche muß das Gefüge von Befehl und Gehorsam intakt bleiben, sonst gibt sich die Kirche selber auf, sonst ist sie keine Gehorsamsgemeinschaft mehr.

Eine Grenze für den Gehorsam kann es nur da geben, wo die Oberen unrecht gebieten, wo sie nicht aufbauen, sondern niederreißen. In den Vollmachterteilungen, welche die Päpste ihren Legaten, ihren Gesandten gegeben haben, heißt es immer, die Gesandten sollen an der Stelle des Papstes handeln, sie sollen aufbauen und niederreißen. Aufbauen, was aufzubauen ist, das Gute, niederreißen, was niederzureißen ist, nämlich das Schlechte und Böse. Solange das geschieht, kann es kein katholisches Gewissen geben, das gegen die Hierarchen aufsteht. Die Grenze des Gehorsams wird nur da erreicht, wo Vollmachtsträger ihre Gewalt mißbrauchen, wo sie der Kirche Schaden statt Nutzen zufügen. Jeder wird einmal beim Gericht verantworten müssen, warum er gehorsam gewesen ist, aber auch und erst recht, warum er glaubte, nicht gehorsam sein zu müssen. Im Gericht wird Gott Herz und Nieren prüfen, unsere Argumente anhören und unser Gewissen sprechen lassen. Dann wird es sich zeigen, ob wir im Einklang mit Gottes Willen waren oder im Widerspruch.

Zweimal in der heiligen Messe, in jeder heiligen Messe, meine lieben Freunde, betet die Kirche, beten wir um Einheit und Frieden. Nach dem Sanktus im ersten Gebet, das mit „Te igitur“ beginnt, flehen wir um Einheit und Frieden, und vor der heiligen Kommunion ruft jeder einzelne, jetzt auf einmal mit „ich“ beginnend, darum, daß Gott seiner Kirche Einheit und Frieden schenken möge. Das muß unser aller Streben sein, Einheit und Frieden zu bewirken, Einheit und Frieden zu erhalten, soweit immer es möglich ist. Der Friede und die Einheit müssen allerdings in der Wahrheit und in der Redlichkeit der Lebensführung bestehen. Wer heterodoxe Vorstellungen in die Kirche eintragen will, wer heterodoxe Lebensweisen in der Kirche beheimaten will, dem muß ein entschiedenes Nein entgegengesetzt werden. Frieden und Einheit ja, aber nicht um jeden Preis! Wenn immer die Wahrheit

auf dem Spiele steht, dann muß um der Wahrheit willen demjenigen widersprochen werden, der die Einheit stört.

Am Fronleichnamsfeste betet die Kirche in ergreifender Weise: „Herr, schenke deiner Kirche Einheit und Frieden, die unter diesen geheimnisvollen Gaben bezeichnet sind.“ Ja, die eucharistischen Gaben bezeichnen Einheit und Frieden. Einheit, weil das Brot aus vielen Körnern zusammengesetzt ist und der Wein aus vielen Trauben, und Frieden, weil eben das Mahl ein Friedensmahl ist, weil das göttliche Mahl eingesetzt ist, um den Frieden zwischen den Gläubigen auszudrücken und zu bewirken.

Möchten wir, meine lieben Freunde, im Glauben, in der Gebets- und Opfergemeinschaft, im Leiden und im Gehorsam Einheit und Frieden in der Kirche bewirken und ihnen dienen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Wesensmerkmale der Kirche (4)

(Über die Heiligkeit der Kirche)

13.08.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Die erste wesentliche Eigenschaft der Kirche, die wir betrachten haben, war ihre Einheit und Einzigkeit. Wir haben uns heute zu beschäftigen mit der Heiligkeit der Kirche. Das ist ein schweres Thema. Denn offensichtlich ist es, daß es zu viele Unheilige gibt in der Kirche, daß zu viele Sünder in der Kirche leben und die Heiligkeit der Kirche verdunkeln. Dennoch müssen wir versuchen zu ergründen, was es bedeutet, wenn wir im Glaubensbekenntnis beten: „Ich glaube an die heilige Kirche.“

Die ersten Christen haben sich als Heilige verstanden. Was ist damit gemeint? Das will besagen, daß sie von Gott berufen sind, daß sie herausgerufen sind aus der Welt und Gott zu eigen gegeben sind. Wenn die Kirche als heilig bezeichnet wird, dann besagt das, daß sie das auserwählte Volk Gottes ist, daß sie eine Gemeinschaft von Menschen ist, die Gott sich zu eigen erworben hat. Die Herkunft von Gott und die Zugehörigkeit zu Gott machen die Heiligkeit der Kirche aus. Die Kirche ist von oben, nicht von unten. Sie ist nicht eine religiöse Kulturmacht, sie ist nicht eine wissenschaftliche Schule, sie ist überhaupt kein Gebilde dieser Welt, sondern sie ist die Schar derer, die Gott aus der Welt herausgerufen hat und geheiligt hat.

Gott selbst ist ja der Allheilige. Die Heiligkeit Gottes ist sowohl seinhaft als auch ethisch zu verstehen. Gott ist seinhaft heilig, weil er der ganz andere ist. Er ist von allem, was geschöpft ist, wesentlich verschieden. Schöpfer und Geschöpf besitzen eine gewisse Ähnlichkeit, aber die Unähnlichkeit zwischen ihnen ist größer. Und diesen Abstand, den Gott gegenüber der Schöpfung besitzt, nennt man die Heiligkeit, die seinhafte Heiligkeit Gottes. Diese seinhafte Heiligkeit verwirklicht er in ethischer Weise, d.h. er handelt nur heilig. Seine Gesinnung ist so heilig, wie es seinem Sein entspricht. Er wirkt nur das Heilige, weil er selbst heilig ist.

Heilig ist auch sein Gesandter, Christus. Er ist der Heilige Gottes. So bekennen ihn die Dämonen, und die Dämonen sind schlau. Sie rufen ihm zu: „Du bist der Heilige Gottes!“ Jawohl, so ist es. Er ist von oben, nicht von unten. Er gehört ganz in die Welt Gottes, er ist seinhaft heilig, weil er an der göttlichen Natur Anteil hat. Und er verwirklicht seine seinhafte Heiligkeit in seinem Handeln. Seine Speise ist es ja, den Willen des himmlischen Vaters zu tun. Er lebt in radikalem Gehorsam gegen Gott, und das macht seine ethische Heiligkeit aus.

Nun ist aber dieser Heilige Gottes, Jesus Christus, das Haupt der Kirche. Deswegen geht die Heiligkeit vom Haupte auf seinen Leib über. Die Kirche ist durch ihn geheiligt. Sie nimmt teil an der Heiligkeit des Christus. Diese Heiligkeit wird dem einzelnen Christen mitgeteilt durch Glaube und Taufe. Wenn der Mensch sich gläubig Christus zuwendet und übergibt, wenn er sich ihm überantwortet und schenkt im Glauben und wenn er gleichzeitig im Wasserbad der Taufe gereinigt wird, dann wird er ein Heiliger. Diejenigen, die ihr Christentum ernstnehmen und im Zustand der Taufschuld beharren, werden mit Recht als Heilige bezeichnet. Jeder, der im Zustand der heiligmachenden Gnade ist, ist ein Heiliger, nämlich ein durch Christus Geheiligter. Ihm ist eine seinhafte Heiligkeit zu eigen durch die heiligmachende Gnade. Es ist das freilich eine mitgeteilte Heiligkeit, aber dennoch eine echte und wahre Heiligkeit. Absolut heilig ist nur der Herr. „Du allein bist der Heilige“, so haben wir im Gloria der heiligen Messe gebetet. Aber seine Heiligkeit als mitgeteilte wird auch denen zuteil, die sich in Glaube und Taufe zu ihm bekennen. Die Heiligkeit bedeutet Herkunft von Gott und Zu-

gehörigkeit zu Gott. Wer heilig ist durch die heiligmachende Gnade, der stammt aus Gott und der ist Gott gehörig.

Was ihm geschenkt ist, muß er täglich verwirklichen. Seine Gottgehörigkeit muß er realisieren in einem Leben in der Nachfolge Christi. Christus hat dazu Weisungen gegeben, eindeutige, hohe Weisungen. Es gibt keine Religion auf dieser Erde, meine lieben Christen, die es mit dem Christentum aufnehmen könnten in der Höhe und im Rang der sittlichen Werte. Sie haben ihre Zusammenfassung gefunden in der Bergpredigt. In den Kapiteln 5 bis 7 des Matthäusevangeliums haben wir ein Kompendium, eine Zusammenfassung der Forderungen, welche Gottes Heiligkeit an die von ihm Geheiligten stellt. Diese Bergpredigt suchen manche zu entschärfen. Sie sagen, das sei ein Ideal oder das sei eine zukünftige Angelegenheit. Nein, das ist ein Gebot, und das ist ein in dieser Welt, hier und jetzt, geltendes Gebot. Es zu verwirklichen ist schwer, aber es ist nicht unmöglich. Der Christ kann diese Gebote halten, wenn er sie halten will! Und er kann es in der Kraft dessen, der ihn stärkt.

Da sieht man die Verantwortung, meine lieben Christen, die jeder von uns hat, um die Heiligkeit der Kirche sichtbar werden zu lassen. Durch einen jeden von uns wird die Heiligkeit der Kirche entweder dargestellt oder verhüllt. Man kann sich nicht zurückziehen und sagen: Die Amtsträger, die sind verantwortlich für die Heiligkeit der Kirche. Sie sind gewiß auch verantwortlich. Sie haben sogar die größere Verantwortung, aber sie sind nicht allein verantwortlich. Auch was die Menschen an uns sehen, ist mitgestaltend für ihr Urteil über die Heiligkeit der Kirche. Und sie soll ja nicht nur eine Eigenschaft sein, sie soll ein Merkmal sein, d.h. man soll die Heiligkeit erkennen, um an der Heiligkeit festzumachen, daß es sich hier um die wahre Kirche Christi handelt. Welche Verantwortung ist uns da aufgegeben!

Es hat immer Menschen gegeben, die dieser Verantwortung in einem heroischen Maße gerecht geworden sind. Diese Menschen nennen wir die kanonisierten Heiligen. Gemeint sind im Heiligkeitszustande lebende Menschen, die heroische Tugend entwickelt haben. In der vergangenen Woche haben wir eines Heiligen gedacht, der im vorigen Jahrhundert gelebt hat, des heiligen Johannes Maria Vianney, des heiligen Pfarrers von Ars. Im Jahre 1818 schickte ihn der Bischof von Autun in das kleine Dörflein und sagte: „In diesem Ort ist keine Gottesliebe. Sie sind gesandt, um sie zu entzünden.“ Als Vianney nach Ars kam, hielt kaum jemand den Sonntag. Die Sonntagsheiligung war durchbrochen. Die Menschen empfangen keine Sakramente, selbst an Ostern gingen nur wenige zur heiligen Beicht und zur heiligen Kommunion. Das Fluchen war an der Tagesordnung. Gut besetzt waren die drei Wirtshäuser des Ortes, aber schlecht besucht die Kirche. Wenn der Pfarrer auf die Kanzel stieg, verließen die Leute das Gotteshaus. In dieser trostlosen Wüste hat nun der heilige Pfarrer von Ars sein Werk aufgebaut. Er hat gebetet, er hat gebüßt, er hat gerungen, er hat gemahnt, er hat gedroht, nämlich mit Gottes Strafe. Und siehe da, schon nach zwei Jahren zeigten sich die Wirkungen seiner Tätigkeit. Der Sonntag wurde geheiligt, die Gottesdienste waren gut besucht, die Menschen gingen sogar am Werktag zu den heiligen Sakramenten. Bald breitete sich der Ruf dessen, was sich in Ars zugetragen hatte, auf die ganze Region aus. Ja, ganz Frankreich wurde von Ars aus erneuert. Bischöfe und Kardinäle, Staatsmänner und Professoren eilten nach Ars, um den Pfarrer predigen zu hören und bei ihm eine Beichte abzulegen. „Gott allein weiß“, hat er einmal gesagt, „wie viele Menschen hier das Heil ihrer Seele erworben haben.“ Bis zu 18 Stunden am Tag hat der heilige Pfarrer von Ars im Beichtstuhl zugebracht.

Das ist ein Beispiel, meine lieben Freunde, wie die Heiligkeit der Kirche sich immer wieder durch alle Verschüttungen durchsetzt. Es gilt auch in Zeiten der Lauheit und des Abfalls, daß es immer wieder Menschen gibt, die deutlich machen: Es gibt einen heiligen Gott, und die, die er beruft und die sich ihm willig übergeben, führt er zur Heiligkeit. Da soll man nicht mit dem Finger auf andere zeigen, wie es der Pharisäer des heutigen Evangeliums gemacht hat, da soll man nicht sagen: Ja der und jener, die versagen. Richtig, sie versagen, aber was machst du denn? Wie steht es denn um dich? Was zeigst du für ein Bild von der heiligen Kirche?

Es kam einmal ein Mann zu einem Geistlichen und sagte: „Ich suche eine vollkommene Kirche und kann sie nirgends finden.“ „So“, sagte der Geistliche, „Sie suchen eine vollkommene Kirche? Die werden Sie auch nicht finden. Da können Sie so lange suchen, bis Sie sterben. Es gibt keine vollkom-

mene Kirche. Und wenn es eine gäbe, würde sie sich weigern, Sie aufzunehmen, denn dann wäre sie nicht mehr vollkommen.“

Die Kirche ist heilig in ihren Schätzen. Heilig ist ihr Wort, das Wort Gottes, heilig sind ihre Sakramente, die heiligen Zeichen der Gnade, heilig sind ihre Ämter, denn in ihnen wirkt die Macht Gottes. Heilig sind ihre Aufgaben, die Christus ihr gestellt hat. Heilig sind die Ziele, die ihr gesetzt sind. Die Kirche als von Gott hervorgehende Gemeinschaft ist heilig und unverbrüchlich heilig und unzerstörbar heilig. Was unheilig sein kann, sind die Menschen, die sündigen Menschen, die die Heiligkeit der Kirche schmälern, die ihre Mutter mit Flecken bedenken, die versäumen, die Heiligkeit der Kirche in ihrem Leben sichtbar zu machen.

Vor einigen Jahren ist die These aufgekommen, die Kirche sei sündig. Diese These ist falsch. Nicht die Kirche ist sündig, sondern die Menschen der Kirche sind sündig. Viele Menschen der Kirche, allzu viele, sind sündig. Aber die Kirche als solche, wie sie von Christus hervorgeht, als der Leib Christi, die Kirche als solche ist heilig, unbefleckt und makellos. So sagt es der Apostel im Brief an die Epheser: „Christus hat die Kirche geliebt und sich selbst für sie hingegeben, um sie zu heiligen, indem er sie reinigte im Wasserbade durch das Wort des Lebens. Herrlich wollte er die Kirche für sich selbst darstellen, ohne Makel, ohne Runzeln oder andere Fehler. Heilig sollte sie vielmehr sein und ohne Fehl.“

Die Heiligkeit der Kirche ist gewiß noch nicht vollendet. Sie wird es erst sein, wenn alle Menschen in die Seligkeit Gottes eingegangen sind. Jetzt ist die Heiligkeit der Kirche noch unvollendet und jetzt wird sie noch befleckt durch zu viele Sünden. Aber immer wieder wird sich die Kirche als die heilige darstellen in den Märtyrern, die ihr Blut für Christus vergossen haben, in den Bekennern, die ihr Leben für Christus aufgewendet haben, in den jungfräulichen Menschen, die das Irdische im Feuer der göttlichen Liebe verbrannt haben, in jedem Christen, der Gott liebt und den Nächsten liebt.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

In den Himmel aufgenommen

15.08.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte, in heiliger Festesfreude Versammelt!

Am 1. November 1950 hat Papst Pius XII. in Rom den Glaubenssatz feierlich verkündet: „Die unbefleckte, immerwährende jungfräuliche Gottesmutter Maria ist nach Vollendung ihres irdischen Laufes mit Leib und Seele in die Herrlichkeit des Himmels aufgenommen worden.“ Der Papst hat damit nicht eine neue Wahrheit verkündet, sondern er hat das, was eingeschlossen und unentfaltet immer im Glaubensbewußtsein des christlichen Volkes gelebt hat, nur zur Gewißheit erhoben. Von Anfang an hat sich die gläubige Betrachtung des christlichen Volkes Maria zugewandt, hat ihre Vorzüge erkannt und ihre wunderbare Berufung erfaßt. Und so ergab sich im Laufe der Jahrhunderte, daß Maria ausgezeichnet ist vor allen anderen Menschen, weil sie die Mutter des göttlichen Erlösers sein sollte.

Das Fest Heimgang Mariens oder Mariä Himmelfahrt ist das älteste Marienfest der Kirche. Bereits im 5. Jahrhundert wurde es gefeiert. Das gläubige Betrachten der Gottesmutter hat freilich allein diese Wahrheit von der himmlischen Glorie Mariens nicht ans Licht heben können. Es mußte die theologische Überlegung dazukommen. Man muß sich gegen die Einwände wehren, die vor allem von protestantischer Seite gemacht werden, daß der fromme Überschwang hier etwas hervorgetrieben hat, was vor der biblischen Botschaft nicht bestehen kann. Meine lieben Freunde, in der Heiligen Schrift ist vieles dunkel und sehr vieles in einer eingewickelten, unentfalteten Form enthalten. Aber dazu hat ja nun Gott seinen Heiligen Geist bestellt und bestimmt, daß er die Kirche einführt in alle Wahrheit. Diese seine Tätigkeit ist nicht abgeschlossen mit dem Tod der Apostel, auch nicht mit den ersten 4 Jahrhunderten der Kirchengeschichte. Nein, diese Tätigkeit vollzieht der Heilige Geist bis zum Ende der Zeiten. Und seinem Wirken ist es zuzuschreiben, daß Pius XII. am 1. November 1950 feierlich das Dogma, also den Glaubenssatz und das Glaubensgesetz, verkünden konnte: „Maria ist mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen.“

Die theologische Begründung dieser Wahrheit ist eine dreifache. Einmal sagt Pius XII. in der Bulle, also in dem Schreiben zur Verkündigung des Dogmas: „Maria ist um der Ehre ihres Sohnes willen mit diesem Vorzug beschenkt worden.“ Um der Ehre ihres Sohnes willen. Jesus ist der gottgesandte Erlöser. Er besitzt ein Ansehen, und das nennen wir Ehre. Und dieses Ansehen erhebt bestimmte Forderungen, Forderungen auch an die Frau, die ihn gebären sollte. Diese Forderungen an die Frau, die Jesus im Schoße trug, waren vor allem ihre unbefleckte Empfängnis und ihre leibliche Aufnahme in den Himmel. Die Heimat, die Christus auf Erden bereitet wurde, sollte, wie es dem Allerreinsten geziemte, ganz rein sein. Deswegen ist Maria von der Erbsünde nicht befreit, sondern vor der Erbsünde bewahrt worden. Sie hat sie sich nicht erst zugezogen, um dann von ihr erlöst zu werden, nein, sie ist eine Vorerlöste. Bevor sie sich diese Erbschuld zuzog, hat sie durch ein besonderes Gnadenprivileg von Gott die Erlösung empfangen. Aber dann ist natürlich die Konsequenz: Wer die Erbsünde nicht in sich trug, der kann auch nicht den Sold der Sünde in sich tragen, das ist der Tod bzw. das Bleiben im Tode. Deswegen mußte Maria mit Leib und Seele in die himmlische Herrlichkeit eingehen. Sie konnte die Verwesung nicht schauen. Und es ist noch nicht einmal sicher, ob sie den leiblichen Tod gestorben ist. Der Papst sagt: „Nach Vollendung ihres irdischen Lebenslaufes“. Er sagt nicht: „Nachdem sie gestorben ist“. Also eine letzte Gewißheit haben wir gar nicht, ob nicht Maria vielleicht in einer anderen Weise des Überganges in die himmlische Herrlichkeit erhoben. In jedem Falle geschah

es um der Ehre ihres Sohnes willen. Er wird geehrt durch eine solche Mutter, die frei von Erbsünde und in der himmlischen Verklärung mit ihm vereinigt ist.

Der zweite theologische Grund ist die Sohnesliebe. Jesus hat ja die Frau, die ihn geboren hat, mit einer alles menschliche Maß übersteigenden Sohnesliebe umfassen. Die Frau, die ihn getragen, die ihn geboren, die ihn genährt, die mit ihm die Freuden und Leiden geteilt hat, diese Frau stand ihm zweifellos am nächsten von allen Menschen auf Erden. Und so hat er diese Frau geliebt, wie eben nur ein Sohn, ein göttlicher Sohn, seine Mutter lieben kann. Diese Liebe duldet nicht, daß Maria von ihm, wenn auch nur leiblich, getrennt war. Er hat dafür gesorgt, daß das, was er vermochte, auch an ihr geschah, nämlich daß er sie mit Leib und Seele in seine himmlische Herrlichkeit aufnahm. Die Sohnesliebe Jesu ist dafür ursächlich, daß Maria nicht bloß, wie andere Verstorbene, mit der Seele in der himmlischen Herrlichkeit lebt, sondern daß sie in der Vollendung auch des Leibes mit ihm vereint ist. Alle anderen warten noch auf diese Vollendung, unsere lieben Verstorbenen, unsere lieben Eltern und Großeltern und Verwandten. Sie sind noch im Wartestand. Es gibt nur einen Irdischen, der nicht mehr im Wartestand ist, das ist Maria. In ihr ist die Vollendung der Herrlichkeit bereits geschehen. Sie ist mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen. Sie wartet nicht auf die Auferstehung des Leibes, sondern die Auferstehung des Leibes ist an ihr erfolgt wegen der Liebe ihres Sohnes, wegen der Liebe, die Christus zu ihr getragen hat.

Der dritte Grund ist der Sieg Mariens über Sünde und Teufel. Das Proto-Evangelium, also die erste Verkündigung des Heiles im Buche Genesis, dem ersten Buch der Heiligen Schrift, lautet: „Feindschaft will ich setzen zwischen dir und der Frau, zwischen deiner Nachkommenschaft und ihrer Nachkommenschaft. Sie wird dir den Kopf zertreten, und du wirst ihrer Ferse nachstellen.“ Hier war angekündigt die Feindschaft zwischen dem Schlangentreter und seiner Mutter und dem Satan; und Maria ist ihm niemals erlegen. Sie war, wie ich schon am Anfang sagte, vor der Erbsünde bewahrt, und sie hat keine persönliche Sünde begangen. An ihr hat der Satan keinen Anteil; und weil der Satan keinen Anteil hatte, sollte auch die Verwesung an ihr keinen Anteil haben. Denn der Satan herrscht im Tode, der Tod ist der Knecht Satans, der Tod ist der Vollstrecker der Satansmacht. Maria hat die Sünden überwunden, und deswegen sollte ihr der Tod nicht schaden. Sie ist durch das Geschehen, das wir in einer unbegreiflichen Weise noch nicht letztlich entschlüsseln können, in die ewige Seligkeit eingegangen. Sie hat die Vollendung empfangen, die denen verheißen ist, an denen der Satan keinen Anteil hat.

So ist sie die neue Eva geworden. Wir haben einen neuen Adam, das ist Christus. Er ist das Stammhaupt der neuen Menschheit, der erlösten Menschheit. Aber diesem zweiten Adam ist eine zweite Eva hinzugesellt, die Mutter der Lebendigen, Maria, die Königin des Himmels. An ihr hat sich erfüllt, was der Engel gesagt hat: „Du bist voll der Gnade.“ Wenn voll, dann aber in der Fülle der Gnade und in der Fülle der Erlösung, die sie empfangen hat, als der Herr sie in die himmlische Herrlichkeit einziehen ließ.

Wenn wir also Maria als die in den Himmel Aufgenommene bekennen, dann treiben wir keinen frommen Überschwang, dann vertreten wir keine mariologische Häresie, wie von protestantischer Seite gesagt wird. Damit mindern wir auch nicht die Ehre ihres Sohnes, sondern ganz im Gegenteil, wir bekräftigen die Ehre unseres Herrn und Heilandes, wir preisen sein Wunder, das er gewirkt hat an seiner heiligsten Mutter, und wir freuen uns, daß wir eine Fürsprecherin in der himmlischen Herrlichkeit haben.

Im Gesang der Büsserinnen im 2. Teil des großen Dichtwerkes von Goethe, Faust, heißt es: „Du schwebst zu Höhen der ewigen Reiche. Vernimm das Fleh'n, du Ohnegleiche, du Gnadenreiche!“ Wie schön hat der Dichter hier die Wahrheit der Himmelfahrt Mariens in Worte gefaßt! „Du schwebst zu Höhen der ewigen Reiche. Vernimm das Fleh'n, du Ohnegleiche, du Gnadenreiche!“ Wenn wir sie heute preisen und feiern, wenn wir glücklich sind und uns freuen über ihre Auserwählung, dann ist doch gleichzeitig auch unsere Bitte an sie gerichtet, geht unser Flehen, unser Rufen, unser unstillbares Weinen zu ihr: „Du schwebst zu Höhen der ewigen Reiche. Vernimm das Fleh'n, du Ohnegleiche, du Gnadenreiche!“ Amen.

Prof. Dr. Georg May

Wesensmerkmale der Kirche (5)

(Über die Katholizität der Kirche)

20.08.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Die katholische Kirche hat vier Wesensmerkmale. Sie ist einig, sie ist heilig, sie ist katholisch und apostolisch. An den vergangenen Sonntagen haben wir die beiden ersten Wesensmerkmale betrachtet, die Einheit und die Heiligkeit. Wir wenden und heute der Katholizität zu.

Was heißt es, wenn wir sagen, unsere Kirche ist katholisch? Das Wort katholisch kommt aus dem Griechischen und ist zusammengesetzt aus den beiden Worten *kat holon*. Das bedeutet soviel wie allgemein, universell, insgesamt. Mit dem Wort katholisch soll also die Universalität der Kirche ausgedrückt werden. Vor einiger Zeit fragte mich ein Herr: „Seit wann gibt es das Wort katholisch?“ Das Wort katholisch gibt es seit dem 1. Jahrhundert. Es wird zum erstenmal gebraucht von dem Bischof von Antiochien namens Ignatius. Er verwendet für uns nachweisbar als erster das Wort katholisch. Wo Jesus Christus ist, sagt er, da ist die katholische Kirche. Seitdem ist dieser Wort ein Begriff, um die Universalität unserer Kirche zu bezeichnen. Wir unterscheiden eine äußere und eine innere Katholizität. Die äußere Katholizität ist eine solche des Raumes und der Zeit, die innere Katholizität ist eine solche der Wahrheit und der Heilsgüter.

Erstens also die äußere Katholizität. Sie ist eine solche des Raumes. Das will besagen, die Kirche ist nicht eingeschränkt auf ein bestimmtes Gebiet, sie ist nicht partikularistisch verengt. Es kann und darf keine Nationalkirche geben, sondern die Kirche überschreitet jedes Volk und jede Nation. Sie ist jeder Kultur und jedem politischen System angepaßt. Die Kirche ist universell. Das Wort katholisch im Sinne der räumlichen Katholizität besagt nicht zuerst, daß die Kirche auch überall anwesend sein muß. Die Kirche war schon katholisch, als sich ihre Anhänger nur in dem Obergemach in Jerusalem versammeln konnten. Auch damals besaß sie schon die Eigenschaft der Katholizität. Daraus ersieht man, daß die räumliche Katholizität noch etwas anderes bedeutet als auf allen Erdteilen, in jedem Lande gegenwärtig. Die äußere Katholizität bedeutet nämlich zunächst einmal: Für alle Völker bestimmt, zu allen Völkern gesandt, für jedes Volk geeignet. Die katholische Kirche ist, weil sie von Gott, dem Allherrscher, kommt, für alle Menschen bestimmt. Alle sollen sich in ihr versammeln. Nur so kann sie ihrem göttlichen Auftrag, ihrer göttlichen Potenz, ihrer göttlichen Expansionskraft gerecht werden. Sie ist also nicht deswegen katholisch, weil sie (schon) überall vertreten ist oder weil sie mehr Anhänger besitzt als andere. Die Zahl ist nicht entscheidend. Auch der Bolschewismus hat viele Anhänger zumindest besessen, und auch der Mohammedanismus besitzt Hunderte von Millionen von Anhängern. Daran liegt es nicht. Wenn sich die Kirche nur durch die Zahl der Anhänger auszeichnete, wäre sie nur gradweise von den anderen Religionsgemeinschaften unterschieden. Sie ist aber qualitativ unterschieden; sie stammt von oben, die anderen Religionen stammen von unten. Sie ist eine göttliche Stiftung, die anderen sind von Menschen erfunden. Also nicht die Zahl, nicht die hohe Zahl macht die räumliche Katholizität der Kirche aus, sondern ihre Bestimmung, ihre Zuordnung zu allen Völkern und Nationen. Sie nimmt keinem Volk etwas, sondern sie führt ein jedes Volk zur Erfüllung seines eigenen Wesens. Sie braucht die Menschen nicht zu veranlassen, ihre Individualität oder ihre Volkszugehörigkeit aufzugeben. Nein, jeder, jedes Individuum und jedes Volk gewinnt durch die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche das wahre Selbst, weil nämlich ein jeder und ein jedes Volk befreit werden von den Mächten der Selbstsucht und des Hochmuts und der Triebhaftigkeit.

Natürlich soll die Kirche auch möglichst ihre Expansionskraft realisieren. Natürlich soll sie bis an die Grenzen der Erde gelangen. Natürlich soll sie alle Menschen in sich vereinen und sie gewinnen. Denn damit verwirklicht sie eben das, wozu sie angelegt ist. Aber noch einmal: Die Kirche war katholisch auch schon in Jerusalem. Sie war katholisch, als Hieronymus seufzte, der Erdkreis sei arianisch geworden. Und sie wird katholisch sein, wenn sich die Prophezeiung der Johannes-Apokalypse erfüllen wird, daß nämlich nur ein Häuflein von Standhaften und Getreuen übrig sein wird, wenn der Herr kommt.

Die Kirche ist katholisch, was den Raum betrifft, aber auch, was die Zeit angeht. Sie ist allen Zeiten gegenwärtig. Sie überdauert alle Zeiten. Sie ist nicht für eine bestimmte Zeit geeignet und für eine andere ungeeignet. Sie wird niemals abgelöst werden durch eine andere Kirche. Das war der Irrtum des Joachim von Fiore, daß er meinte, nach der Kirche Jesu komme eine Kirche des Heiligen Geistes. Diesen Irrtum hat die Kirche abgewiesen. Die Kirche, wie sie von Christus geschaffen ist, ist jeder Zeit gegenwärtig. Andere Gemeinschaften und andere Verbände haben ihre Zeit, die Kirche hat immer ihre Zeit. Sie wird auch nicht überholt werden durch den irdischen Fortschritt. Voltaire und der Bolschewismus meinten, durch die Veränderung der Kultur oder der Produktionsmittel werde die Kirche überflüssig werden, der Fortschritt werde sie unnötig machen. Das ist deswegen unmöglich, weil die Kirche gar nicht auf den irdischen Fortschritt zielt; sie kann deswegen auch nicht durch den irdischen Fortschritt ersetzt werden. Die Kirche ist in jeder Zeit und gleichzeitig über jede Zeit erhaben. Sie ist immer aktuell, sie ist niemals überholt, sie ist niemals veraltet. Sie ist immer und jederzeit höchst notwendig und gegenwärtig.

Das also, meine lieben Freunde, ist die äußere Katholizität. Sie ist eine solche des Raumes und der Zeit. Dazu tritt zweitens die innere Katholizität. Sie ist eine solche der Wahrheit und der Heilsgüter. Die Kirche besitzt die ganze Wahrheit. Diese Wahrheit ist ihr im Laufe der Jahrhunderte immer deutlicher aufgegangen. Der Herr hat ihr das ganze Offenbarungsgut anvertraut, aber sie ist in sukzessiver Weise in die Fülle dieses Offenbarungsgutes eingedrungen. In liebevoller Versenkung, durch das Nachdenken der gläubigen Theologen, durch die Praxis des Volkes ist die Kirche immer tiefer hineingewachsen, hat sie die Offenbarungswahrheit immer deutlicher erkannt. Sie hat, von Christus veranlaßt, durch den Heiligen Geist eine Urkunde ihrer Gründung erhalten, die Heilige Schrift. Diese Heilige Schrift ist unüberholbar. Aber vieles ist in der Heiligen Schrift nur eingewickelt, unentfaltet enthalten. Es muß also entfaltet werden. Und diese Arbeit leistet seit zweitausend Jahren der Heilige Geist. Ihn hat Christus verheißen mit der Ankündigung: „Er wird euch in alle Wahrheit einführen.“ Diese Arbeit des Geistes ist bis heute nicht beendet. Sie geschieht immer weiter bis zum letzten Tage des Bestehens der Kirche. Die Frucht dieser Arbeit sind die Dogmatisierungen. In den Dogmatisierungen verfügt die Kirche nicht bloß einen bestimmten Sprachgebrauch, damit eben die Menschen äußerlich einig seien. Nein, in den Dogmatisierungen bindet sie sich an die Vergangenheit, nämlich an die Offenbarung, und durch die Macht und Kraft des Heiligen Geistes findet sie Formulierungen, welche die Wahrheit in einer angemessenen Weise aussprechen. Die Dogmen verkünden also nichts Neues; sie verkünden das Alte, das aber bisher nur eingewickelt, unentfaltet in der Offenbarung lag. Dogmen sind Produkte des Heiligen Geistes, der die Kirche in alle Wahrheit einführt.

Ähnlich ist es mit den Heilsgütern. Christus hat der Kirche alle Heilsgüter übergeben, also vor allem den Gottesdienst und die Sakramente. Aber diese Heilsgüter bergen eine solche Fülle in sich, daß sie erst im Laufe der Zeit der Kirche aufgegangen ist. Erst im 13. Jahrhundert wurde das Fronleichnamfest eingesetzt. Das Fronleichnamfest hat zum Inhalt die Anbetung des eucharistischen Opfersakramentes. Die Kirche wußte immer, daß der Herr im heiligen Sakrament gegenwärtig ist. Die Folgerungen, die daraus zu ziehen sind, treten erst im Laufe der Zeit hervor. Wenn er gegenwärtig ist, dann nicht nur im Augenblick des Genusses, wie Luther meinte, sondern dann ist er auch vor dem Genuß und nach dem Genuß gegenwärtig. Und wenn er gegenwärtig ist, kann man ihn auch verehren und anbeten. Also hat die Kirche die Anbetung des Allerheiligsten eingeführt, hat sie die Prozessionen mit dem heiligsten Sakrament geschaffen, hat sie die heilige Stunde am Donnerstag begründet.

Ähnlich ist es mit anderen Frömmigkeitsübungen des gläubigen Volkes. Die Herz-Jesu-Verehrung ist nicht von Anfang an in der Kirche gewesen. Aber indem sich die Kirche in das Innere unseres Heilandes versenkte, indem sie erkannte, daß sein menschliches Herz hypostatisch vereint ist mit der Got-

theit, hat sie die Anbetungswürdigkeit dieses Herzens erkannt. Und so hat sie zu gegebener Stunde die Herz-Jesu-Verehrung eingeführt. In der Kirche ist die ganze Fülle der Heilsgüter vorhanden. Sie hat niemals geduldet, daß etwas von diesen Heilsgütern ihr entzogen wird. Sie hat den Ablass verteidigt, als Männer aufstanden und gegen den Ablass wüteten. Der Ablass ist eine legitime Frucht am Baume des kirchlichen Bußwesens. Er ist ein Geschenk, das Gott seiner Kirche gemacht hat, damit sie dem büßenden Sünder zu Hilfe kommt, indem sie ihm durch die Genugtuung Christi und seiner Heiligen einen Nachlaß zeitlicher Sündenstrafen gewährt.

Die innere Katholizität der Kirche muß immer wieder neu erkämpft werden. Es treten immer wieder Menschen auf, die sagen: Man muß die Kirche der Urzeit wiederherstellen, oder: Man darf nicht weitergehen in der kirchlichen Entwicklung als bis zum 4. oder 5. Jahrhundert. Es ist ganz falsch, die Kirche an den Anfang zurückzuführen; es ist nicht nur falsch, es ist auch unmöglich, denn die Kirche hat das Gesetz der Entwicklung und der Entfaltung eingestaltet bekommen. Sie würde sich gegen ihr eigenes Wesen verfehlen, wenn sie versuchen würde, zum Anfang zurückzukehren. Genauso wie es einem Menschen, der erwachsen ist, unmöglich ist, in seine Kindheit zurückzugehen, so ist es der Kirche unmöglich und verwehrt, in ihre Anfangszeit zurückzugehen. Die Kirche hat eine gottgelenkte Entwicklung genommen, und der heutige Stand ist nach Gottes Willen der ihr angemessene. Man kann nicht gegen das 20. Jahrhundert das 4. oder 5. oder gar das 1. und 2. Jahrhundert ausspielen. Jede Zeit der Kirche ist unmittelbar zu Gott.

Das also, meine lieben Freunde, ist die innere Katholizität. Sie ist eine solche der Fülle der Heilswahrheit, die in der Kirche gegenwärtig ist; sie ist eine solche der Fülle der Heilsgüter, die in der Kirche den Gläubigen bereitliegen. Da sehen wir auch unsere Aufgabe. Wenn wir wirklich katholisch sein wollen, müssen wir an der äußeren und inneren Katholizität der Kirche zu unserem Teil mitwirken. Wir wirken an der äußeren Katholizität mit, wenn wir bestrebt sind, die Kirche zum hell leuchtenden Zeichen auf dem Berge zu machen, wenn wir uns bemühen, die Menschen zu unserer Kirche einzuladen und in ihr zu beheimaten. „Alle Menschen dieser Erden sollen Gotteskinder werden“, und zwar in der heiligen katholischen Kirche. Gleichzeitig sollen wir uns bemühen, die innere Katholizität zu verwirklichen, also nicht religiös gleichsam auf Sparflamme kochen, nicht sagen: Mir genügt Christus, und sonst benötige ich nichts. Christus genügt, aber Christus will, daß alles, was er an Wahrheit und an Heilsgütern den Menschen bereitet hat, aufgenommen wird. Er steht hinter diesen Entwicklungen, die ich eben ansatzweise gekennzeichnet habe. Wir sollen die ganze Fülle der Wahrheit in unserem Leben verwirklichen, und wir sollen von allen Heilsgütern Gebrauch machen. Also nicht das Bußsakrament aus der Praxis der Frömmigkeit ausscheiden, nicht die Verehrung des Allerheiligsten aus dem Bereich des kirchlichen Lebens verdrängen, nicht die Gewinnung des Ablasses als überholt darstellen, sondern die ganze Fülle der Heilsgüter in unserem eigenen Leben verwirklichen. Wenn wir das tun, dann erst sind wir wahrhaft katholisch.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Wesensmerkmale der Kirche (6)

(Über die Apostolizität der Kirche)

27.08.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns vorgenommen, die Wesensmerkmale der wahren Kirche uns vor Augen zu führen. Die Kirche Christi ist äußerlich erkennbar daran, daß sie eins, heilig, katholisch und apostolisch ist. Die drei ersten Wesensmerkmale hatten wir an den vergangenen Sonntagen betrachtet. Es bleibt uns heute zu überlegen, was es bedeutet, wenn wir sagen: Die katholische Kirche, die Kirche Christi, ist die apostolische. Zum erstenmal hat sich die Kirche als apostolisch bezeichnet auf dem Konzil von Nizäa im Jahre 325; aber damals mehr nebenbei. Zu einem Wesensmerkmal ist die Apostolizität der Kirche erst erhoben worden auf dem Konzil von Konstantinopel im Jahre 381. Damals hat sich die Kirche selbst bekannt als die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche.

Das Wort apostolisch kommt natürlich von den Aposteln her. Die Apostel im strengen Sinne war jener Zwölferkreis, den der Herr auserwählt hat. An vier Stellen der Heiligen Schrift werden uns die Namen dieser zwölf Männer aufgezählt, in den drei ersten Evangelien und in der Apostelgeschichte. An erster Stelle steht immer Petrus, an letzter Stelle Judas Ischariot. Die vier ersten sind bei allen Katalogen dieselben, nämlich Petrus und Andreas, Jakobus der Ältere und Johannes. Wenn wir von der Apostolizität der Kirche sprechen, dann meinen wir mit ihr drei verschiedene Dinge, die auch innig zusammenhängen, nämlich

1. die Apostolizität des Ursprungs,
2. die Apostolizität der Lehre und
3. die Apostolizität der Nachfolge.

Die erste Apostolizität ist jene des Ursprungs. Die Apostel waren die Erstlinge der Kirche, vom Herrn selbst erwählt und eingesetzt. Er ist das Urfundament, er ist der Fels, auf dem die Kirche ruht. Aber die Apostel sind in einem sekundären Sinne auch Fundament. Christus, das *fundamentum primum*, wie der heilige Thomas sagt, das erstrangige Fundament, der gewachsene Fels, nicht von Menschen; die Apostel das *fundamentum secundarium*, das zweitrangige Fundament, auf dem Felsen, der Christus ist, aufgebaut. Wenn Sie einmal aufmerksam durch eine konsekrierte Kirche gehen, dann stellen Sie fest, daß an den Wänden zwölf Steine sind, in die Mauer eingelassen, und zwölf Leuchter. Die Erklärung liegt nahe: Diese zwölf Steine und diese zwölf Leuchter sind Sinnbilder der Apostel, jener Männer, auf welche die Kirche gebaut ist. Wenn wir die Kirche die apostolische nennen, dann meinen wir an erster Stelle die Apostolizität des Ursprungs. Der Herr hat die Apostel ausgewählt und ausgesandt. Sie sind bestellt, sein Werk aufzunehmen und den kommenden Generationen zu vermitteln. Sie sollen die Kirche bilden. Der Herr nannte sie ja Menschenfischer, und damit ist angedeutet, daß sie Jünger für den Herrn sammeln sollen, daß sie ihnen Weisungen geben sollen, daß sie sie belehren sollen, daß sie in der Stellvertretung des Herrn sein Heilswerk durch die Zeiten tragen sollen. Die Apostolizität des Ursprungs ist der Grund, warum wir die Kirche apostolisch nennen.

Die zweite Weise der Apostolizität ist die Apostolizität der Lehre. Die Kirche kann in alle Ewigkeit keine andere Lehre vortragen als jene, welche die Apostel vorgelegt haben. Sie ist an die Lehre der Apostel gebunden. Sie darf nichts hinzufügen, sie darf aber auch nichts wegnehmen. Die Lehre der Apostel ist der Maßstab für die Lehre der Kirche, der nicht verändert und nicht verworfen werden darf. Was die Kirche lehrt, das muß in der apostolischen Verkündigung seine Grundlage haben.

Nicht alles ist von den Aposteln in ausgewickelter, entfalteter Weise vorgelegt worden. Vieles, was die Kirche nachher erkannt hat, war eingewickelt, unentfaltet in der apostolischen Lehre enthalten. Aber das ändert nichts daran, daß jede Lehre, die in der katholischen Kirche den Rang einer Glaubenswahrheit erlangt hat, ihre ursprüngliche Begründung in der Verkündigung der Apostel findet. Die Kirche glaubt nichts anderes, als was die Apostel geglaubt haben, sie lehrt nichts anderes, als was die Apostel gelehrt haben.

Gelegentlich hat man sich Gedanken gemacht, warum die Kirche apostolisch und nicht christlich oder evangelisch genannt wird. Warum hat man das Wort „apostolisch“ dem Wort „christlich“ vorgezogen? Der Grund ist darin gelegen, daß die Apostel auf Christus verweisen. Sie sind von Christus gesandt. Wenn man also die Kirche als apostolisch bezeichnet, dann ist sie einschlußweise als christlich bezeichnet, denn die Apostel sind eben die Gesandten des Christus, Jesus von Nazareth. Und warum nennt man sie nicht „evangelisch“? Weil es verschiedene Arten des „Evangeliums“ gibt. Es gibt das reine „Evangelium“, auf das sich manche berufen; es gibt ein neues „Evangelium“, das andere in Anspruch nehmen. Die Kirche hält sich an jenes Evangelium, das von den Aposteln verkündet worden ist. Deswegen nennt sie sich apostolisch und nicht evangelisch, weil sie das Evangelium in der Weise verkündet, wie es die Apostel vorgetragen haben. Der zweite Aspekt der Apostolizität ist die Apostolizität der Lehre.

Der dritte ist die Apostolizität der Nachfolge. Die Apostel haben Nachfolger eingesetzt. Die Kirche sollte Bestand haben in der Weise, wie sie der Herr begründet hat, und dazu gehörte eben die Auserwählung der Zwölf als der Lehrer, als der Hirten, als der Priester der Kirche. Und so haben die Apostel, getreu dem Auftrag des Herrn, Nachfolger bestellt, die man Bischöfe nennt. Und so kann man noch heute von jedem katholischen Bischof nachweisen, daß er letztlich in einem Apostel seinen Ursprung hat. Es gibt in der ganzen katholischen Kirche keinen einzigen Bischof, der sich nicht lückenlos durch alle 2000 Jahre auf einen Apostel oder Apostelschüler zurückführen ließe. Das nennt man die apostolische Sukzession oder apostolische Nachfolge. Darauf hat die Kirche immer den größten Wert gelegt.

Als im 2. Jahrhundert Gnostiker aufstanden, das sind Männer, welche die kirchliche, geschichtlich gebundene Lehre in ein Ideenreich verwandeln wollten, haben sich die Lehrer der Kirche, die Bischöfe, beispielsweise Irenäus von Lyon, nicht darum bemüht, die innere Unwahrheit der gnostischen Spekulationen aufzuweisen, sondern sie haben gesagt: Euch fehlt es an der apostolischen Verankerung; ihr könnt eure Lehre nicht in lückenloser Reihenfolge auf die Apostel zurückführen; eurer Aufstellung fehlt die apostolische Legitimation. Ihr seid nicht imstande, eine ununterbrochene Kette von Trägern eurer Lehre bis hin zu den Aposteln nachzuweisen. Also die Verteidiger der Kirche haben für die sachliche Apostolizität der Lehre die personale Apostolizität, die Nachfolge der Apostel, Apostelschüler und Bischöfe, gefordert.

Man kann freilich infolge der Verluste an Dokumenten, die durch die Jahrhunderte eingetreten sind, nicht bei jedem Bischofsstuhl, meinetwegen von Trier oder von Mainz oder von Köln, eine lückenlose Reihenfolge der Bischöfe aufstellen. Nicht, weil es sie nicht gäbe, sondern weil die Zeugnisse verlorengegangen sind. Aber von einem Bischofsstuhl gibt es eine solche Liste, und das ist der Bischofsstuhl von Rom. Schon Irenäus hat eine solche Liste vorgelegt, dann Tertullian, später Augustinus. Man kann für diese Einrichtung eine ununterbrochene Reihenfolge von Bischöfen bis hin zum ersten Bischof, nämlich zu Petrus, aufstellen. Linus, Kletus, Clemens und wie die Serie weitergeht - so ist sie von den Kirchenvätern aufbewahrt worden. Und das genügt, denn wer im Zusammenhang mit diesem Stuhle steht, der hat auch Anteil an der apostolischen Kirche, dessen Apostolizität ist gesichert.

Es ist eine große Kluft, welche die katholische Kirche vom Protestantismus trennt. Der Protestantismus hat keine apostolische Nachfolge. Die apostolische Nachfolge im Protestantismus ist abgerissen. Seit dem 16. Jahrhundert hat der Protestantismus keine gültig geweihten Bischöfe mehr, die im Zusammenhang mit den Aposteln stehen. Er beruft sich nur auf die Apostolizität der Lehre. Er sagt: Hauptsache, daß wir die apostolische Lehre haben. Aber diese ist eben nicht gesichert, wenn sie nicht in der apostolischen Kirche aufbewahrt wird. Denn es gibt Elemente in der Kirche, die nur dann Bestand haben, wenn die Apostolizität der Nachfolge gesichert ist. Die Weihespendung, die Weitergabe

der Amtsvollmacht ist an das Bischofsamt geknüpft, und wo es kein Bischofsamt gibt, da fehlt der Kirche etwas Wesentliches. Eine solche Kirche kann sich nicht als apostolisch bezeichnen, wenn sie kein Bischofsamt, wenn sie nicht eine Reihenfolge, eine lückenlose Reihenfolge von Bischöfen bis hin zu den Aposteln nachweisen kann. Und auch die Lehre ist nur gesichert, wenn sie in der Hand der beauftragten Hirten bleibt. Nicht jeder, der irgendetwas lehrt, kann schon in Anspruch nehmen, in der Lehre der Apostel zu stehen, sondern nur derjenige Lehrer, der durch Weihe und Amtszusammenhang mit seinen Vorgängern in die apostolische Nachfolge eingebunden ist. Wo die apostolische Nachfolge der beamteten Lehrer ausfällt, da überläßt man die Lehre der Philologie, d.h. dem menschlichen Gemächte, der menschlichen Einsicht, und damit ist die kirchliche Lehre verloren; da wird sie verkürzt und umgebogen, da wird sie verändert und ausgehöhlt, wie wir es ja aus den nicht-katholischen Religionsgemeinschaften kennen. Da wird ein bequemes Evangelium gemacht, das eben nicht mehr apostolisch ist.

Vor wenigen Tagen, meine lieben Freunde, haben wir das Fest des Apostels Bartholomäus gefeiert. Im Tagesgebet der heiligen Messe dieses Apostels fleht die Kirche darum, sie möge lieben, was er glaubt, und sie möge verkündigen, was er gelehrt hat. Wahrhaftig, das ist unsere Aufgabe. Unsere Aufgabe ist es, als Glieder der apostolischen Kirche zu lieben, was die Apostel geglaubt haben, und zu verkündigen, was sie gelehrt haben.

Im vorigen Jahrhundert gab es in England einen großen Vorkämpfer der Freiheit für die Iren und damit für die Katholiken. Er hieß O'Connell. Er war Mitglied des englischen Parlaments. Eines Tages rief ihm in einer Debatte ein Abgeordneter zu: „Sie Papist!“ Da wandte sich O'Connell zu dem Zwischenrufer und sagte: „Sie wollen mich beleidigen, indem Sie mich einen Papisten nennen. Aber Sie erweisen mir damit nur eine Ehre. Denn Sie räumen damit ein, daß mein Glaube auf einer lückenlosen Reihenfolge von Päpsten beruht, deren erster vom Herrn selbst, nämlich Petrus, eingesetzt worden ist, während Ihr Glaube nur bis zu Elisabeth und Heinrich VIII. zurückreicht.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Kirche ist römisch-katholisch

03.09.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Auf der Lohnsteuerkarte, die wir jedes Jahr erhalten, sind die beiden Buchstaben rk eingetragen. Was besagen die beiden Buchstaben rk? Sie bedeuten römisch-katholisch. Da könnte jemand fragen: Ja, genügt es nicht, daß man sich als katholisch bezeichnet? Ist das nicht die uralte Bezeichnung der einen, von Christus auf Petrus gegründeten Kirche? Es müßte genügen, aber es genügt nicht. Es haben sich nämlich im Laufe der Zeit Abspaltungen von der einen wahren Kirche gebildet, die auch den Titel „katholisch“ führen. Es gibt katholisch-apostolische, die sogenannten Irvingianer. Seit dem vorigen Jahrhundert gibt es die sogenannten Altkatholiken. Diese Gemeinschaften haben sich von der katholischen Kirche getrennt, haben aber das Prädikat „katholisch“ beibehalten, und die Kirche kann es ihnen nicht wehren. Um nun eindeutig zu klären, wer zu der einen wahren, auf Petrus gegründeten und in seinem Nachfolger fortlebenden Kirche gehört, hat die Kirche zu dem Wort katholisch das andere, „römisch“, hinzugefügt. Wer römisch-katholisch ist, der bekennt damit, daß er zu der auf Petrus gegründeten und in dem Nachfolger Petri weiterlebenden Kirche gehört. „Römisch“ ist für uns ein Ehrenname, „römisch“ ist für uns eine Auszeichnung.

Denn in Rom, und das ist das erste, was wir bedenken wollen, ist das Grab des ersten Papstes. Petrus hat in Rom gelebt und gewirkt, er ist in Rom für seinen Herrn gestorben und begraben worden. Die Peterskirche in Rom trägt ihren Namen davon, daß in ihrer Tiefe das Grab des Petrus ruht. Dafür gibt es viele Zeugnisse literarischer und archäologischer Art. Im Jahre 120 schreibt Papias von Hierapolis, daß Markus die Predigt des Petrus in Rom aufgezeichnet und von ihm bestätigt bekommen habe. Clemens von Alexandrien, ein wenig später, berichtet, daß Petrus in Rom den Glauben verkündet habe. Clemens von Rom meldet, daß Petrus und Paulus in Rom dem Neid und Haß der Feinde zum Opfer gefallen seien. Und schließlich schreibt der Presbyter Caius, daß die „*tropeia*“, die Gräber von Petrus und Paulus, sich in Rom befinden.

Das ist das einhellige Zeugnis der Schriftsteller. Es ist bestätigt worden durch die Ausgrabungen. Zuletzt hat Papst Pius XII. unter der Leitung des deutschen Prälaten Kaas Ausgrabungen unter der Peterskirche veranstaltet, und sie haben es mit der Gewißheit, die bei archäologischen Untersuchungen überhaupt nur möglich ist, uns gelehrt, daß tatsächlich unter dem Altar von St. Peter sich das Grab des heiligen Petrus befindet. Deswegen geht jeder Rompilger zuerst in die Peterskirche; denn er weiß: Hier ist die Stätte, wo Petrus begraben liegt.

Wir wissen nicht, wie lange Petrus in Rom gewirkt hat. Die Vermutungen gehen von einigen Monaten bis zu 25 Jahren. Aber wir haben die Gewißheit, daß er in Rom gestorben ist, und durch seinen Kreuzestod in Rom hat er den römischen Bischofsstuhl zu dem Sitz seines Nachfolgers gemacht. Mit seinem Tod am Kreuze hat Petrus die *cathedra Petri* in Rom aufgerichtet. Deswegen haben wir ein Recht, uns römisch-katholisch zu nennen. Denn katholisch ohne den Papst, das ist wie ein Leib ohne den Kopf.

Aber es wäre zu wenig, wenn nur das Grab Petri in Rom wäre. Es muß auch sein Geist in Rom lebendig sein. Und welchen Geist hatte denn dieser erste Papst Petrus? Wir bewundern seinen Glauben, und wir preisen seine Liebe. Er hat das wunderbare Bekenntnis abgelegt: „Du bist der Christus“, d.h. der Messias, „der Sohn des lebendigen Gottes!“ Dieses Bekenntnis hat ihm die Verheißung, das Versprechen des Primates, also der Führerschaft, in der Herde Jesu eingetragen. Das war sein Glaubensbekenntnis. Und nach der Auferstehung hat Petrus seine Liebe bekannt. „Herr, du weißt alles, du

weiß auch, daß ich dich liebe.“ Dieses Bekenntnis der Liebe hat ihm die Verleihung, die Übertragung des Primates eingetragen. Glaube und Liebe des Petrus aber leben in Rom fort. An keinem Orte der Erde, an keinem Bischofssitz ist der Glaube der Kirche in der Reinheit und in der Fülle bewahrt worden wie in Rom. Wenn man die Serie anderer Bischöfe mit jener der Reihe der römischen Bischöfe vergleicht, dann wird man feststellen: Die römischen Bischöfe haben sich dank der Verheißung des Herrn dadurch ausgezeichnet, daß sie vor allem anderen den Glauben verkündet, bewahrt, verteidigt und gegen alle Verfälschung rein erhalten haben.

Es könnte jemand sagen: Hat es nicht auch schwache Päpste gegeben? Selbstverständlich. Aber in der Schwachheit kommt Gottes Kraft zur Auswirkung. Wir haben es manchmal in einer ergreifenden Weise erlebt, wie ein schwacher Nachfolger Petri durch die Macht der Gnade über sich selbst hinausgehoben wurde zu einer erstaunlichen Festigkeit und Tapferkeit. Ich erinnere etwa an Papst Pius VII., der von Napoleon gefangengenommen wurde. Er war ein fast weicher, ein gutmütiger, ein schwacher Mensch. Aber es gab Forderungen Napoleons, denen er wie eine erzene Säule widerstanden hat. Gibt es nicht unter den Päpsten auch Versager? O ja; es haben auch Päpste versagt. Aber wenn wir sie vergleichen mit einer anderen Dynastie, so muß man sagen, alle diese Dynastien, die Versager in ihren Reihen hatten, sind eines Tages weggefegt worden. Einzig die Dynastie der Päpste besteht seit zweitausend Jahren. Das Versagen des Einzelnen wird aufgefangen durch die Macht der Gnade Gottes. Der Geist des Petrus lebt auch heute in Rom. Wenn wir im Zweifel sind, wo denn der Glaube, wo denn der rechte Glaube, wo denn der wahre Glaube sei, dann schauen wir nicht nach Würzburg oder nach München, sondern dann schauen wir nach Rom. In Sèvres in der Nähe von Paris ist das Urmeter aufbewahrt, der vierzigmillionste Teil des Erdumfanges, ein Stab aus Platin-Iridium, und nach diesem Urmeter mißt man alle anderen Längenmaße. Das Urmeter unseres Glaubens liegt in Rom! Es ist der Glaube des Petrus, an dem wir uns ausrichten.

Das Grab des Petrus ist in Rom, der Geist des Petrus lebt in Rom, vor allem aber, drittens, das Bischofsamt und die Bischofsvollmacht des Petrus ist in Rom lebendig. Seit zwei Jahrtausenden folgt ein Papst dem anderen, 265 Päpste bis heute. Jeder, der Nachfolger des Petrus wird, erlangt damit von selbst und automatisch die Gewalt über die gesamte Kirche. Welche Geschichte und welche Geschehnisse bei diesen 265 Nachfolgern des Petrus! Vor den Toren des alten Rom, in der Paulsbasilika, sind an den Wänden alle Bilder - natürlich Phantasiebilder, denn wir haben ja von vielen Päpsten kein Naturbild - der Päpste angebracht, Medaillons, die uns die ununterbrochene Reihe der Nachfolger des Petrus zeigen.

Selbstverständlich, meine lieben Freunde, kann es notwendig sein, die Überlieferung der Kirche gegen den einen oder anderen Nachfolger Petri in Schutz zu nehmen. Das hat es immer gegeben. Schon der Apostel Paulus hat Petrus, den ersten Papst, zurechtgewiesen. Petrus war zwar ein gläubiger und liebender Mensch, aber er war auch hitzig und übereilt, ja furchtsam. Wir wissen, daß er seinen Herrn verleugnet hat, und so hat er sich auch in Antiochien verhalten. Zunächst hatte er die Freiheit genutzt, die das Evangelium gibt, nämlich sich nicht mehr an die Speisegesetze des Alten Bundes zu halten. Aber als dann Juden kamen, hielt er sich wieder daran. Das war falsch, und das hat ihm Paulus verwiesen. So kann es bis in die Gegenwart notwendig sein, den Papst und sein Tun an der Überlieferung zu messen. Es kann die Pflicht bestehen, ihn in gebührender Weise, in Liebe und Demut zurechtzuweisen. Auch der Papst steht unter dem Gebot, daß die Zurechtweisung gegenüber dem Bruder, der sich verfehlt, geübt werden muß. Keine Agitation, keine Hetze, keine romfeindliche Stimmung, aber wohl eine in Demut und Gehorsam, in Liebe und Ergebenheit vorgebrachte Mahnung, an der Überlieferung festzuhalten. Denn die Überlieferung ist das Gesetz der Kirche, und gegen dieses Gesetz kann sich auch ein Papst nicht vergehen. Er steht nicht über, sondern er steht unter der Überlieferung.

Wir wollen, meine lieben Freunde, wenn es notwendig ist, dem Heiligen Vater diesen Dienst erweisen. Sie alle wissen, daß die Kirche in einer gefährlichen Krise ist, daß diese Krise durch mannigfache Umstände ausgelöst worden ist. Sie hören von dem sogenannten Kirchenvolksbegehren, das nichts anderes als ein Aufstand gegen den Heiligen Vater und ein Anschlag gegen die Kirche ist. Es kommt diese Bewegung aus der Bequemlichkeit, und sie führt zur Bequemlichkeit. Wir wollen uns in dieser prekären Lage an das halten, was immer gegolten hat, denn das ist katholisch, was überliefert ist, und

nicht was von heterodoxen religiösen Gemeinschaften bezogen wird. Nicht los von Rom muß unsere Devise heißen, sondern hin zu Rom. Romfeindliche Entwicklung ist Entwicklung zum Tode.

Auf dem Bischofsstuhl des heiligen Markus in Venedig stehen die Worte: „In aeternum juxta Roman“ - in Ewigkeit an der Seite Roms.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Im Kreuz ist Heil

01.10.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Das Erkennungs- und Bekenntniszeichen des Christen ist das Kreuz. Mit dem Kreuz wurde der Täufling bezeichnet, als er das göttliche Leben der Gnade und die Gliedschaft in der Kirche empfing, im Zeichen des Kreuzes werden alle Sakramente gespendet, jedes Sakramentale wird mit Kreuzzeichen gefeiert, mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnen wir uns bei unseren Gebeten, das Zeichen des Kreuzes stellen wir in unsere Räume - das Zeichen des Kreuzes begleitet uns durch das ganze Leben.

Wir meinen mit dem Kreuze ein Dreifaches; einmal den Gegenstand, der aus einem Längs- und einem Querbalken besteht; dann aber und vor allem denjenigen, der an diesem Kreuz gehangen hat, den Gekreuzigten, unseren Herrn und Heiland Jesus Christus; und darüber hinaus sein heilbringendes Leiden, das am Kreuze seine Vollendung empfing. Also nicht nur der hölzerne Gegenstand, sondern vor allem der Gekreuzigte und sein fruchtbringendes Kreuzesleiden ist gemeint, wenn wir vom Kreuz sprechen.

Auf einem Feldkreuz habe ich vor wenigen Tagen den schönen Spruch gelesen: „Allüberall in der Natur siehst du des großen Gottes Spur. Doch willst du ihn noch größer sehn, so bleib an einem Kreuze stehn!“ Wahrhaftig, Gott ist groß und gewaltig in seiner Schöpfung, aber womöglich noch größer und gewaltiger ist er in dem Kreuzesgeschehen, im Opfertod seines Sohnes am Kreuze. Das Kreuz ist nämlich

1. Werkzeug des Heiles,
2. Lehrbuch des Lebens und
3. Unterpfand unserer Hoffnung.

Das Kreuz ist Werkzeug des Heiles. Wahrhaftig, Gott hat sich, um das Heil der Menschen zu bewirken, des Kreuzes, des Schand- und Marterpfahles der alten Welt, bedient. Wir knien vor dem Kreuze, oder besser vor dem, der am Kreuze gehangen hat, nieder und beten: Wir beten dich an, Herr, Jesus Christus, denn durch dein heiliges Kreuz hast du die ganze Welt erlöst. Das gesamte Leben Jesu war von erlöserischer Qualität. Sein Reden, sein Wirken, seine Wunder, seine Ermüdung, sein Leiden, sein Heilen, alles war von erlöserischer Bedeutung; aber den Gipfel hat das erlöserische Wirken Jesu bestiegen nicht im Handeln, sondern im Leiden, im Leiden am Kreuze. Da hat er den Schuldschein, der gegen uns lautete, ans Kreuz geheftet und zerrissen. Da hat er, dem Willen des Vaters gehorsam, seinen heiligen Leib den Martern hingegeben. Am Kreuze und durch das Kreuz, durch das Leiden am Kreuze, sind wir erlöst worden. Das Kreuz ist das Werkzeug des Heiles, und deswegen ist es uns so lieb und so teuer. Wir wissen, um welchen teuren Preis wir erlöst worden sind, nämlich um den Preis des am Kreuze geopferten Christus. Wenn wir seine zerrissenen Glieder sehen, wenn wir aus der Seitenwunde Blut und Wasser herausströmen sehen, dann wissen wir, das war der Preis, den Christus für uns, das heißt an unserer Stelle und zu unseren Gunsten, bezahlt hat, damit wir nicht in unseren Sünden zugrundegehen. Das Kreuz ist das Werkzeug des Heiles. Nach Gottes unerforschlichem Willen sollte Christus nicht nur durch Predigen und durch Austreiben von bösen Geistern und auch nicht bloß durch gewaltige Wunder in der Natur und in den Seelen seine Tätigkeit durchführen, sondern er sollte durch sein heilbringendes Leiden uns den Himmel verdienen.

Das Kreuz ist aber auch zweitens Lehrbuch des Lebens. Wieso kann das Kreuz ein Lehrbuch sein? Über der Kirche des heiligen Konrad von Parzham in Altötting steht der Spruch, der Konrad zugeschrieben wird: „Das Kreuz ist mein Buch!“ Während andere in papierenen Schriften lesen, blickt

Konrad auf das Kreuz, und da liest er. Wenn Sie einmal, meine lieben Freunde, in die Benediktinerabtei Metten kommen, dann empfehle ich Ihnen, gehen Sie in den Bibliothekssaal. An der Decke des Bibliothekssaales ist der Gekreuzigte zu sehen, umgeben von einer großen Schar von Heiligen. Jeder Heilige hat eine Schrift neben sich, die angibt, was er aus dem Kreuze herausgelesen hat. „*Lego misericordiam*“ - Ich lese aus dem Kreuze Erbarmen heraus. „*Lego mansuetudinem*“ - Ich lese aus dem Kreuz Sanftmut heraus. „*Lego paupertatem*“, sagt der heilige Franziskus - Ich lese aus dem Kreuze die Armut heraus. Die Heiligen haben verstanden, was das Kreuz uns sagen will, nämlich wie Gott ist und wie Christus ist. Wie Gott ist, nämlich er ist gerecht. Er verlangt Sühne für die Sünden. Er sieht nicht durch die Finger, wie die Menschen es tun, um sich beliebt zu machen, nein, er verlangt Sühne für die Sünden. Und weil der Mensch zu klein und zu erbärmlich ist, um sie zu leisten, läßt er die Sühne von seinem eigenen Sohne vollbringen. Gott ist aber gleichzeitig barmherzig. Er läßt den Menschen, der sich von ihm getrennt hat, der den Aufstand gegen ihn geprobt hat, nicht zugrunde gehen. Er sendet einen Erlöser, angekündigt im Proto-Evangelium schon in uralter Zeit und weiter durch alle Propheten, bis diese Prophezeiungen erfüllt wurden in Christus Jesus, unserem Herrn.

Alles das kann man aus dem Kreuz herauslesen: wie Gott ist und wie Christus ist. Und wie ist denn Christus? „Er ist gehorsam geworden bis zum Tode.“ Deswegen „*lego oboedientiam*“ - Ich lese aus dem Kreuze den Gehorsam heraus, Gehorsam gegen den Willen des Vaters, auch wenn er mich in die Nacht des Todes und der Schmerzen hineinführt. Wir lesen aus dem Kreuze heraus, wie Christus ist; daß er sich der Menschen angenommen hat, daß er ihnen gedient hat, daß er sich für sie aufgeopfert hat bis zum letzten Atemzug und bis zum letzten Blutstropfen. Warum sagt denn der Evangelist: „Es floß Blut und Wasser heraus“ aus der Seitenwunde? Natürlich deswegen, um zu erklären: Es war nichts mehr drin. Es war alles aufgezehrt, es war alles ausgegeben, es war alles hingeopfert. Wahrhaftig, das Kreuz ist ein Lehrbuch des Lebens, und deswegen, meine lieben Freunde, müssen wir uns mit dem Kreuze beschäftigen, müssen wir es anschauen, müssen wir es lieben, müssen wir es befragen: Was sagt das Kreuz zu mir? Was predigt es mir? Was lese ich aus dem Kreuz heraus? Das Kreuz, Werkzeug des Heiles, Lehrbuch des Lebens und Unterpfand unserer Hoffnung.

„*Ave crux, spes unica*“ - Sei begrüßt, heiliges Kreuz, einzige Hoffnung. Einzige Hoffnung! Dürfen wir auch auf anderes hoffen als auf das Kreuz, vielleicht auf unsere guten Werke, auf unsere reumütigen Beichten, auf unsere Verdienste, die wir gesammelt haben? Das alles muß sein, meine lieben Freunde, Wir sollen Verdienste sammeln für den Himmel, wir müssen Verdienste sammeln für den Himmel. Wir sollen gute Werke tun, wir müssen gute Werke tun. Wir sollen und müssen reumütig bekennen und beichten. Aber nicht darauf dürfen wir unsere Hoffnung auf Rettung im Gerichte setzen, sondern allein auf das Kreuz; allein auf das, was Gott in Christus Jesus am Kreuze zu unserem Heile getan hat. Das Kreuz ist das Unterpfand unserer Hoffnung.

Deswegen richten wir das Kreuz auf unseren Feldern, in unseren Gärten, an öffentlichen Wegen auf, damit Menschen erinnert werden, was Gott für uns getan hat, damit sie nicht verzweifeln. In den Krankenhäusern wird das Kreuz zu Füßen der Kranken aufgehängt; nicht am Kopfende, sondern zu Füßen, damit der Kranke es anschauen kann, damit er in seinen Leiden und Qualen, in seiner Not und in seiner Angst sich an das Kreuz klammern kann als Unterpfand der Hoffnung. Und wir geben das Kreuz den Sterbenden in die Hand, damit sie wissen: Das Kreuz verläßt uns nicht, der Gekreuzigte verläßt uns nicht. Der am Kreuz verblich, wird uns heimholen, wenn wir uns nur so fest wie möglich an ihn klammern.

Vor vielen Jahren habe ich einmal einen relativ jungen Priester versehen, ihm die Sterbesakramente gespendet. Die alte Mutter betreute ihn, war aber unverzagt. Sie stand - ähnlich wie Maria - mit Mut zu ihrem in Monaten dahinsiechenden Sohn, und sie hat ein Wort zu mir gesprochen, das ich nie vergessen habe: „Die durchbohrten Hände des Heilandes lassen meinen Sohn nicht fallen.“ Dieser Sohn, der an Krebs verbrannte, wurde von den durchbohrten Händen des Heilandes gehalten. Wahrhaftig, meine lieben Freunde, das Kreuz ist das Unterpfand unserer Hoffnung! Wenn der Feind uns bedrängt, wenn von allen Seiten die Versuchungen gegen uns anstürmen, wenn die Hoffnungslosigkeit uns überfallen will und Verzweiflung an uns zehrt, dann wollen wir uns an das Kreuz halten und sagen: „Die durchbohrten Hände des Heilandes lassen uns nicht fallen!“

Das Kreuz, Werkzeug des Heiles; das Kreuz, Lehrbuch des Lebens; das Kreuz, Unterpfand unserer Hoffnung. Wir wollen von neuem die Kreuzesliebe entdecken, die Liebe zum Kreuz und die Kraft vom Kreuze. Wir wollen dem Herrn sagen: „Gekreuzigter Herr Jesus Christus, erbarme dich unser und aller, die uns anvertraut sind, erbarme dich über unser armes, verirrttes Volk, erbarme dich über die Regenten und über die Richter, erbarme dich auch unser vor allem in unserer letzten Stunde!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sinne beherrschen (1)

(Über den Wert der inneren Abtötung)

08.10.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Eine Erbschaft der Ursünde ist das sinnliche Begehren in unseren Gliedern. Wir alle spüren, daß in uns eine Macht am Werke ist, die uns zum Bösen verführen will. Die Widerstände gegen das Gute, die wir spüren, müssen überwunden werden durch Selbstüberwindung, durch Selbstverleugnung, durch Abtötung. Abtötung ist ein Wort, das man nicht gern hört. Aber wir werden gleich sehen, daß die Abtötung, die hier gemeint ist, nicht das volle, starke, gesunde Leben ertöten will, sondern das kranke, das bresthafte, das dahinsiechende Leben. Abtötung besagt nicht, daß die Naturkräfte und die Naturtriebe unterdrückt werden sollen, es soll vielmehr nur ihre Unordnung bekämpft werden. Der Tod, der leibliche Tod, zerstört den Leib, das Prinzip unseres Handelns. Die Abtötung zerstört nicht die menschlichen Triebe, auch nicht das sinnliche Begehren zur Gänze, sondern nur dessen Unordnung. Abtötung ist also nicht eine Todeskraft, sondern eine Lebenskraft. Sie will das Verderben beseitigen, das dem segensreichen Wirken unserer Triebe und Antriebskräfte entgegensteht.

Die Abtötung wird uns in der Heiligen Schrift von allen Autoren nahegelegt. Besonders deutlich spricht darüber der Apostel Paulus. Im Galaterbrief schreibt er einmal: „Das Fleisch gelüstet wider den Geist, der Geist aber wider das Fleisch. Beide widerstreben einander, so daß ihr nicht das tut, was ihr wollt.“ Hier hat der Apostel Paulus die beiden entgegenstehenden Kräfte im Menschen benannt. Er nennt sie „Fleisch“ und „Geist“. Mit Fleisch ist nicht das materielle Substrat unseres Körpers gemeint, sondern die Hinfälligkeit des Menschen. Fleisch ist der irdische Sinn, das Haften am Vergänglichem, die Unterwerfung unter die Triebe. Und von ihnen sagt er: „Das Fleisch gelüstet wider den Geist, der Geist aber wider das Fleisch. Beide widerstreben einander.“ Es ist also ein Kampf im Menschen, „auf daß ihr nicht das tut, was ihr etwa wollt“. Und an einer anderen Stelle, im Römerbrief, heißt es: „Ich sehe ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, das dem Gesetze meines Geistes widerstreitet und mich gefangenhält unter dem Gesetze der Sünde, das in meinen Gliedern ist.“ Hier sieht er zwei Gesetze am Werk, das Gesetz in den Gliedern, damit sind natürlich auch die (ungeordneten) Strebungen des Menschen gemeint, und das Gesetz des Geistes. Und die beiden Gesetze widerstreben einander. Das eine zieht nach unten, das andere drängt nach oben. Von diesem doppelten Gesetz bemerkt der Apostel ein wenig weiter unten: „Wir sind Schuldner, nicht dem Fleische nach, um nach dem Fleische zu leben. Wenn ihr nach dem Fleische lebet, werdet ihr sterben. Wenn ihr aber durch den Geist die Regungen des Fleisches tötet, werdet ihr leben.“ An dieser Stelle haben wir sogar das Wort Abtötung. „Wenn ihr durch den Geist die Regungen des Fleisches tötet, werdet ihr leben.“

Ich sage noch einmal: Damit sind nicht die natürlichen Kräfte gemeint, die vernichtet werden sollen, sondern damit ist das Ungeordnete in den Trieben und Leidenschaften gemeint, die in uns leben. Es gibt auch gute und heilsame Triebe; es gibt auch gute und heilsame Leidenschaften. Die Leidenschaft für das Gute, die Leidenschaft für die Gerechtigkeit, die soll nicht unterdrückt, die soll nicht ertötet werden, die soll gefördert und die soll begünstigt werden. Aber die niederziehenden Leidenschaften, die niederziehenden Triebe, die sollen bekämpft und überwunden werden.

Die Bekämpfung des Niederen ist eine Lebensaufgabe für jeden Menschen. Sie ist aus einem zweifachen Grunde gefordert, einmal als Buße, d.h. als Strafe für unsere Sünden, zum anderen als Mittel zur Bewahrung vor den Sünden. Wer sich alles Erlaubte gestattet, meine Freunde, ist nicht mehr weit

vom Unerlaubten. Man muß sich im Erlaubten Abbruch tun, damit man die Kraft findet, das Unerlaubte zu meiden. Es ist ein ständiger Kampf in uns, und dieser Kampf muß das ganze Leben geführt werden.

Die Bekämpfung der niederziehenden Kräfte in uns ist eine Aufgabe, die besonders jenen gestellt ist, die durch Amt und Auftrag für andere verantwortlich sind, die zu einem höheren Maße an Vollkommenheit verpflichtet sind, die durch ihr Beispiel andere voranbringen, fördern, erziehen sollen. Ein Vater, eine Mutter, ein Lehrer, ein Priester, ein Offizier, ein Betriebsleiter, sie alle haben besondere Verantwortung dafür, daß sie das Niedere bekämpfen und die Seele freimachen für die Tugend. Die Tugend beginnt da, wo die Abtötung beginnt, und die Tugend schreitet da voran, wo die Abtötung voranschreitet. „Soviel wirst du im Guten vorankommen, als du dir selbst Gewalt antust“, heißt es in dem Buch von der Nachfolge Christi. „Soviel wirst du im Guten vorankommen, als du dir selbst Gewalt antust.“ Überwinden, ertragen, das Niedere bekämpfen, die Seele freimachen für das Höhere, das ist unsere ständige Aufgabe auf dieser Erde. Und ich sage noch einmal: Das Gesetz der Abtötung, das für alle gilt, gewinnt seine besondere Schärfe für diejenigen, denen andere anvertraut sind. Der Apostel Paulus war der vom Herrn gesandte Verkünder des Evangeliums, und er schreibt einmal: „Ich züchtige meinen Leib und bringe ihn in Botmäßigkeit, damit ich nicht, nachdem ich anderen Herold gewesen bin, selbst verworfen werde.“ Der Zusammenbruch von führenden Menschen ist immer ein besonderer Schrecken und Schaden für alle, die ihnen anvertraut sind. Deswegen müssen sie in besonderer Weise sich der Abtötung, der Selbstverleugnung verpflichtet wissen. Sie sollen sich ja auch den Menschen im guten Sinne anpassen, d.h. sie sollen auf ihre Eigenart, auf ihre Schwächen, auf ihre starken Seiten eingehen. Sie sollen sich der Menschen annehmen; sie sollen sie ertragen. Es ist nicht leicht, Menschen zu ertragen, aber dazu muß man sich eben erziehen. Man muß ein Mensch werden, der die anderen Menschen annimmt, der sich verstehend zeigt, wie es der Apostel Paulus einmal im Ersten Korintherbriefe bemerkt. Er schreibt da im 9. Kapitel: „Ich bin unabhängig von allen, aber ich habe mich doch zum Knechte aller gemacht, um recht viele zu gewinnen. Den Juden bin ich wie ein Jude geworden, um Juden zu gewinnen. Denen, die unter dem Gesetze sind, war ich, als wäre ich unter dem Gesetze, obwohl ich nicht unter dem Gesetze bin, um die zu gewinnen, welche unter dem Gesetze sind. Denen, welche ohne Gesetz sind, bin ich wie einer der ihrigen geworden, obwohl ich nicht ohne Gesetz Gottes, sondern unter dem Gesetze Christi bin, um sie, die Gesetzlosen, zu gewinnen. Den Schwachen bin ich ein Schwacher geworden, um die Schwachen zu gewinnen; allen bin ich alles geworden, um auf jeden Fall etliche zu retten.“

Sehen Sie, meine Freunde, an dieser Stelle hat der Apostel seine apostolische Verfahrensweise angegeben. Wer andere heraufziehen will, muß sich zu ihnen herabneigen. Wer anderen vorangehen will, muß ein Stück des Weges mit ihnen gehen. Er muß die Menschen verstehend und begreifend zu sich emporziehen, um sie auf diese Weise für Christus zu gewinnen.

Es gibt in unserer Natur Widerstand gegen die Abtötung. Wir alle kennen ihn nur zu gut. Wir alle wissen, daß ein doppeltes Gesetz in uns herrscht, ein Gesetz, das uns niederzieht, und ein anderes, das nach oben strebt. Aber gleichzeitig begreifen wir auch, daß in uns eine Sehnsucht nach dem Guten ist, daß wir ein Verlangen tragen, der Seele, dem Geist, der Vernunft die Herrschaft einzuräumen gegenüber den Trieben und gegenüber den Leidenschaften. Wir haben es ja schon oft erfahren. In der Aufregung der gehätschelten Leidenschaft empfinden wir Unruhe, und wenn die Aufregung sich gelegt hat, dann sind wir voll Bitterkeit und Reue und Scham. „Du hast es befohlen, o Gott, und so ist es, daß seine Strafe sich selbst ist jeder ungeordnete Geist.“ Ja, so ist es: Die Sünde trägt ihre Strafe in sich selber. Das Nachgeben gegenüber den Trieben trägt seine Strafe in sich selbst. Aber auch die Überwindung, wenn sie lange und beharrlich geübt wird, trägt ihren Lohn in sich selbst. Man tut das dann mit einer gewissen Selbstverständlichkeit, ja man empfindet sogar eine gewisse Befriedigung darin, daß man die Selbstbeherrschung, die Selbstverleugnung, die Abtötung geübt hat. Das Kreuz, meine lieben Freunde, ist ein Baum des Lebens. Wer davon ißt, wird leben. „Dem, der siegt, werde ich verborgenes Manna zu essen geben.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sinne beherrschen (2)

(Über die Ordnung der menschlichen Sinne)

15.10.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Aus Adam sind wir; aus Christus zu werden, ist unsere Aufgabe. Bei der Erfüllung dieser Aufgabe soll uns die Abtötung helfen, von der wir am vergangenen Sonntag gesprochen haben. Abtötung oder Selbstverleugnung besagt nicht Vernichtung des Gesunden und Starken, sondern Abtötung bedeutet Kampf gegen die Unordnung. Die Abtötung, von der wir sprechen, muß sich an erster Stelle auf die Sinne richten. Unsere Sinne sind herrliche Mitgift Gottes. Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, das sind die fünf Sinne. Und wir wissen, daß diese fünf Sinne uns unentbehrlich sind, damit unserem Geist gleichsam Nahrung geliefert wird. Die Sinne tragen ja die Sinnesbilder in die Seele, und die Seele verarbeitet sie. Dadurch lernen wir, dadurch werden wir die, die wir sein sollen. Die Sinne sind also eine großartige Gabe Gottes. Aber sie müssen bewacht werden. Sie dürfen nicht alles, was sich ihnen darbietet, unbesehen dem Geiste zuführen; denn wenn die Sinne nicht bewacht werden, sind sie die Mutter des Bösen. Die Sinne liefern uns Sinnesbilder, Phantasien, und die Phantasien reizen zum Ergreifen, zum Besitzen dessen, was uns dadurch dargeboten wird. Deswegen ist es nötig, die Sinne abzutöten.

Wir beginnen mit dem Gesichtssinn, mit dem Sehen. Es ist die herrliche Gabe des Auges, die Gott uns geschenkt hat, und diese Gabe bringt uns Eindrücke in unsere Seele, die uns erheben und beglücken. Wie schlimm ist es, das Augenlicht zu verlieren! Aber das Auge kann auch gefährliche Bilder in unsere Seele tragen. Anders als die Phantasie, die uns einen nur gedachten Gegenstand darbietet, ist das Auge fähig, uns den Gegenstand selbst zu zeigen und deswegen einen um so stärkeren Eindruck in uns wachzurufen. Wir müssen also eine Wache an unser Auge stellen. Wir müssen wachsam sein, was wir mit den Augen aufnehmen. „Hefte deine Augen nicht auf eine Jungfrau, auf daß ihre Schönheit dir nicht zum Falle werde!“ heißt es im Buche Sirach. Hier sehen wir schon, daß das Auge eine Gefahr werden kann für die Tugend der Keuschheit, daß das Auge einen Eindruck im Menschen erwecken kann, der ihn zur Unreinigkeit führt. „Ich schloß einen Bund mit meinem Auge“, heißt es im Buche Job, „daß ich mein Auge nicht auf eine Jungfrau richte.“ Und der Bischof Cyprian, der im 3. Jahrhundert n. Chr. gelebt hat, schildert einmal die Gefahr, die von dem Sehen der Darbietungen auf der Bühne, im Theater - wir würden heute sagen, im Kino oder im Fernsehen - entsteht. „Man sieht den Ehebruch auf der Bühne und lernt ihn dabei“, sagt der heilige Cyprian. „Die Frau, die vielleicht züchtig ins Theater kam, geht mit unzüchtigen Gedanken nach Hause.“ Diese weise Bemerkung macht uns darauf aufmerksam, daß wir sorgfältig darüber wachen müssen, was wir unserem Auge zuführen, was wir lesen, was wir sehen, welche Illustrierten wir anschauen, welche Bilder wir unserer Seele zuführen, denn hier lauert die Gefahr: Sehen, Denken, Besitzenwollen liegen nahe beieinander. Darum muß der Gesichtssinn bewacht, muß das Übermaß der Neugierde abgetötet werden.

Der zweite Sinn ist der Gehörssinn. Wie nützlich und tröstlich ist es, gut zu hören. Viele unserer älteren Menschen hören schwer oder haben manchmal sogar das ganze Gehör eingebüßt. Beethoven war taub und konnte die eigene Musik, die er komponiert hatte, nicht mehr hören. Welch ein Unglück! Wir dürfen hören und sollen darauf bedacht sein, daß unsere Ohren Gutes hören. Es sind drei Gefahren, gegen die man sich beim Gehörssinn wehren muß. Einmal gegen das eigene Lob. Die Schmeichelei, die uns zugetragen wird, ist eine große Gefahr für die Seele. Sie ist häufig die Ursache des Falls,

sie mindert unsere Verdienste. Wir sollen, wenn wir gelobt werden, das Gespräch abbrechen oder auf einen anderen Gegenstand übergehen. Durch Schmeichelei ist schon manche Tugend zu Fall gekommen. Die zweite Gefahr ist Ehrabschneidung und Verleumdung. Es ist etwas in uns, das es gern hat, wenn ehrenrührig über andere gesprochen wird. Wir haben das unbestimmte Gefühl: Wenn der andere sinkt, dann steigen wir, und das ist eine schäbige, eine hämische Gesinnung, die wir weit von uns weisen müssen. Wir dürfen nicht hämisch, wir dürfen nicht gehässig, wir dürfen nicht ungerecht über andere sprechen. Man kann es nicht vermeiden, daß man sich ein Urteil über andere bildet. Man muß sogar, zumal aus der inneren Not, gelegentlich über andere Urteile fällen, aber sie müssen gerecht sein, und das Gespräch über die Fehler anderer muß eine wirkliche Notwendigkeit sein. Die dritte Gefahr für das Gehör ist die Lüsternheit. Viele, viele Gespräche an der Arbeitsstätte, unter Kollegen, beziehen sich auf geschlechtliche Dinge. Diese Gespräche tragen etwas in unsere Seele, was ihr zur Gefahr wird. Wenn solche Gespräche aufkommen, sollen wir uns bemühen, sie auf ein anderes Gebiet zu lenken. In keinem Falle dürfen wir der Lüsternheit unser Gehör leihen. Auch das Gehör muß abgetötet werden.

Der dritte Sinn ist der Geruch. Mit dem Geruch vermögen wir Unterscheidungen zu treffen unter den verschiedenen Gewächsen, über den Zustand von Lebensmitteln. Der Geruch verrät uns, ob eine Ware noch frisch oder ob sie schon angefault, ob sie schon verdorben ist. Der Geruch hat eine wichtige Funktion. Die Kirche nimmt ihn in ihren Dienst, indem sie Weihrauch verbrennt. Dieser herrliche Duft soll die Gedanken des Menschen von der Erde zum Himmel lenken. Und der Weihrauch ist ja auch ein Bild unserer Gebete. Wie er nach oben steigt, so sollen unsere Gebete zu Gott gehen. Also der Geruchssinn ist etwas Gutes, etwas Beglückendes. Aber auch er kann zur Gefahr werden. Gewisse Gerüche, vor allem solche, die von Frauen ausgehen, können die Sinnlichkeit reizen und die Männer unruhig machen, und das ist ja manchmal auch beabsichtigt. Hier muß man also vorsichtig sein, damit nicht durch Gerüche, durch die Erregung des Geruchssinnes Gefahren für andere entstehen, daß man nicht über den Geruchssinn in unlauterer Weise die Aufmerksamkeit auf sich lenken will und so möglicherweise den anderen zur Verführung bringt.

Der vierte Sinn ist der Geschmackssinn. Der liebe Gott hat ihn uns gegeben, damit die Aufnahme von Speise und Trank nicht nur der Sättigung und der Erhaltung des Lebens dient, sondern daß wir auch Freude dabei haben. Wir dürfen Freude am Gebrauch des Geschmackssinnes haben. Er hat ja auch eine wichtige Funktion bei der Feststellung, ob etwas, das wir zu uns nehmen, noch in Ordnung ist oder bereits in Verwesung übergegangen ist. Der Geschmackssinn ist eine dankenswerte Gabe Gottes. Aber auch er muß im Zaume gehalten werden. Schon die Vernunft sagt uns, daß wir nur nach Bedürfnis essen und trinken sollen. Die Heilige Schrift weiß Beispiele zu berichten, wie das Übermaß an Nahrung oder an Trank Menschen in die Versuchung und in die Sünde geführt hat. Von den Israeliten heißt es: „Das Volk setzte sich zum Essen und zum Trinken und dann zum Tanzen“, und sie tanzten um das Goldene Kalb. Sie warnt vor dem übermäßigen Weingenuß. Die Schrift weiß auch, daß die Fülle der Nahrung die Sinnlichkeit im engen Sinne, also die geschlechtliche Sinnlichkeit anzuregen und zu fördern geeignet ist. Mäßigkeit wird dagegen von der Heiligen Schrift gepriesen. Wegen Mäßigkeit haben viele schon ein hohes Alter erreicht, die Unmäßigen aber verkürzen ihr Leben. Die Heilige Schrift mahnt uns also, den Geschmackssinn in der rechten Ordnung zu gebrauchen, was Quantität, Qualität und Art und Weise des Genusses betrifft. Die Quantität, d.h. die Menge muß dem Bedürfnis und der Arbeit angemessen sein. Wenn ein Schwerarbeiter mehr zu sich nimmt als ein Geistesarbeiter, so ist das ganz in Ordnung, aber häufig wissen auch viele andere Menschen, die keine schwere Arbeit leisten, sich nicht zu zähmen. Sie essen zu viel, zu vielerlei und zu oft. Die Qualität der Speisen darf selbstverständlich in Ordnung sein. Aber wir sollten nicht auf die Suche nach besonderen Delikatessen gehen, wir sollten keine Feinschmecker werden. Das verträgt sich schlecht mit einem Jünger Christi. Die Feinschmeckerei ist eine epikuräische Angelegenheit, die mit dem Jünger des Gekreuzigten schlecht in eins geht. Und so ist es mit allen Trieben: Sie verlangen immer bessere Qualitäten und immer stärkere Genüsse. Schließlich muß sich die Art und Weise, wie wir essen und trinken, nach dem Bedürfnis richten, muß sie einer vernünftigen Ordnung folgen, daß sie nicht zu jeder Tages- und Nachtzeit geschehen. Von einem der Paladine Adolf Hitlers, von Göhring, wird berichtet, daß er sich in der Nacht aufwecken ließ, um noch einmal Nahrung zu sich zu nehmen. In der Nacht! Also

auch da muß eine gewisse Ordnung eingehalten werden in der Aufnahme von Speise und Trank. Die Kirche wußte, zumindest in der Vergangenheit, warum sie Fast- und Abstinenztage festgesetzt hat. Fasttage, in denen wir uns nur einmal sättigen, Abstinenztage, in denen wir uns von Fleisch enthalten, haben einen guten Sinn, meine lieben Freunde, auch heute. Der Freitag ist der Sterbetag des Heilandes, und wir sollen ihm zeigen, daß wir wissen, was er für uns gelitten hat. Und dieses Wissen soll sich nach außen kundtun, gleichsam verleiblichen, auch in der Nahrungsaufnahme, indem wir auf das, was zumindest in unseren Breiten als besonders kostbar und wertvoll gilt, nämlich auf Fleisch oder Wurst, verzichten. Der Fasttage sind heute wenige, es sind ja nur noch der Aschermittwoch und der Karfreitag. Aber wir sollten darüber hinaus Tage auswählen, an denen wir uns enthalten, etwa in der Adventszeit, an den Quatembertagen, die viermal im Jahre sind, und in der Fastenzeit. Diese Übungen dienen dazu, die Geschmackslust zu dämpfen und Herr zu werden über die Aufnahme von Speise und Trank. Wer sich alles gestattet, was erlaubt ist, ist nicht mehr weit vom Unerlaubten.

Und schließlich der letzte Sinn, nämlich der Gefühlssinn. Er sitzt im ganzen Körper, vor allem natürlich in den Händen, mit ihnen tasten wir. Auch er ist eine große Gabe. Wir unterscheiden z.B. warm und kalt mit dem Gefühlssinn, und das ist eine Gabe Gottes zur Erhaltung unserer Gesundheit. Wir können mit dem Tastsinn auch anderen Freude bereiten. Niemand wird es verübeln, wenn man einem Kind den Kopf streichelt oder einem Sterbenden den Schweiß von der Stirn wischt. Diese Ausübung des Tastsinnes ist durchaus berechtigt. Aber wir wissen, das Gefühl kann auch zu einer großen Gefahr werden. Man kann den eigenen Körper aufregen, um gewisse Gefühle zu erzeugen, die nicht rein sind. Und noch gefährlicher ist das Gefühl im Umgang mit anderen. Leicht wird das Betauten oder das Ergreifen einer anderen Person zu einer Art der Besitzergreifung. Und wenn man einmal damit angefangen hat, ist die Gefahr gegeben, daß man immer weiter geht, daß es keine Grenze gibt. Wie immer es um die Vergangenheit des Wiener Kardinals Groer bestellt sein mag, eines ist sicher, daß er unvorsichtig gewesen ist im Umgang mit Jugendlichen. Und deswegen ist sein Fall eine Mahnung für uns, mit dem Gefühlssinn, vor allen Dingen gegenüber dem anderen Geschlecht, aber heute muß man ja auch leider sagen, gegenüber dem eigenen Geschlecht, vorsichtig zu sein, wachsam zu sein, sich nicht selbst zu betrügen und nicht unter dem Schein des Wohlwollens eine Art Besitzergreifung zu vollziehen.

Die Sinne, meine lieben Freunde, sind eine große Gabe Gottes. Sie sind ein beglückendes Geschenk, für das wir nicht genug danken können. Wir sollen sie benutzen mit Vernunft und in Dankbarkeit, vor allen Dingen, wenn wir essen und trinken, dankbar genießen, was Gott uns gegeben hat, danken für das, was uns seine Allmacht beschert hat. Aber die Sinne müssen auch bewacht werden. Zu leicht drängt sich bei uns Adamskindern der Mißbrauch ein. Die Sinne müssen in Ordnung gehalten werden, ja sie müssen auch bis zu einem gewissen Grade abgetötet werden. Ihr Übermaß muß beschränkt werden, damit sie heilsam für unser Leben und für unsere Umwelt benutzt werden. „Wer auf das Fleisch sät, der wird vom Fleisch Verderben ernten. Wer aber auf den Geist sät, der wird vom Geist Leben ernten.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sinne beherrschen (3)

(Über die Ordnung der menschlichen Phantasie)

22.10.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Die äußeren Sinne tragen uns Wahrnehmungen in das Innere. Was die Sinne aufnehmen, schafft die Seele um zu Anschauungen und Vorstellungen, die in unserer Seele haften bleiben. So gewinnen die äußeren Dinge eine Existenz in unserem Inneren. Das Gedächtnis ist wie ein Speicher, in dem die vielen Eindrücke, die die Sinne uns vermittelt haben, aufbewahrt werden. Diese Vorstellungen werden von Zeit zu Zeit wie von selbst in uns wieder lebendig; wir vermögen sie auch mit dem Willen zu neuem Leben zu erwecken. Wir erinnern uns an vergangene Dinge. Wir rufen die Vorstellungen wieder vor unseren geistigen Horizont. So haben wir also eine gewaltige Schatzkammer des Erlebten, Erfahrenen, Gehörten, Gefühlten in unserer Seele. Auch wie wir zu bestimmten Gelegenheiten waren, was wir getan oder gelassen, mit welchen Gesinnungen wir es getan oder gelassen haben, ist aufbewahrt in unserem Gedächtnis.

Mit diesem riesenhaften Stoff treibt nun die Phantasie ihr Spiel. Sie erweckt diese Sinnesbilder, sei es unverseht, so wie sie waren, sei es verkürzt, um bestimmte Einzelheiten vermindert. Sie kombiniert sie und bildet ein neues, einheitliches Ganzes daraus. Wegen der engen Verknüpfung zwischen leiblichem und geistigem Leben wird die Phantasie auch beeinflusst von unseren Leidenschaften, Antrieben, Gefühlen, Strebungen. Was den Sinnen schmeichelt, das malt die Phantasie günstig, mit schillernden Farben aus, und was den Leidenschaften schmerzt, das malt sie schwarz in schwarz. Ja, die Phantasie vermag auch die Leidenschaften zu nähren. Sie vermag sie gleichsam aufzuputzen und zu fördern. Ein Kummer, ein Schmerz, das Gefühl der Rache kann durch die Phantasie immer mehr genährt und gesteigert werden, so daß der Affekt, die leidenschaftliche Erregung in uns hochkommt. Andererseits vermag die Phantasie uns auch gute, heilige und schöne Bilder vor die Seele zu stellen, die uns fördern und geistlich voranbringen. Das Beispiel der Heiligen, das Denken an unseren Herrn und Heiland, die Erinnerungen an erhabene geistliche Erlebnisse vermögen uns zu erheben und zu reinigen.

Die Vorstellungen, die in unserer Seele durch die Phantasie wachgerufen werden, können dreifach unserer Seele gefährlich werden. Einmal kann das nutzlose und sinnlose Umherschweifen der Phantasie uns schaden, auch wenn die Gedanken selbst nicht gefährlich sind. Wir verlieren Zeit, wir vergeuden unsere kostbare Zeit, wir hemmen unsere Arbeit, wir mindern unsere Leistung und wir vertändeln, was wir nützlich hätten verbringen sollen. Auch die Andacht wird ja, wie wir alle wissen, durch Phantasien gestört, manchmal sogar zerstört, der Aufschwung zu Gott wird gehemmt, die Freude an Gott gemindert, der Nutzen des Gebetes geschmälert. Noch gefährlicher ist es, wenn die Phantasie im Dienste der Leidenschaft steht, etwa im Dienste des Hasses. Wenn ein Gegenstand des Hasses in unserer Seele auftaucht, dann vermag die Phantasie ihn zu vergrößern. Sie sieht dann bei dem betreffenden Menschen nur noch die negativen Eigenschaften und vergißt das Gute, das er auch an sich hat. „Der Haß macht blind“, sagt der Volksmund, und das ist wahr. Die Phantasie unterschlägt das Gute, das an dem andere ist, und übertreibt das Böse, das er in sich trägt. Auch die Phantasie der Liebe vermag die Wirklichkeit zu verzeichnen. „Die Liebe macht blind“, sagt wiederum der Volksmund, und auch das ist wahr; denn sie übersieht die Schwächen und Fehler des Geliebten und fälscht sie um in Vorzüge, und auf diese Weise entsteht ein falsches Bild vom Nächsten in uns.

Ganz gefährlich ist die Phantasie vor allem, wenn sie die Unlauterkeit in uns zu erwecken sucht, also die Unkeuschheit, die Unzucht. Denn sie malt diese Möglichkeiten, diese Reize, diese Begebnisse in einem glänzenden Lichte, sie betrügt den Menschen um die Wirklichkeit dessen, was mit diesen geschlechtlichen Dingen an Leid, Kummer und Schaden verbunden ist, und so wird leicht die unlautere Phantasie zu einer Tyrannin, zu einer Tyrannin, die die Kräfte des Menschen, Verstand und Willen, in ihren schrecklichen Dienst nimmt und einen Ekel gegen die Reinheit, gegen die Unschuld, gegen die Keuschheit erzeugt.

Diese drei Gefahren der Phantasie müssen wir nach Möglichkeit abzuwenden versuchen. Wie macht man das? Nun, an erster Stelle muß man wachen über das, was wir in unsere Seele einlassen. Das Gedächtnis bewahrt nur das auf, was die Sinne aufgenommen haben, also muß man ansetzen bei den Sinnen. Man muß die Sinne in die Gewalt bekommen, damit sie die Seele nicht mit unschönen, häßlichen, gefährlichen, schädlichen Bildern füllt. Wenn wir die Erinnerungen vermeiden wollen, müssen wir die Sinneseindrücke vermeiden. Das heißt eben Hygiene des Sehens, Hygiene des Hörens. Das bedeutet, daß wir die Literatur, die wir lesen, sorgfältig auswählen müssen, daß wir die Fernsehsendungen, die wir uns anschauen, vor unserem gut gebildeten Gewissen verantworten müssen. Hier ist eine gefährliche Einbruchsstelle des Bösen, und man darf sich nicht wundern, wenn diese Eindrücke ihr Spiel treiben, nachdem man sie erst einmal in die Seele eingelassen hat. Hier liegt der erste Fehler, den wir gemacht haben. Wir müssen also eine Wache vor unsere Sinne setzen, damit wir nicht schädliche und gefährliche Bilder in die Seele einlassen.

Zweitens, wir dürfen gefährliche und schädliche Vorstellungen nicht willkürlich hervorrufen. Wir haben es gleichsam in unserer Macht, wie gefährlich und schädlich diese Bilder werden, indem wir eben nicht daran denken. Durch willkürliches Auffrischen der Erinnerungen werden diese Bilder immer wieder neu in uns geweckt und bringen dann ihre verhängnisvolle Wirkung hervor. Wenn wir sie dagegen zu vergessen suchen, wenn wir sie nicht mehr auffrischen, dann verlieren sie ihre Kraft, sie werden blaß und verschwinden allmählich ganz aus dem Gedächtnis. Die Vergegenwärtigung dagegen verleiht den Bildern Kraft, verkehrte Neigungen zu erwecken. Aus den verkehrten Neigungen entsteht das Verlangen. Das Verlangen verfinstert den Verstand und den Willen und führt zur bösen Tat. Also im Inneren unserer Seele Ordnung halten! Was wir in die Erinnerung rufen, das muß vor unserem gut gebildeten Gewissen Bestand haben, und wir sollen uns hüten, durch Erinnerung an häßliche Dinge das Böse, das in unserer Seele auf der Lauer liegt, zu fördern.

Und schließlich noch ein Drittes, nämlich wenn diese Gedanken von selbst kommen, müssen wir uns von ihnen abwenden. Sie kommen von selbst. Jedermann weiß das, daß in ihm ungewollt Bilder erscheinen, die ihn mit Schrecken erfüllen. Der heilige Augustinus klagt in seinen „Bekenntnissen“ darüber, wie er diesen „Zunder“, diesen Zunder der Sünde in seiner Seele spürt. Und auch wir wissen, daß uns solche Erinnerungen, Vorstellungen, Anschauungen heimsuchen. Wir müssen mit Geduld und Festigkeit die von selbst sich einstellenden gefährlichen und schädlichen Bilder aus der Seele entfernen; mit Geduld und Festigkeit. Denn wir wissen, das ist nicht von heute auf morgen zu schaffen, und wir wissen, sie kommen immer wieder. Man muß einen entschiedenen Willen haben und darf nicht nur mit halber Kraft diese Bilder abzuwehren versuchen. Aber das alles, diese Wachsamkeit und diese Entschiedenheit, muß ergänzt werden durch etwas Positives, nämlich daß wir unsere Seele mit gutem, heiligem Erinnerungsstoff füllen. Wir müssen uns also gute, lehrreiche Bilder aneignen. Ja, buchstäblich Bilder, z.B. Bildbände von Thüringen oder von Bayern, wo wunderschöne Landschaften, herrliche Kulturdenkmäler abgebildet sind. Und auch Bilder im übertragenen Sinn. Wir müssen die Lektüre so wählen, daß Gutes und Heiliges in uns einkehrt und aufbewahrt wird. Wir müssen uns ernsthaft geistig beschäftigen. Nur keine Trägheit im Geistigen! Man muß sich mit wissenschaftlichen Problemen auseinandersetzen; die Tageszeitungen bieten da manche Anregung für diese Beschäftigung. Wir müssen vor allen Dingen das Leben unseres Heilandes betrachten, indem wir die Heilige Schrift lesen, indem wir den Kreuzweg gehen. Wir müssen uns das Leben der Heiligen vor Augen führen. Da haben wir die Wegweiser, denen wir folgen müssen, wenn wir uns mit den Personen beschäftigen, deren Name mit S beginnt, wie St. Paulus, St. Theresia, St. Martinus, St. Eustachius. Mit diesen Heiligen, mit diesen Personen müssen wir uns beschäftigen und auf diese Weise An-

schauungen gewinnen, die wir in unserem Inneren aufbewahren und die wir jederzeit hervorrufen können, um uns daran zu erbauen und aufzurichten.

Die Psalmen erinnern immer wieder daran, daß wir mit reinem Herzen Gott dienen sollen. „Wer darf besteigen den Berg des Herrn? Wer darf stehen am heiligen Ort?“ heißt es im Psalm 23. Die Antwort: „Wer reine Hände hat und reinen Herzens ist.“ Und im 50. Psalm fleht der Beter: „Ein reines Herz erschaffe mir, o Herr, den rechten Geist erneu' in meinem Innern!“ Jawohl, so ist es und so lehrt uns auch die Kirche beten in dem Gebet, das wir immer bei der Allerheiligenlitanei beten: „Durchglühe mir Herz und Nieren mit dem Feuer des Heiligen Geistes, damit ich keuschen Leibes und reinen Herzens dir diene, mein Gott!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sinne beherrschen (4)

(Über die Ordnung des menschlichen Verstandes)

29.10.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Verstand und Wille sind die höchsten und edelsten Fähigkeiten des Menschen. Andere Kräfte haben wir mit den Tieren gemeinsam. Aber diese beiden erheben uns zu den geistigen Wesen, ja zu Gott. Verstand und Wille haben ihre Wurzel in der Geistigkeit der Seele; sie sind Träger der Sittlichkeit; sie nähern uns Gott an. Aber auch Verstand und Wille bedürfen der Erziehung. Darüber wollen wir am heutigen und am kommenden Sonntag sprechen, am heutigen Sonntag über die Erziehung des Verstandes.

Der Verstand ist mit dem Wissenstrieb ausgestattet. Der Wissenstrieb geht auf die Wahrheit. Die Allgemeinheit dieses Triebes zeigt uns, daß er von Gott in den Menschen eingesenkt und der Ausbildung bedürftig ist. Diese Ausbildung ist um so notwendiger, als der Verstand den Willen bestimmt. Der Wille ist an sich ein blinder Trieb. Es muß ihm der Verstand voranleuchten. Erst müssen wir überlegen und bedenken, bevor wir dem Willen die Motive vorstellen, denen er dann folgen kann.

Die Erziehung des Verstandes hat zwei Ziele; einmal muß sie ihn davor bewahren, Unnützes und Schädliches aufzunehmen, zum anderen müssen die Wissenssammlung und die Verstandesbetätigung in der rechten Ordnung vor sich gehen. Der Verstand ist ja fortwährend in Bewegung. Irgendetwas denken muß der Mensch in jedem Augenblick, aber es kommt darauf an, was er denkt. Die Neugierde bemächtigt sich allzu leicht des Verstandes, die Neugierde, die sich von der Wißbegierde dadurch unterscheidet, daß sie wissen will, was nicht notwendig, nicht nützlich oder nicht erlaubt ist. Die Neugierde richtet sich auf Überflüssiges und Schädliches. Sie macht den Menschen oberflächlich, sie verflacht ihn, sie füllt den Geist mit Ballast oder gar mit Giftstoff. Die Neugierde ist am Werke in Gesprächen, die wir führen, in der Lektüre, die wir betreiben, in Bildern, die wir anschauen. Alle diese Tätigkeiten müssen in der rechten Ordnung gelenkt sein, damit uns nicht die Neugierde verführt, abhält von ernstem Studium, von wirklicher Gedankenarbeit, von echtem Bemühen um Erkenntnis. Die Lektüre der Zeitung sollten wir auf das Notwendigste beschränken. Die Gespräche sollten wir so führen, daß ein Gewinn für unseren Partner und für uns abfällt. Und das Fernsehgerät sollten wir einschalten, um uns zu bereichern, nicht um uns zu belasten oder zu vergiften.

Besonders gefährlich ist es, wenn sich der Verstand mit der Leidenschaft vermählt, etwa mit der Leidenschaft, über andere herzufallen, sich um deren Tun und Lassen übermäßig und ohne Not zu kümmern. Du hast genug an dir selbst zu tragen; Sorge dafür, daß du ein Heiliger wirst, und beschäftige dich nicht damit, was andere versäumen oder verkehrt machen. Gefährlich ist es auch, wenn sich der Verstand mit obszönen Dingen beschäftigt. Mir sagte einmal ein Medizinprofessor unserer Universität: „Ich lese gern Pornographie.“ Nun, das ist keine gute Lektüre, die Pornographie. Damit sollte man den Verstand nicht beschäftigen, sondern wir sollten ihm ein würdiges Objekt geben, wir sollten ihn so in die Arbeit einspannen, daß er in der rechten Weise sein Betätigungsfeld findet. Was ist dazu erforderlich? Erstens, daß wir dem Notwendigen den Vorrang vor dem Nützlichen und dem Nützlichen den Vorrang vor dem Angenehmen geben. Das muß die rechte Reihenfolge sein: zuerst das Notwendige, dann das Nützliche und zum Schluß das Angenehme. Das ist die rechte Ordnung der Verstandestätigkeit. Zweitens, wir müssen unseren doppelten Beruf als Christen und Bürger ausfüllen, indem wir uns darin zur Meisterschaft heranbilden. Als Christen müssen wir fähig sein, über unseren

Glauben und unsere Hoffnung Rechenschaft zu geben. Es ist beschämend, meine lieben Freunde, bei Diskussionen zu beobachten, wie die braven, gläubigen Katholiken verstummen. Sie wissen nichts, sie haben nichts gelernt, und so vermögen sie auch nichts in der Diskussion beizutragen. Das ist eine Schuld, und diese Schuld wird einmal verantwortet werden müssen. Wir müssen uns ausbilden in der heiligen Religion, wir müssen lesen, unermüdlich, wir müssen Wissen sammeln, wir müssen uns Klarheit verschaffen, damit wir anderen Rechenschaft geben können über unseren Glauben und unsere Hoffnung. Ebenso gilt das für unseren Beruf. Jeder, der nicht das Erforderliche getan hat, um es in seinem Berufe zur Meisterschaft zu bringen, wird sich vor Gott verantworten müssen. Die Gesellschaft hat ein Recht darauf, daß wir in unserem Beruf das Beste leisten, was aus uns herauszuholen ist. Keine Stümper! Das böse Wort „Katholiken sind dümmer“ darf nicht wieder aufkommen, meine lieben Freunde. Man muß mit rastlosem Eifer tätig sein, um sich das anzueignen, wofür man von Berufs wegen bestimmt ist. Bequemlichkeit und Christentum vertragen sich nicht.

Weiter müssen wir an die Grenzen der Verstandestätigkeit denken. Dem Verstand sind von unseren Wesen als Mensch und als Christ Grenzen gesetzt, die er nicht überschreiten kann. Es gibt keine Allwisserei. Wir müssen uns bescheiden, das zu wissen, was notwendig und nützlich ist. Wer alles wissen will, der verfällt der Oberflächlichkeit und unter Umständen der Verzweiflung. Eine solche versuchte Allwisserei begegnet uns in der Dichtung „Faust“ von Goethe. Fausts Famulus Wagner ist ein solcher von Neugierde getriebener Mensch. „Zwar weiß ich viel, doch möchte ich alles wissen“, sagt er. Aber das ist unmöglich. „Nicht das viele Wissen tut's, sondern wissen etwas Gut's.“ Wir müssen an erster Stelle das wissen, was wir von Berufs wegen zu wissen haben. Was die religiösen Gegenstände angeht, muß uns immer bewußt sein, daß es eine Grenze des Erkennens gibt. Die religiösen Wahrheiten bringen Aufklärung, ohne Frage. Sie sind ein Licht; sie erleuchten unseren Verstand, erhellen unseren Lebensweg. Aber sie sind auch ein Geheimnis. Sie lassen sich nicht in letzter Weise aufschließen. Es bleibt ein Rest, ein sehr großer Rest, den wir der Allwissenheit Gottes überlassen müssen.

Man muß auch auf dem Gebiete der Verstandestätigkeit mit Demut zu Werke gehen. Das Wissen, das wir durch rastlose Tätigkeit sammeln können, mag noch so umfangreich sein: Je mehr man in das Gebiet des Wißbaren eindringt, um so kleiner wird man, um so mehr erkennt man, wie unermesslich viel zu wissen bleibt, das uns verschlossen ist. Der wahrhaft Gelehrte ist immer ein bescheidener Mensch. Er weiß, daß er mit Sokrates sprechen müßte: „Ich weiß, daß ich nichts weiß!“ Denn das Wenige, was er an Wissen gesammelt hat, ist unendlich viel weniger, als was gewußt werden kann. Auch müssen wir bedenken, daß wir das Wissen, das wir gesammelt haben, Gottes Kräften verdanken. Er hat uns ja die Anlagen gegeben, mit denen wir gearbeitet haben, und so muß auch dafür gelten: „Was hast du, das du nicht empfangen hast? Wenn du es aber empfangen hast, was rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen?“

Die Verstandestätigkeit muß schließlich auch mit Gebet begleitet werden. Das Gebet muß am Anfang und am Ende jeder denkerischen Bemühung stehen. Das Gebet verleiht Ausdauer im anstrengenden Betrieb des Geistes. Im Buch der Weisheit ist der Einfluß des Gebetes auf das Erkennen deutlich geschildert: „Ich betete, da ward mir Einsicht zuteil. Ich flehte, da zog in mich ein der Geist der Weisheit.“ Gott hat das Gebet des Beters erhört und ihm Einsicht und Weisheit geschenkt. „Zugleich mit ihr erhielt ich auch alle anderen Güter. In ihren Händen war unschätzbare Reichtum. Denn sie ist für die Menschen ein unerschöpflicher Schatz. Wer ihn nutzt, erwirbt sich Freundschaft bei Gott, empfohlen durch Gaben, die aus der Zucht entspringen.“

Ebenso bedeutsam wie die Ausbildung und Erziehung des Geistes, wie die rechte Ordnung bei der Tätigkeit des Verstandes, ist die Mäßigung des Urteils. Wer Wissen gesammelt hat, der spürt leicht seine geistige Überlegenheit und ist in Gefahr, sie anderen gegenüber auszuspielen. Er wird hochmütig; und der Hochmut ist eine der Hauptsünden, die es überhaupt gibt. Der Hochmut kommt immer auch zu Fall. Wer sich überheblich beträgt, wer sein eigenes Urteil überschätzt, wer immer recht behalten will, der entfremdet sich die anderen Menschen, der schafft Unfrieden in seiner Umgebung. Es gibt viele Dinge, meine lieben Freunde, bei denen mehrere Ansichten möglich sind. Wir sollen da, wo wir unsicher sind oder wo es sich um Dinge von untergeordneter Bedeutung handelt, nicht auf dem eigenen Urteil bestehen. Auch andere haben etwas erkannt, auch andere haben Überlegungen angestellt, und es dient dem Frieden und der Einheit und der Liebe, wenn wir auch ihre Ansichten gelten

lassen. Ich sage es noch einmal: In Fragen von untergeordneter Bedeutung und in Angelegenheiten, die mehrere Lösungen offenlassen, sollen wir weitherzig sein. Die Überheblichkeit wird überwunden, indem wir uns beraten lassen. Es ist keine Schande, einzugestehen, daß man des Rates bedürftig ist. Es ist keine Schande, sich von anderen Rat geben zu lassen. Dadurch kommen wir der Wahrheit näher, als wenn wir auf unser eigenes Urteil vertrauen. Und wenn wir selbst um Rat gefragt werden, dann sollten wir langsam im Erteilen von Rat sein, aber konsequent in der Ausführung. Langsam im Raten, konsequent in der Ausführung.

Der Verstand, meine lieben Freunde, ist eine Gabe Gottes. Er nähert uns Gott an, und er ist der Führer unseres Willens. Mit dem Verstande erobern wir uns die sichtbare und unsichtbare Welt. Der menschliche Verstand ähnelt jener Gabe, welche die Engel besitzen, die ja einen durchdringenden Verstand haben. Wir sollen dieses hohe Gut ausbilden; wir sollen den Verstand benützen; wir sollen Wissen sammeln, unermüdlich und ohne Ruhe. Aber wir sollen auch wissen, daß der Verstand, der nicht von der Furcht Gottes geleitet wird, leicht in die Irre geht. „Groß ist es, Weisheit und Wissenschaft zu sammeln, aber keiner gleicht dem, der den Herrn fürchtet!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über die Verehrung der Heiligen

01.11.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

„Freuen wir uns alle am Feste Allerheiligen!“ So beginnt der Introitus, das Eingangsglied der heutigen heiligen Messe. Freuen sollen wir uns am Feste Allerheiligen. Unter den Heiligen verstehen wir jene Gläubigen, die im Stande der Gnade aus dieser Welt geschieden sind und sich jetzt in der Herrlichkeit des Himmels befinden. Alle, ohne Ausnahme, die diese beiden Voraussetzungen erfüllen, sind heilig. Aber in besonderer Weise nennen wir jene Heilige, die von der Kirche, genauer vom Papst heiliggesprochen sind. Die Heiligsprechung hat ihnen nicht das Himmelstor geöffnet; die Heiligsprechung hat sie nur als Heilige bekanntgemacht. Die Kirche verfügt über die untrügliche Gewißheit, daß bestimmte Personen mit Sicherheit das himmlische Ziel erlangt haben. Diese Sicherheit gewinnt sie einmal durch ein sorgfältiges Verfahren, das zur Heiligsprechung führt, und zum anderen durch den Beistand des Heiligen Geistes, der sie vor Irrtum in diesen für die ganze Kirche bestimmten Akten bewahrt. Freuen wir uns also alle am Fest der Heiligen, das wir heute begehen! – Um in das Verständnis der Heiligen und der Heiligenverehrung einzudringen, wollen wir drei Fragen stellen und drei Antworten versuchen:

1. Warum verehren wir die Heiligen?
2. Wodurch verehren wir die Heiligen?
3. Wie verträgt sich die Verehrung der Heiligen mit der Ehre Gottes?

Die erste Frage lautet: Warum verehren wir die Heiligen? Wir verehren die Heiligen, weil sie Freunde Gottes, Fürsten des Himmels und unsere Wohltäter sind. Wir haben soeben das schöne Lied gesungen „Ihr Freunde Gottes allzugleich“. Diese Bezeichnung der Heiligen als Freunde Gottes ist berechtigt, denn wer im Stande der heiligmachenden Gnade ist und gar mit der himmlische Herrlichkeit beschenkt ist, der kann nur ein Freund Gottes sein. Gott liebt die Heiligen, und er hat sie ausgezeichnet durch die himmlische Herrlichkeit. Sie sind Fürsten des Himmels. Im Himmel sind unendlich viele Menschen, die heilig geworden sind, die das Ziel erlangt haben. Aber die Heiligen, die wir mit Namen nennen und anrufen, sind vor anderen hervorgehoben. Im Himmel gibt es keinen Neid, daß etwa der eine dem anderen eine höhere Stellung nicht gönnt. Nein, aber es gibt im Himmel eine Hierarchie, auch unter den Heiligen, und unter ihnen haben die von der Kirche Kanonisierten eine besondere Stellung; sie sind Fürsten des Himmels. Sie haben einen Vorrang vor anderen und werden von Gott in besonderer Weise eingesetzt, um den Menschen Wohltaten zu erweisen. Schon auf Erden haben uns die Heiligen Wohltaten erwiesen. Der heilige Bonifatius hat das Heidentum in unseren Ländern zurückgedrängt und überwunden, er hat das Christentum gebracht, Bistümer gegründet. Wir nennen ihn den Vater des Glaubens. Und als der Protestantismus unseren Glauben zu zerstören suchte, hat Gott andere Heilige erweckt, die sich dieser Woge entgegenstimmten, den heiligen Ignatius, den heiligen Petrus Canisius. Sie haben den Glauben in unseren Landen erhalten. So kann man bei allen Heiligen angeben, was wir durch sie erlangt haben. Sie sind unsere Wohltäter schon auf Erden gewesen. Und erst recht sind sie unsere Wohltäter in der Ewigkeit; denn sie bitten am Throne Gottes für uns, sie machen unsere Anliegen zu den ihren, sie tragen unsere Flehrufe vor Gott, und das ist der Dienst, den sie uns erweisen. So ist es kein Wunder, daß die Kirche auf dem Konzil von Trient gegen die Glaubensneuerer gesagt hat: Es ist gut und nützlich, die Heiligen zu verehren. Wir verehren die Heiligen, weil sie die Freunde Gottes, weil sie die Fürsten des Himmels und weil sie unsere Wohltäter sind.

Zweitens, wodurch verehren wir die Heiligen? Wir leben in der Gemeinschaft der Heiligen. Das heißt, alle, die durch die Gnade mit Gott verbunden sind, sind auch untereinander verbunden. Und so sind wir, die wir noch pilgern, mit jenen, die das Ziel der Pilgerschaft erreicht haben, verbunden. Wir zeigen diese Verbundenheit auf mannigfache Weise. Wir verehren die Heiligen, indem wir ihre Fürbitte anrufen. Das ist ein ganz wichtiger Punkt bei der Heiligenverehrung. Wir zeigen damit das Vertrauen, das wir auf sie setzen. Die Heiligen hören uns und tragen unsere Gebete vor den Thron der Allmacht. Die Anrufung der Heiligen darf nicht aus unserem Herzen und von unseren Lippen weichen. Es scheint, daß Gott bestimmte Heilige für bestimmte Anliegen gleichsam bestellt hat. Es ist durchaus berechtigt, in bestimmten Anliegen bestimmte Heilige anzurufen. Wir wenden uns etwa an die heilige Otilie bei Augenleiden; wir rufen den heiligen Florian an, daß er uns vor Feuersnot beschütze; wir gehen zum heiligen Johannes Nepomuk, damit wir mit der Zunge nicht sündigen, denn er ist der Martyrer des Beichtsiegels. So kann man bei allen Heiligen angeben, wofür sie gleichsam von Gott bestellt sind. Wie oft haben wir schon, wenn wir etwas verloren hatten, den lebenswürdigen heiligen Antonius von Padua angerufen, und wie oft hat seine Fürbitte uns den verlorenen Gegenstand zurückgebracht!

Die erste Weise also, wie wir die Heiligen verehren, ist die Fürbitte. Die zweite, indem wir ihre Feste feiern. Jeder Tag ist bestimmten Heiligen gewidmet. Wir gedenken ihrer an diesen Tagen, wir feiern die heilige Messe im Andenken an die Heiligen, wir stellen ihre Bilder auf und besuchen die Stätten, an denen sie gewirkt haben. Wir feiern ihre Feste und ehren damit die Heiligen. Heute ist das Fest aller Heiligen. Heute wird die gesamte Summe derer, die die Freude des Himmels gewonnen haben, in einer Festlichkeit zusammengefaßt. Deswegen ist es auch ein so großes und so herrliches Fest. Keiner ist ausgelassen, keiner vergessen, alle sind eingeschlossen.

Wir verehren die Heiligen, indem wir ihre Bilder und Reliquien hochschätzen. Jeder von uns trägt ein Bild seiner lieben Angehörigen im Herzen. Aber wir haben ihre Bilder auch in unseren Wohnungen, in unseren Alben aufbewahrt. Wir halten die Bilder unserer Lieben in Ehren, und Gegenstände, die sie benutzt haben, schätzen wir und bewahren wir sorgfältig auf. Um wieviel mehr muß das gelten von denen, die mit Sicherheit den Sieg über Sünde, Tod und Hölle gewonnen haben! Die Bilder der Heiligen werden in den Kirchen aufgestellt, in unseren Häusern; die Reliquien der Heiligen, also ihre Überbleibsel, werden verehrt; wir küssen sie zum Zeichen, daß wir sie lieben und daß wir auf ihre Fürbitte vertrauen.

Wir verehren die Heiligen weiter, indem wir ihre Namen tragen. Jeder sollte bei der Taufe den Namen eines Heiligen zugelegt bekommen, denn der Heilige soll sein Patron, also sein Schutzherr oder seine Schutzfrau, und sein Vorbild sein. Das ist der doppelte Sinn der Namengebung, Patronat und Vorbildfunktion. In meiner Jugend war es üblich, daß auch bei der Firmung noch ein Heiligename gewählt oder zugelegt wurde. Man hat also einen zweiten Patron bei der Firmung gewonnen, durch den Firmnamen. Das ist ein sehr schöner und sehr nützlicher Brauch. Wenn man gefirmt wird, ist man ja mit den Geheimnissen des Glaubens besser vertraut als bei der Taufe und kann sich darum den Namen selbst wählen, ihn mit Bedacht wählen. Und er soll uns voranleuchten durch seine Tugendkraft und sein heiliges Leben.

Wir verehren die Heiligen, indem wir Gegenstände und Orte unter ihren Schutz stellen. Wenn Sie einmal, meine lieben Freunde, das Verzeichnis der Postleitzahlen durchschauen, dann finden Sie unter der Rubrik S (Sankt) eine Menge von Orten, die den Namen von Heiligen tragen. In Deutschland, in Österreich, in England, in Frankreich gibt es viele Orte, die den Namen von Heiligen tragen. Das beginnt bei St. Andrä in Österreich und endet bei St. Zeno. Diese Orte sind durch die Namengebung unter den Schutz des Heiligen, dessen Namen sie tragen, gestellt: St. Ulrich, St. Peter, ja sogar St. Pauli in Hamburg. Diese Namen sind ein Zeichen dafür, daß unsere gläubigen Vorfahren auf den Schutz der Heiligen vertraut haben und daß sie ihnen ein ehrendes Gedenken widmen wollten.

Freilich, die beste Verehrung der Heiligen geschieht nicht durch äußere und manchmal äußerliche Dinge; die beste Verehrung der Heiligen geschieht durch die Nachahmung. Wer nur äußerlich, mit äußeren Dingen die Heiligen ehrt, der hat den Sinn der Heiligenverehrung recht wenig verstanden. Wir sollen ihnen nachfolgen. Sie sind das gelebte Evangelium. Sie sollen uns voranleuchten. Wir sollen uns an ihnen ausrichten, und indem wir ihre Tugenden nachahmen, verehren wir sie so, wie sie selbst

es wünschen. Die beste Verehrung der Heiligen ist die Nachahmung ihres Lebens. Gewiß, nicht alles, was Heilige getan oder auch gesagt haben, eignet sich zur Nachahmung. Manches ist nur zu bewundern, wie man richtig sagt, und nicht nachzuahmen. Die Heiligen haben selber Fehler eingeräumt, die sie gemacht haben. Zum Beispiel hat der heilige Bernhard im reiferen Alter die furchtbare Strenge seines Lebens in der Jugend bedauert, denn dadurch hat er seine Gesundheit zugrunde gerichtet.

Wir verehren also die Heiligen, indem wir ihre Feste feiern, indem wir ihre Namen über uns anrufen, indem wir sie um ihre Fürbitte angehen, indem wir ihren Schutz auf Gegenstände und Orte herabrufen.

Drittens, wie verträgt sich die Verehrung der Heiligen mit der Ehre Gottes? Ist es nicht, wie uns die Feinde der Heiligenverehrung sagen, eine Beeinträchtigung, eine Schmälerung der Ehre Gottes? Nimmt man nicht Gott etwas, wenn man neben ihm noch andere verehrt? Die Antwort lautet erstens: Wir verehren die Heiligen um Gottes willen. Die Heiligen sind ein Abglanz Gottes. Ihre Taten sind Gottes Geschenk, seine Gnade war in ihnen mächtig. Es wäre geradezu undankbar gegen Gott, wollten wir die Heiligen nicht verehren, wollten wir seine Machttaten in den Heiligen nicht preisen. Das wäre eine Schmälerung Gottes, wenn wir gleichgültig vorübergingen an dem, was er in den Heiligen und durch die Heiligen getan hat. Nein, es ist keine Schmälerung der Ehre Gottes, es ist eine Erhöhung seiner Ehre, wenn wir die Heiligen verehren. Denn Gott ist mächtig und wunderbar in seinen Heiligen. Er hat sie als seine Werkzeuge benutzt, und man muß den Werkmeister preisen, der diese Werkzeuge in so herrlicher Weise verwendet hat.

Und zweitens: Wir verehren die Heiligen nicht so, wie wir Gott ehren. Gott beten wir an. Anbeten heißt, seine völlige Unterwerfung und gänzliche Abhängigkeit bezeugen. Davon kann bei der Heiligenverehrung keine Rede sein. Weder völlige Unterwerfung noch gänzliche Abhängigkeit wird den Heiligen gezollt, sondern wir verehren sie als Geschöpfe, die in unendlichem Abstand vom Schöpfer stehen. Wir beten Gott allein an, wir bringen das Opfer Gott allein dar. Keinem Heiligen wird das Meßopfer dargebracht. Wir gedenken ihrer beim Meßopfer, wir bitten sie, daß sie beim Meßopfer zugegen sind und wir danken beim Meßopfer für das, was Gott an ihnen getan hat. Aber das Meßopfer als das einzige Opfer des Neuen Bundes wird nur dem Schöpfer, wird nur dem allmächtigen Gott dargebracht. Wir verehren die Heiligen, aber wir beten Gott an. Das Lateinische hat entsprechende Ausdrücke ausgebildet, um den wichtigen und unüberbrückbaren Unterschied zwischen Verehrung der Heiligen und Anbetung Gottes auszudrücken. Das Lateinische spricht bei der Anbetung Gottes von *latria* und bei der Verehrung der Heiligen von *veneratio*. *Latria* ist die Anbetung, die Übergabe, die gänzliche Hingabe, während *veneratio* eben die Hochachtung, die Dankbarkeit ausdrückt, die den Heiligen geschuldet ist.

Wir sollten, meine lieben Freunde, die Verehrung der Heiligen in unserem Leben kräftigen. Wir sollten täglich unseren Namenspatron, unseren Firmpatron, wenn wir einen haben, anrufen. Wir sollten oft zu den heiligen Vierzehn Nothelfern beten. Das ist ein besonders wichtiger Akt der Verehrung, diese Gruppe von Heiligen, die ja in unseren Breiten auch besonders verehrt werden, zu unseren ständigen Begleitern zu machen. Wir sollten natürlich Maria, die Königin der Heiligen, über allen anderen mit der Hochverehrung bedenken. Die Heiligen werden es uns entgelten, wenn wir sie um ihre Fürbitte anrufen. Wie heißt es doch so schön in der letzten Strophe des Liedes „Ihr Freunde Gottes allzugleich“: „Wir bitten euch durch Christi Blut, die ihr nun weilt beim höchsten Gut: Tragt vor die Not der Christenheit der Heiligsten Dreifaltigkeit! Helft uns in diesem Erdental, daß wir durch Gottes Gnad und Wahl zum Himmel kommen allzumal!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sinne beherrschen (5)

(Über die Ordnung des menschlichen Willens)

05.11.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Die Sinne des Menschen müssen ausgebildet und erzogen werden; aber auch die geistigen Kräfte bedürfen der Ausbildung und der Erziehung. Am vergangenen Sonntag haben wir uns mit der Bildung des Verstandes beschäftigt. Wir haben heute die Aufgabe, uns der Erziehung des Willens zuzuwenden. Der Wille ist an und für sich eine blinde Macht. Der Verstand ist sein Licht und muß ihm voranleuchten. Der Wille kann nur das wollen, was ihm der Verstand vorstellt; darum hat der Verstand eine Überlegenheit gegenüber dem Willen. „Nichts ist gewollt, was nicht vorher erkannt ist“, so sagt ein Axiom der christlichen Philosophie. Dieses Axiom ist richtig; wir können nur wollen, was wir als wertvoll, als gut erkannt haben. Aber der Wille hat auch wieder eine gewisse Macht über den Verstand, denn von ihm hängt es ab, ob sich der Verstand überhaupt geistig betätigt. Der Wille ist auch dafür verantwortlich, mit welchen Gegenständen sich der Verstand befaßt. Und schließlich das Traurigste von allem: Der Wille kann sich auch gegen das vom Verstand vorgestellte Gute wenden. Der Wille bleibt frei. Es war ein Irrtum einer Reihe von griechischen Philosophen, daß sie meinten, der Mensch müsse notwendig das als gut Erkannte tun. Nein, der Mensch besitzt die Freiheit, sich gegen das als gut Erkannte zur Wehr zu setzen und es beiseite zu lassen. Niemand hat diesen Sachverhalt ergreifender geschildert als der Apostel Paulus im 7. Kapitel des Briefes an die Römer: „Was ich wirke“, so schreibt er, „kenne ich nicht, tue ich doch nicht das, was ich will, das Gute, sondern ich tue das Böse, das ich hasse. Wenn ich aber das tue, was ich nicht will, so stimme ich dem Gesetze bei, daß es gut ist. Dann aber bin nicht ich mehr der Täter, sondern die in mir wohnende Sünde. Ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleische, nichts Gutes wohnt, denn das Wollen liegt mir nahe, aber das Vollbringen des Guten nicht.“ Hier sehen wir den Zwiespalt, der im Menschen obwaltet und den der Apostel in bitterer Selbsterfahrung beklagt.

An sich ist der Wille geneigt, das Gute, das ihm der Verstand vorstellt, zu tun. Wir brauchen nicht allzu düster über diese menschliche Grundbefindlichkeit zu denken. Je eindringlicher die Vorstellung des Wertes durch den Verstand erfolgt, um so größer ist die Chance, daß der Wille ihr folgt. Aber der Verstand ist ja selber getrübt. Durch die Erbsünde ist der Wille geschwächt und der Verstand verdunkelt. Deswegen kann es leicht zur Täuschung kommen, daß der Verstand dem Willen ein Scheingut vorstellt, das er erstreben soll, und daß er auf diese Weise den Willen in die Irre führt. Selbst das höchste Gut, Gott, zwingt nicht den Willen, ihm notwendig anzuhängen und zu ihm hinzustreben.

Dazu kommt die Empörung der sinnlichen Triebe. Wir alle wissen, daß in uns ein anderes Gesetz lebt, das dem Gesetze des Geistes widerstrebt, und diese sinnlichen Triebe machen sich den Verstand zunutze und zwingen ihn gleichsam in ihren Dienst; der Verstand stellt dann dem Willen ein Scheingut vor, das er anzustreben sich bemüht.

Wir können ohne die Gnade nicht einmal die Forderungen des natürlichen Sittengesetzes erfüllen. Der Wille muß gekräftigt, gestärkt, gefestigt werden durch die Gnade. Allein auf natürliche Kräfte bauen, wenn man den Willen zum Guten erziehen will, das reicht nicht aus. Ohne die Gnade Gottes ist der Wille nicht fähig, auch nur das, was das natürliche Sittengesetz vorschreibt, zu erreichen. So müssen also Gnade und freier Wille zusammenwirken. Wenn sie allerdings zusammenkommen, dann ist man nicht nur imstande, die Forderungen des Sittengesetzes zu erfüllen, dann ist man auch fähig,

die evangelischen Räte auf sich zu nehmen, ja dann kann man zu den höchsten Stufen der Heiligkeit emporsteigen. Denken Sie, meine lieben Freunde, an unsere Heiligen, die in der Kraft der Gnade, manchmal nach einem verfehlten Lebensabschnitt, sich emporgerungen haben zur Erfüllung der Gebote und zu den höchsten Höhen der Vollkommenheit.

Im Kampf gegen das Böse und im Ringen um das Gute muß man die rechten Mittel anwenden. Ich nenne zwei: Das erste Mittel besteht darin, daß wir die Wahrheiten des Glaubens uns aneignen. Uns aneignen! Das ist mehr als sie bloß kennen. Die Wahrheiten des Glaubens sollen unser Eigentum werden. Wir sollen von ihnen überzeugt sein. Überzeugt ist man, wenn man von der Wahrheit einer Sache überführt, gleichsam bezwungen ist, wenn das, was geglaubt wird, zum innigen und innersten Besitz des Menschen geworden ist. Wenn das der Fall ist, dann werden die Wahrheiten zu einer Kraft, zu einer Kraft, die gerade dann zur Verfügung steht, wenn die Stürme in unserem Inneren toben. Dann werden die Wahrheiten des Glaubens zu Grundsätzen, die einem über die Fährnisse des Lebens hinweghelfen. Solche Grundsätze müssen wir uns aneignen. Die Wahrheiten des Glaubens müssen zu Maximen, zu Grundprinzipien unseres Handelns werden. Ich nenne als Grundsatz beispielsweise den: „Die Sünde betrügt immer.“ Man muß fest davon überzeugt sein, daß es metaphysisch unmöglich ist, daß die Sünde einen wirklichen Wert zu schaffen imstande ist. Die Sünde kann nichts Gutes schaffen; es ist von der Weltordnung her unmöglich. Oder ein anderes Prinzip: „Die Sünde drängt nach Wiederholung.“ Es ist nicht damit getan, daß man sich einmal mit der Sünde scheinbar eine gewisse Entlastung schafft, weil eben der Trieb gedrängt hat. Nein, die Sünde drängt nach Wiederholung und auch Verschärfung, sie fordert immer stärkere Dosen. Auch ein weiteres Prinzip muß man sich vor Augen führen, nämlich „*Usu crescit - numquam satiatur*“. Der Trieb wird durch den Gebrauch stärker, er wird niemals gesättigt. Es ist nicht wahr, daß man darin eine Befriedigung finden könnte. Nein, *usu crescit* - durch den Gebrauch, durch das Nachgeben wächst er; *numquam satiatur* - er wird niemals satt. Solche Grundsätze müssen wir uns aneignen, damit sie uns jederzeit zur Verfügung stehen und uns kräftigen zur Überwindung, wenn die Versuchung an uns kommt.

Dann muß man aber auch die Grundsätze anwenden. Die Anwendung ist ein lebenslängliches Geschäft. Es ist nicht so, daß man ein einmaliges „*Fiat*“ - Es soll so sein - sprechen kann; nein, das ganze Leben über wird uns die Aufgabe, uns sittlich aufzubauen, nicht abgenommen. Das Ringen hält an bis zum letzten Tage unseres Lebens. Und man muß bei dieser Aufgabe mit Klugheit vorgehen. Man muß zunächst einen bestimmten, nämlich den Hauptfehler sich vornehmen und ihn bekämpfen, indem man am Morgen den Vorsatz faßt: Ich will diesen Fehler meiden, und am Abend sich Rechenschaft gibt, wie dieser Kampf verlaufen ist, und gleichzeitig den Vorsatz für den nächsten Tag erneuert. Man muß bei der Bekämpfung der Fehler die rechten Schritte setzen.

Man treibt heute gern Spott mit früheren Praktiken, die wir vor allem den Kindern empfohlen haben, z.B. gelegentlich keinen Zucker in den Kaffee zu tun, auf Süßigkeiten zu verzichten. Diese sogenannten Kleinopfer sind in Wirklichkeit unentbehrlich. Sie sind die wirksamen Mittel, um bestimmte Haltungen im Menschen zu schaffen. Durch fortwährende Überwindungen und durch ständiges Setzen des Guten wird eine heilsame Gewohnheit in uns erzeugt, werden Bahnen ausgeschliffen, in denen man dann leichter im Guten wandeln kann. Diese Gewohnheit hat die Kraft einer natürlichen Neigung, und schließlich wird einem das, was man durch Willensanspannung sich erworben hat, zum Bedürfnis, ja zum Vergnügen. Wir müssen also diese Überwindungen setzen, vor allem natürlich im Essen, im Trinken, im Rauchen. Ich gebe ein paar praktische Hinweise für das Sich-Beherrschen bei der Nahrungsaufnahme: Etwas weniger nehmen, als man möchte und könnte. Man soll sich ruhig sattessen, aber wir essen ja häufig mehr, als zur Sättigung notwendig ist; deswegen etwas weniger nehmen als möglich oder notwendig ist. Dann: Von den weniger begehrenswerten Speisen mehr nehmen und von den begehrenswerten weniger; sich also überwinden bei der animalischen Lust am Essen, am Genießen. Die Überwindung im Essen ist grundlegend für jede andere. Wer sich hier nicht beherrschen kann, kann sich auf anderen Gebieten auch nicht beherrschen. Man ist nicht nur beherrscht auf einem Gebiet.

Auch im Umgang mit anderen gibt es schöne, ja unerläßliche Übungen. Im Gespräch sollte man so wenig wie möglich von sich selbst sprechen. Man sollte auch mehr zuhören als reden, und man sollte es sich versagen, bestimmte Gags einzubringen, die einen in gutem Licht erscheinen lassen. Man sollte

es unterlassen, auf Kosten anderer geistreich zu erscheinen. Man sollte sich dazu erziehen, Gutes von anderen aufzudecken und zu bemerken. Im Umgang mit anderen ist auch eine wichtige Forderung der Selbsterziehung, daß man den Menschen, die man nicht leiden mag, mit besonderer Höflichkeit und Freundlichkeit begegnet. Sie nicht meiden, sondern sie in aller Freundlichkeit aufsuchen, nicht aus Heuchelei, sondern aus Überwindung der eigenen Abneigung. Auf diese Weise lernen wir allmählich unseren Willen in die Gewalt bekommen. Wir stärken unseren Willen durch jede Überwindung, und wir festigen ihn durch jedes Tun des Guten.

Freilich muß auch die Gnade zu diesem Werk herbeigerufen werden. Sie wird erlangt durch Gebet und Empfang der Sakramente. Wir sollen beten, regelmäßig, ausdauernd, beharrlich, andächtig, konzentriert, gesammelt. Wir sollen die Sakramente empfangen, würdig, mit Zerknirschung des Herzens, mit echter Sehnsucht, nicht gewohnheitsmäßig. Vor allem das Bußsakrament ist unerläßlich für den Aufbau der sittlichen Persönlichkeit. Regelmäßig, gut, reuig, demütig beichten, das bringt den Menschen voran. Das Aussprechen der eigenen Schuld vor Gott und seinem armen Stellvertreter hat allein schon heilende Wirkung auf die Seele. Weil das Beichtsakrament weitgehend verloren ist, deswegen füllen sich die Sprechzimmer der Nervenärzte!

Wir müssen also die Gnade zu Hilfe rufen, aber noch einmal, meine lieben Freunde: Man darf nicht von der Gnade erwarten, was man durch eigene Willensanstrengung erwerben soll. Jawohl, auf die Gnade vertrauen, als ob alles von ihr abhinge, aber auch auf den eigenen Willen setzen, als ob er allein für die Überwindung des Bösen und das Erringen des Guten ausreichend wäre. Der heilige Ignatius sagte einmal: „Was dir nur durch Bändigung deiner Neigungen werden kann, das erwarte nicht vom Gebet mit ungebändigter Neigung!“

Die Religion, das Christentum, die Kirche ist die einzige richtige Erziehungsmacht, die es auf dieser Erde gibt. Sie vermittelt uns die Wahrheit, sie gibt uns die Grundsätze zum Streben, sie bietet uns die Gnade, um in der Kraft Gottes die sittliche Persönlichkeit aufzubauen. Wir sollten uns an die bewährten, Jahrtausende alten Weisungen der Kirche halten; wir sollten danach streben, daß unser Wille immer mehr mit dem göttlichen Willen übereinstimmt. Es gibt eigentlich kein schöneres Gebet als das: „Herr, laß mich deinen heiligen Willen allezeit freudig anbeten und ihm folgen!“ Ein Dichter hat einmal geschrieben:

*„Ich will! - Das Wort ist mächtig,
Ich soll! - Das Wort wiegt schwer.
Das eine spricht der Diener,
das andere spricht der Herr.
Laß beide eins dir werden
im Herzen, ohne Groll!
Es gibt kein Glück auf Erden,
als wollen, was man soll!“*

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sinne beherrschen (6)

(Über Segen und Gefahren der menschlichen Leidenschaft)

12.11.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Der Mensch besitzt ein doppeltes Erkenntnis- und Strebevermögen, ein geistiges und ein sinnhaftes oder sinnliches. Das geistige Strebevermögen nennen wir Willen; es wird angeregt durch den Verstand. Das sinnliche oder sinnhafte Strebevermögen nennen wir Begehren, und es wird angeregt durch sinnliche Vorstellungen. Eine besonders starke Weise des sinnlichen Begehrens trägt den Namen Leidenschaft. Die Leidenschaft ist eine heftige Erregung des sinnlichen Begehrens, die angeregt wird durch eine sinnliche Vorstellung von einem Gut oder einem Übel. Die menschliche Natur ist von Gott mit der Fähigkeit, leidenschaftlich zu reagieren, ausgestattet. Die Leidenschaft ist also nichts Böses, solange sie vom menschlichen Willen und Verstand beherrscht wird. Sie kann sogar etwas Gutes sein, wenn sie nämlich in den Dienst des Verstandes und des Willens tritt. Der Wert der Leidenschaft richtet sich nach der Beziehung zu dem Willen. Wenn die Leidenschaft dem vom erleuchteten Verstand geleiteten Willen folgt, dann ist sie gut, wenn sie dem vom Verstand geleiteten Willen widerspricht, dann ist sie schlecht.

Unser Herr und Heiland war eine leidenschaftliche Natur. Wir sehen ihn, wie er die Käufer und Verkäufer in hoher Empörung aus dem Tempel treibt. „Der Eifer für dein Haus verzehrt mich“, dieses Wort kam dabei den Jüngern ins Gedächtnis. Der Herr war kein antriebsschwacher und kein gemütschwacher Mensch, sondern ein antriebsstarker und ein gemütvoller Mensch. Er liebte den Johannes mehr als die übrigen Apostel; er weinte beim Tode seines Freundes Lazarus und war tief erschüttert, als er an seinem Grabe stand; er begann zu zittern und zu zagen, als er am Ölberg den grausamen Tod vor Augen sah. Der Herr hat mit der menschlichen Natur auch die menschlichen Leidenschaften angenommen. Auch die Heiligen waren oft leidenschaftliche Naturen. Es ist nicht wahr, wenn man meint, jemand, der antriebsschwach sei, habe bessere Veranlagung, heilig zu werden als ein anderer, der von starken inneren Spannungen bewegt ist. Nein, die Leidenschaften können die Fittiche sein, die einen Menschen zu einem großen Menschen machen. Es kommt nur darauf an, wie sie eingesetzt und wie sie verwendet werden. Die Qualität, die sittliche Qualität der Leidenschaften hängt ab von ihrer Beziehung zum Willen.

Sie können nun dem Willen vorausgehen oder ihm nachfolgen. Wenn sie dem Willen vorausgehen, beeinträchtigen sie den Willen, die Willensfreiheit und manchmal auch die Überlegung. Wenn sie ihm nachfolgen, können sie entweder natürliche Folgerungen des Willens sein, oder sie können vom Willen selbst angeregt werden. Natürliche Folgen des Willens sind Erscheinungen, die wir an unserem Körper beobachten: Wenn wir Furcht haben, dann empfinden wir, wie das Herz schneller klopft; wenn wir erregt sind, dann keucht der Atem; wenn wir erschreckt sind, dann werden wir bleich. Heftige Erregungen unseres Inneren zeichnen sich also im Körper ab. Plötzliche Freude und unerwartetes Leid können den Tod herbeiführen. Auf dem Friedhof meiner Geburtsstadt ist ein Grabstein zu sehen, auf dem stehen die Worte: „Er kommt, er kommt - wie freu ich mich!“ Wie sind diese Worte auf den Grabstein gelangt? Es handelt sich bei der Verstorbenen um die Gattin eines Offiziers. Er war 4 Jahre lang im Ersten Weltkrieg fern der Heimat gewesen und jetzt hatte er angekündigt, daß er nach Hause komme. Die Frau war in äußerster Erregung und Freude ob des Widersehens. Und als er kam, eilte sie ihm entgegen und rief: „Er kommt, er kommt - wie freu ich mich!“ und brach dabei tot zusammen.

Die Leidenschaften sollen in den Dienst unseres guten Willens treten. Wenn sie sich nämlich vom Willen lösen, dann werden sie zu einer großen Gefahr. Sie vermögen die festesten Grundsätze umzuwerfen, sie verwirren den Geist, sie geben dem Menschen schlechte Gesinnungen und rastlose Tätigkeiten im Hinblick auf das Böse ein. Wir alle wissen, was es um einem Menschen ist, der ein leidenschaftlicher Spieler ist. Er findet keine Ruhe, bis er wieder am Spieltisch sitzt und dort sein Vermögen und manchmal sein ganzes Hab und Gut, sein Glück und seinen Beruf verspielt. Leidenschaften können einen Menschen zum gesundheitlichen Ruin treiben. Die Leidenschaft des Trinkens, auch die Leidenschaft des Essens, die Leidenschaft der Drogen können einen Menschen zugrunde richten. Die mehr auf das Geistige gerichteten Leidenschaften, wie Geltungsdrang, Karrierestreben, Ehrgeiz, können ebenfalls einen Menschen zerfressen und seine besten Gesinnungen zerstören. Ein ehrgeiziger Mensch ist selten ein guter Kamerad. Wer nur an seine Karriere denkt, der arbeitet mit den Ellenbogen und drängt die anderen beiseite; die Leidenschaft treibt ihn voran. Und was soll ich sagen von der Leidenschaft, die zum anderen Geschlecht treibt? Wir alle wissen, welche furchtbare Gefahr in dieser Leidenschaft verborgen liegt. „So taumle ich von Begierde zum Genuß, und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde“, so bekennt Faust in der großen Dichtung von Goethe. Die Leidenschaft verblindet, die Leidenschaft macht blind. Sie läßt den Menschen nicht mehr vollen Gebrauch von seinem Verstande machen. Sie reißt ihn fort und überspült die Kraft seines Willens.

Anders aber ist es, wenn die Leidenschaft in den Dienst des Willens tritt. Da vermag sie den Menschen zu stärken, seinen Willen zu kräftigen. Wenn die Leidenschaft dem Willen zur Verfügung steht, dann entwirft er großartige Pläne und findet die Kraft, sie durchzuführen; dann vermag er die Widerstände gegen seine Pläne zu überwinden; dann werden ihm hohe Gesinnungen eingegeben, und er entwickelt einen Scharfsinn und eine Kraft des Geistes, die er davor nicht hatte. Wir sprechen von einem leidenschaftlichen Musiker. Das ist eben jemand, der gleichsam besessen ist von seiner Kunst und sie zur höchsten Vollendung führt durch unermüdliches Üben und ständige Praxis. Wir kennen leidenschaftliche Ärzte, die beinahe alles vergessen über dem Dienst an den Kranken. Es gibt die leidenschaftliche Suche nach der Wahrheit. Dem Diener Christi sollte ein leidenschaftliches Verlangen nach Rettung der Seelen zu eigen sein. „Gib mir Seelen, Herr, alles andere nimm von mir“, hat der heilige Ignatius gebetet. Das war die Leidenschaft für das Reich Gottes, das war jener Eifer, der dem Heiland zugeschrieben wurde, als er die Wechsler und Verkäufer aus dem Tempel trieb. „Der Eifer für dein Haus verzehrt mich.“

Diese Leidenschaft, die dem Willen nachfolgt, die vom Willen hervorgerufen wird, die mit dem guten Willen zusammenstimmt, ist es, die wir in uns erwecken sollen. Kraftvoll und mutig, allen Hindernissen zum Trotz, furchtlos und tapfer sollen wir den Auftrag, den wir von Gott empfangen haben, durchführen. Die Leidenschaften sind uns dabei eine ganz gewichtige Hilfe.

Freilich ist die Harmonie zwischen Verstand und Wille und Begehrungsvermögen und Leidenschaft nicht mehr gewahrt wie im Zustand vor der Erbsünde. Seit der Erbsünde treten diese Faktoren leicht auseinander. Der Wille und die Leidenschaft können sich gegenseitig bekämpfen und stören, der Verstand kann von der Leidenschaft überwältigt werden; deswegen muß die Leidenschaft geordnet werden. Sie wird geordnet durch Beschäftigung und Einschränkung. Die erste Weise, wie wir die Leidenschaft in unseren Dienst zwingen, ist angemessene, geordnete, rastlose Beschäftigung. Wir müssen unsere Phantasie und unsere Körperkräfte dem Willen unterordnen und für geeignete Ziele in den Dienst nehmen. „Müßiggang ist aller Laster Anfang.“ Die Heilige Schrift verurteilt wenige Laster so sehr wie die Trägheit. Im Buch der Sprüche heißt es einmal: „Am Acker des Faulen kam ich vorüber und am Weinberg des Toren. Siehe, ganz aufgegangen war er in Disteln, obenauf war er ganz mit Unkraut bedeckt, seine Mauer war eingestürzt. Ich sah und habe es beherzigt, ich blickte hin und ließ es zur Lehre mir werden.“ Also angemessene, geordnete Beschäftigung vermag uns vor den Gefahren der Leidenschaft zu bewahren, ist geeignet, die Leidenschaft dem Willen unterzuordnen und in seinen Dienst zu nehmen.

Das zweite Bild ist die Einschränkung. Also, was wir an den letzten Sonntagen schon mehrfach bedacht haben, Abtötung und Überwindung sind notwendig. An erster Stelle muß die Phantasie beherrscht werden; wir müssen dafür sorgen, daß wir nur gute Sinnesbilder in uns aufnehmen, denn Schlechtes, was durch die Sinne in unsere Seele eindringt, vermag dort Verwüstungen hervorzurufen. Sodann müssen wir dafür sorgen, daß die Leidenschaft sich nicht bei jeder Kleinigkeit regt. Man darf

nicht überspannt sein, man darf nicht die Mücke zum Pferde machen, sondern man muß beherrscht bleiben und die Leidenschaft da einsetzen, wo sie angemessen ist. Wer sich bei jeder Kleinigkeit aufregt und außer sich gerät, der hat die Leidenschaft nicht richtig in seinen Dienst genommen. Es muß eine Proportion zwischen Anlaß und Auswirkung bestehen. Und schließlich dürfen wir die Leidenschaft auch nicht zu lange festhalten. Wir müssen dafür sorgen, daß, nachdem die Tat vollbracht ist, nachdem das Werk errichtet ist, der Mensch sich wieder in einen gewissen Mittelzustand zurückbewegt und auf diese Weise seinen inneren Ausgleich findet. Bei allem darf der Blick nach oben nicht fehlen. Das Maß der Gnade wird bestimmt durch das Maß unseres Vertrauens. Gott gibt uns soviel, wie wir ihm vertrauen. Wir können ihn nicht mehr enttäuschen, als wenn wir ihm nicht vertrauen. Der Kampf um den rechten Gebrauch der Leidenschaften wird uns in diesem Leben bis zum Ende nicht abgenommen werden. Aber wenn wir die Leidenschaft in unseren Dienst zwingen, wenn wir die Herrschaft über sie gewinnen, dann werden wir über unsere Schwäche hinausgehoben und den wahren Frieden im Dienste Gottes finden.

Amen

Prof. Dr. Georg May

Die Sinne beherrschen (7)

(Über Segen und Gefahren der menschlichen Liebe)

19.11.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Die Leidenschaften sind naturgegeben. So hatten wir uns am vergangenen Sonntag vor Augen geführt. Sie können zum Guten und zum Bösen verwendet werden. Die wichtigste der Leidenschaften ist die Liebe. Die Liebe, allgemein gesprochen, ist das Wohlgefallen an einem Gute und die Zuneigung zu demselben. Die Liebe ist in den vernünftigen Geschöpfen eine von der Vernunft getragene, in den vernunftlosen Geschöpfen eine rein sinnliche. Die vernünftige Liebe ist jene, die von der Vernunft geleitet wird; die sinnliche Liebe ist jene, die durch Sinnenbilder hervorgerufen wird. Der Mensch vereinigt die vernünftige und die sinnliche Liebe, denn er ist aus Seele und Leib zusammengesetzt. Er ist also auch der sinnlichen Liebe fähig, und diese sinnliche Liebe ist nichts anderes als die Erregung des sinnlichen Begehrens, die durch ein Gut, das von der Phantasie vorgestellt wird, hervorgerufen wird und das in dem Wohlgefallen und in der Hinneigung zu diesem Gut besteht. Also eine Erregung des sinnlichen Begehrens. Auch hier ist wieder die doppelte Möglichkeit vorhanden, daß dieses sinnliche Begehren sich dem Guten und dem Bösen zuwendet.

Wie kommt es denn, daß der Mensch sich überhaupt mit der Liebe ausstreckt nach anderen? Die Wurzel der Liebe, der Grund der Liebe ist darin gelegen, daß der Mensch ein unvollkommenes Wesen ist. Er sehnt sich nach Ergänzung, nach Vollkommenheit; diese hofft er zu finden in anderen, seien es Sachen, seien es Personen. Und wiederum muß man die Ambivalenz dieses Strebens bedenken. Der Mensch kann versuchen, seine Ergänzung und Vollkommenheit im Guten zu finden, er kann es aber auch dahin bringen, daß er meint, im Bösen sich ergänzen und vervollkommen zu können.

Die Ziel-Ursache der Liebe ist immer ein Gut. Der Mensch kann nur nach etwas streben, was er als ein Gut ansieht. Es muß das nicht immer ein wirkliches Gut sein, es kann ein Scheingut sein. Aber sich nach etwas ausstrecken, was kein Gut, das ist dem Menschen nicht möglich; denn Liebe ist Wohlgefallen, und das Wohlgefallen kann sich nur auf ein Gut richten. Leider ist das vermeintliche Gut, das der Mensch begehrt, häufig durch die Vorherrschaft der sinnlichen Liebe in Wirklichkeit ein Scheingut. Statt daß er sich von seiner erleuchteten Erkenntnis leiten ließe, gewinnt das sinnliche Begehren die Überhand, trübt den Verstand, beeinflusst den Willen, und so wendet sich der Mensch einem Scheingut zu. Er soll seinen Verstand ausbilden, er soll seine Vernunft schulen, er soll seinen Willen üben, damit er sich nicht einem Scheingut zuwendet, sondern einem wirklichen Gut. Es braucht eine ständige Anstrengung und eine eindringende Erkenntnis, um ein Gut von einem Scheingut unterscheiden zu können.

Die zweite Ursache der Liebe ist die Ähnlichkeit. Der Mensch wendet sich nicht jedem Gute zu, sondern nur einem Gute, von dem er erwartet, daß es ihm förderlich ist, daß es ihm angemessen und entsprechend ist. Das beobachten wir schon, wenn Menschen sich mit Menschen verbünden. Wir lieben unsere Angehörigen, unser Fleisch und Blut, unsere Verwandten, und das ist richtig. Wir lieben diejenigen, die uns lieben, und wir lieben jene, die mit uns im Ziel und im Streben verbunden sind. Wir lieben die genannten Personen, weil sie uns in irgendeiner Ähnlichkeit verbunden sind. Die Verwandten durch die gemeinsame Abstammung, die, die uns lieben, durch ihre Zuneigung, die sie uns erweisen, und jene, die mit uns im gleichen Streben und im Ziel verbunden sind, durch die Gemeinsamkeit der Ausrichtung auf bestimmte Werte. Die Ähnlichkeit, die uns dazu führt, andere zu

lieben, ist wiederum Gefahren ausgesetzt. Es besteht die Gefahr, daß die Liebe in die Sinnlichkeit abgleitet, d.h. daß sie sich der Vernunft entzieht. Eine rein sinnliche Liebe der Eltern zu ihren Kindern oder umgekehrt ist bedenklich. Die Liebe kann schwach sein, wo sie stark sein müßte, etwa im Leid, in der Krankheit, in der Verlassenheit. Die Liebe kann auch in Leidenschaft versinken, vom Begehren überwältigt werden. Diesen Gefahren muß man wehren. Man muß sich aus der Tiefe der sinnlichen Liebe erheben zu der Höhe der geistigen Liebe; man muß die sinnliche Liebe in den Dienst nehmen für die geistige Liebe. Denn es gibt auch eine ungeordnete Liebe. In einem Schläger wird die Frage aufgeworfen: „Kann denn Liebe Sünde sein?“ Ja natürlich! Denn die Liebe hat eine innere Ordnung, und wer diese Ordnung nicht beachtet, der verfehlt sich gegen das Gesetz der Liebe. Die Liebe muß geordnet sein. Die eheliche Liebe etwa muß in Stufen aufgebaut sein, von der begehrenden über die schenkende zu der dienenden Liebe. Das ist die innere Ordnung der Liebe, und wer diese Stufung nicht beachtet, wer etwa die begehrende Liebe zum Schaden der schenkenden und der dienenden Liebe wuchern läßt, dessen Liebe ist ungeordnet. Mir sagte einmal eine Frau: „Mein Schwager verfolgt mich mit der Liebe.“ Ja, was ist das eine törichte Redensweise, nicht wahr? Er wollte Unzucht mit ihr treiben, so müßte man es eigentlich sagen. Das ist keine Liebe, sondern Triebhaftigkeit; das ist eine reine Verkehrung des Begriffes Liebe, wie eben Liebe das am meisten geschändete Wort in allen Sprachen ist. Die wirkliche Liebe folgt der inneren Ordnung, die Gott ihr gegeben hat, und erhebt sich damit über die Niederungen, in die vor allem die sinnliche Liebe abgleiten kann. Die sinnliche Liebe betrügt und verdirbt den Menschen, wenn sie nicht geleitet ist von der vernünftigen Liebe.

Im Jahre 1848, meine lieben Freunde, so schildert es Heinrich Heine in seiner literarischen Lebensbeichte, kniete er im Louvre, also in dem großen Museum in Paris, vor einem Torso, einer verstümmelten Statue der Venus. Er sagte ihr: „Dir habe ich mein ganzes Leben gedient, nun rette mich!“ Er war erkrankt, schwer erkrankt. So flehte er diese Statue an, ihn zu heilen. Aber sie antwortet ihm kalt lächelnd: „Du siehst doch, daß ich keine Arme habe.“ Die Liebe muß von der Erkenntnis durchwirkt sein. Man kann nicht lieben, was man nicht erkannt hat, und man kann einen hohen Wert nur lieben, wenn man der Höhe dieses Wertes eingedenk ist. Je mehr man in die Werthaftigkeit eines Dinges oder einer Person eindringt, um so echter, um so tiefgründiger, um so tragfähiger wird auch die Liebe sein. Die Erkenntnis muß immer der Liebe vorausgehen. Liebe ohne Erkenntnis ist blind, manchmal sogar verblindet. Nein, sie muß durchlichtet und durchhellt sein von der Erkenntnis. Und deswegen wird diejenige Liebe, die am gründlichsten durchdacht und am tiefsten erkannt worden ist, auch die unerschütterlichste Liebe im Menschen sein.

Dann kann sie ihre herrlichen Wirkungen entfalten. Ihre Hauptwirkung besteht darin, daß sie den Liebenden mit dem Geliebten vereinigt. Die Einigung zwischen Liebendem und Geliebtem ist die Hauptwirkung der Liebe. Sie zeitigt dann das Miteinander-Leben, wo der eine trachtet, daß es dem anderen gut ist, daß seine Gedanken sich mit ihm begegnen, daß sie alle Fährnisse des Lebens gemeinsam durchstehen. Das ist die wunderbare Wirkung der heiligen Liebe, wo Vernunft und Sinnlichkeit zusammenkommen, wo die Leidenschaft der Liebe sich vermählt mit der geordneten Liebe der Vernunft und sie beide den Menschen zu heroischen Taten befähigen.

Die Heiligen haben häufig ihre geistige Liebe mit leidenschaftlicher innerer Anteilnahme verbunden. Was bedeutet es denn, wenn der heilige Pfarrer von Ars beim Sündenbekenntnis in Tränen ausbrach? Warum hat er geweint? Weil ihm die Beleidigung Gottes so zu Herzen ging, daß auch sein Körper diesen Schmerz ausdrückte, daß die Leidenschaft seiner sinnlichen Liebe dem geistigen Trieb der Liebe folgte. Oder was besagt es denn, wenn die heilige Gertrud von Helfta beim Lesen der Leidensgeschichte unseres Heilandes Tränen vergoß? Das besagt nichts anderes als daß ihre sinnliche Liebe, ihre Liebesleidenschaft sich verknüpft hatte mit ihrer Erkenntnis und mit ihrer geistigen Liebe zu unserem Heiland, der für uns gelitten hat und für uns gestorben ist.

Wir wollen, meine lieben Freunde, die Leidenschaft der Liebe pflegen. Aber sie muß geordnet sein, sie muß der geistigen Liebe untergeordnet sein, sie muß dem Gesetz der geistigen Liebe dienen. Sie muß sich vor allem auf den höchsten Gegenstand richten, den unsere Liebe überhaupt haben kann, auf Gott. Wir sind ja von Gott gekommen, er ist unser Schöpfer, und wir sind zu ihm auf dem Weg, er ist unser Ziel. Es besteht sogar eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Gott und den Menschen, und wegen dieser Ähnlichkeit muß er der höchste Gegenstand unserer Liebe sein. Wenn wir die wirkliche,

von der Vernunft getragene Liebe mit der Liebesleidenschaft verbinden und auf Gott richten, dann werden wir fähig zu heroischen Taten im Dienste Gottes, dann sind wir imstande, unser Leben in die Schanze zu schlagen für Gott und sein Reich, dann werden wir bereit, die Verherrlichung Gottes zum ersten und obersten Inhalt unseres ganzen Lebens zu machen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sinne beherrschen (8)

(Über die Ordnung der menschlichen Begierden)

26.11.1996

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Aus der Liebe wächst die Begierde heraus, die Begierde drängt nach dem Genuß. Die Leidenschaft der Liebe ist eine Kraft, die auf den geliebten Gegenstand hindrängt. Und dieses Hindrängen, dieses Hinstreben des sinnlichen Begehungsvermögens nach einem noch nicht besessenen Gegenstand, der aber angenehme Sinnenlust verspricht, nennen wir Begierde. Die Begierde steht in der Mitte zwischen der Liebe und dem Ergötzen. Die Liebe hat Wohlgefallen an dem Gegenstand - einem Ding, einem Menschen -, und sie erzeugt die Kraft, die nach diesem Gegenstand hinstrebt. Die Begierde sucht in den Genuß des Gegenstandes zu kommen, das Ergötzen in dem Gegenstand zu finden.

Es gibt natürliche und nicht natürliche Begierden. Die natürlichen Begierden sind jene, die mit Notwendigkeit aus der Menschennatur herauswachsen, jene Begierden, die der Erhaltung des einzelnen und der Art dienen. Solche Begierden hat der Mensch mit dem Tier gemein, etwa die Begierde nach Nahrung, Kleidung, Wohnung, geschlechtlicher Betätigung, Sorge für die Nachkommenschaft. Das alles sind natürliche Begierden, die mit der Natur gegeben sind. Davon unterschieden sind die nicht natürlichen Begierden, die also aus dem Verstande, aus der Vernunft erwachsen. Der Verstand vergleicht und stellt Beziehungen her, und da kommt er dazu, zu erkennen oder zu meinen, daß bestimmte Dinge, bestimmte Werte, bestimmte Güter ihm einen sinnlich angenehmen Genuß verschaffen können. Die nicht natürlichen Begierden drängen also auf einen annehmbaren und annehmlchen, spürbaren und sinnlichen Genuß.

Diese nicht natürlichen Begierden sind außerordentlich zahlreich. Ich erwähne einige. Etwa die Begierde, sich zu rächen. Wenn uns jemand Unrecht zugefügt hat, wenn uns jemand geschadet hat, dann geraten wir leicht in die Gefahr, daß wir uns an ihm rächen wollen für das, was er uns angetan hat. Ich erwähne die Begierde, immer recht zu haben. Es gibt Menschen, die können anderen nicht ihre Meinung lassen, sei sie nun berechtigt oder unberechtigt. Das ist die Begierde der Rechthaberei. Der Geiz ist eine schlimme Begierde, das Verlangen, Werte, materielle Werte aufzuhäufen und immer mehr hinzuzufügen. So kann man eine Menge von Begierden namhaft machen, die vom Verstande erzeugt werden, aber in der Sphäre der Sinnlichkeit angesiedelt sind.

Die Auswirkungen der Begierden sind, wenn sie nicht gemäßigt, wenn sie nicht beherrscht werden, verhängnisvoll. Die erste Auswirkung der Begierde ist die Unruhe. Diese Unruhe ist verständlich. Wer die Begierde in sich trägt, der drängt nach dem Gegenstand, den ihm die Begierde vorstellt, hin, und solange er ihn nicht erreicht hat, ist er unbefriedigt. gleichsam gejagt und getrieben von seiner Begierde. Er meint, wenn er ihn erreicht hat, dann findet er Ruhe; wir werden gleich sehen, daß das eine Täuschung ist. Aber er ist in fortwährender Unruhe, um den sinnlich angenehmen Gegenstand zu erlangen. Wenn man einen Menschen findet, der am Verdursten ist, dann meint dieser Mensch, er brauche nichts anderes mehr auf dieser Welt als Wasser. Aber wenn er getrunken hat, dann stellt er fest, daß es auch noch andere Dinge gibt, die er entweder braucht oder die er gern haben möchte. So ist es auch mit der Begierde. Wenn die Begierde gestillt ist, dann ist die Ruhe nur für kurze Zeit gewährleistet. Denn die Begierde meldet sich wieder, und sie meldet sich in einer stärkeren Weise; sie ist unersättlich. Die Begierde verlangt immer neue, und zwar kräftigere Dosen. Und deswegen ist die Begierde für den, der meint, wenn er ihr nachgegeben hat, Ruhe zu finden, keine Quelle der Ruhe.

Nachdem die Begierde gestillt ist, macht sie sich von neuem bemerkbar und treibt den Menschen weiter voran. Er kann in einen wahren Rausch kommen, er wird unbeständig und handelt übereilt, er ist verdrossen und mürrisch, weil er nämlich die Begierde nicht fortwährend befriedigen kann. Er wird gleichgültig gegen Hab und Gut, gegen Ehre, Gewissen und Glauben. Sie alle kennen den Komponisten Johann Strauß, den Wiener Walzerkönig. Was hat er alles getan, um ein Weib zu gewinnen! Er gab die österreichische Staatsangehörigkeit auf, wurde in Coburg deutscher Staatsbürger, trat vom katholischen Glauben zum Protestantismus über, nur um die Frau zu gewinnen. „Was tut man nicht alles für ein Weib“, hat er selber gesagt. Die Begierde ist unersättlich. „*Usu crescit, numquam satiatur*“, schreibt der heilige Hieronymus; dadurch, daß man ihr nachgibt, wächst sie. Sie wird niemals satt.

Schließlich führt die Begierde zum Ekel; denn eines Tages erkennt der Mensch, dumpf oder be-
wußt, daß die Begierde ihm nicht das gebracht hat, was er davon erwartet hatte. Und dann kommt der Widerwille gegen den Genuß, auch gegen den Gegenstand des Genusses. Deswegen sind so viele Begierden mit Gewalttaten und Verbrechen verknüpft. Sie entstehen aus dem Ekel, aus dem Ekel am Genuß.

„Neben dem Lustbecher des sinnlichen Genusses liegt der Revolver der Verzweiflung“, hat einmal Kardinal Faulhaber geschrieben. Wahrhaftig, so ist es! „Genießen macht gemein“, sagt Goethe. Oder Marie von Ebner-Eschenbach: „Die Genußsucht frißt alles, am meisten das Glück!“ „Zwischen Sinnenlust und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Qual“, heißt es bei Schiller. Wahrhaftig, ein erhellendes Wort. Zwischen Sinnenlust und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Qual. Entweder das eine oder das andere, beides zusammen ist ihm nicht vergönnt. Zwischen Sinnenlust und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Qual.

Deswegen muß die Begierde geregelt werden. Wir sprechen ja seit etlichen Sonntagen über die Selbsterziehung, und ein wichtiger Gegenstand der Selbsterziehung ist die Regelung der Begierde. Sie muß in einer zweifachen Weise vonstatten gehen. Einmal, indem man die Begierde mäßigt. Man muß sich schon in den Begierden, die erlaubt sind, Mäßigung auferlegen, denn sie können leicht ausarten. Auch die erlaubten Begierden können ins Übermaß umschlagen. Deswegen müssen sie gemäßigt werden. Das Maßhalten ist eine Kardinaltugend. Wir müssen immer beherrschte Menschen sein und uns auch gelegentlich Enthaltbarkeit auferlegen. Beherrschung und Enthaltbarkeit sind die beiden Mittel, um die Mäßigung der Begierden zu lernen. Man muß sich im Erlaubten Abbruch tun, um das Unerlaubte meiden zu können.

Die zweite Weise, die Begierde zu regeln, ist die Bekämpfung. Man muß die ungeordnete Begierde bekämpfen. Das geschieht einmal dadurch, daß man keine Liebe zu einer Unordnung in sich aufkommen läßt. Meine lieben Freunde: „*Nitimur in vetito*“ - Wir neigen zum Verbotenen. Das ist unsere Erbschaft von Adam her. Die Erbsünde ist getilgt der Schuld nach, aber die Begierlichkeit ist geblieben zum Kampf, der uns aufgegeben ist und zur Demütigung, deren wir bedürfen, auch zur Erinnerung an unsere Abstammung von dem ersten Menschenpaar. Deswegen keine Liebe zur Unordnung in sich aufkommen lassen! Und wenn wir die Begierde spüren, dann den Anfängen widerstehen! „*Principiis obsta, sero medicina paratur*“, so haben die Heiden gesagt: Widerstehe den Anfängen, zu spät wird sonst die Arznei bereitet. Wenn man nämlich die Begierde einmal aufgehen läßt, wenn man sie einmal wuchern läßt, dann ist es schwer, manchmal unmöglich, sie wieder in den Griff zu bekommen. Den Anfängen widerstehen, nicht begehren, was wir nicht haben dürfen, nicht sich sehnen nach dem, was uns verwehrt ist! Und sich auch nicht betören lassen durch die Begierde. Die Begierde ist ja schlau, weil der Teufel schlau ist. Sie spiegelt uns Scheingründe vor. Sie sagt zum Beispiel: Wenn du dir diese Freude, diesen Genuß gewährst, dann hast du Freude und Ruhe, dann ist die Spannung von dir gefallen. Das Gegenteil ist der Fall: Die augenblickliche Entspannung weicht sehr rasch einer stärkeren Spannung, die dann eine größere Sünde hervorbringt. Nein, meine lieben Freunde, sich nicht durch Scheingründe betören lassen!

Und vor allem die Seele auf das Gute, auf das Schöne, auf das Rechte ausrichten! Unermüdlich und rastlos tätig sein, sich nicht dem Müßiggang übergeben, sondern immer eifrig wirken, möglichst zum Nutzen für andere, altruistisch wirken! Die Wendung zum anderen besitzt Heilkraft für uns selber. Man darf nicht meinen, wenn man sich selbst, in seinem engen privaten Bereich um Tugend bemüht, werde man ein begierdefreier Mensch werden. Nein, wir müssen die Begierde dadurch bekämpfen,

daß wir uns dem Nächsten zuwenden; auch dem Nächsten, der nicht liebenswürdig ist, auch dem Nächsten, an dem uns nicht liegt. Wenn wir das tun, dann werden mit Sicherheit unsere letztlich aus dem Egoismus hervorstechenden Begierden gemindert, wenn nicht überwunden.

„Liebe Freunde, enthaltet euch als Fremdlinge und Pilger auf dieser Erde der sündhaften Gelüste, die wider die Seele streiten!“ So schreibt der erste Papst, Petrus, in seinem ersten Brief. Wahrhaftig, das ist die Mahnung, die heute, am Ende des Kirchenjahres, an uns ergeht: „Enthaltet euch der fleischlichen Gelüste, die wider die Seele streiten!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sinne beherrschen (9)

(Über das Übel des menschlichen Hasses)

03.12.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Das Gegenbild zu der Leidenschaft der Liebe ist die Leidenschaft des Hasses. Wenn die Liebe, die Leidenschaft der Liebe, ein sinnliches Wohlgefallen an einem von der Phantasie vorgestellten Gegenstand hat und eine Hinneigung zu demselben ist, dann ist der Haß ein sinnliches Mißfallen gegen ein von der Phantasie vorgestelltes Übel und eine Abneigung dagegen. Wenn sich die Abneigung gegen Menschen richtet, dann sprechen wir vom Haß der Feindschaft. Wenn sich die Abneigung gegen Sachen richtet, reden wir vom Haß des Mißfallens. Es ist verständlich, daß das, was der sinnlichen Natur zuträglich ist oder scheint, Sympathie hervorruft, und das, was ihr widerwärtig oder schädlich ist oder scheint, Abneigung, Antipathie weckt. Der Wert oder der Unwert einer Abneigung richtet sich nach der Liebe. Je nachdem, ob unsere Liebe geordnet ist oder nicht, ist auch unsere Abneigung geordnet oder nicht.

Es sind viele Gegenstände, die unser Mißfallen hervorrufen. Wir wenden unsere Augen ab von allem, was häßlich ist. Das Wort häßlich ist ja sprachlich verwandt mit „Haß“, und häßlich ist eben das, was hassenswert ist. Häßlich kann sehr vieles sein, eine zerstörte Landschaft, eine ungeordnete Wohnung, ein schäbiges ethisches Verhalten. Das alles ist häßlich, was besagt, es ist der Abneigung wert.

Besonders leicht mißfallen uns Eigentümlichkeiten von Menschen. Wie Menschen sich geben, wie sie sich verhalten, wie sie sich äußern, das weckt leicht in uns Abneigung und Mißfallen. Wir haben unsere eigenen Maximen und Grundsätze. Andere Menschen haben häufig andere Maximen und Grundsätze, und so stoßen sie aufeinander. Da besteht die Gefahr, daß wir das, was andere anders tun als wir, leicht zum Anlaß nehmen, unser Mißfallen darüber zu empfinden oder gar zu äußern. Einer, der oft sehr melancholisch ist, empfindet Abneigung gegen einen anderen, der stets sehr heiter gestimmt ist. Jemand, der von Natur aus fröhlich ist, nimmt Anstoß an einem anderen, der immer von traurigen Gedanken erfüllt ist. Jeder Mensch muß ertragen werden; jeder Mensch hat sogar etwas Unerträgliches an sich. So erklärt sich leicht, warum wir Mißfallen an anderen Menschen empfinden.

Sogar die Wahrheit kann hassenswert erscheinen, denn die Wahrheit deckt dem Menschen die Wirklichkeit auf und die Wirklichkeit ist oft anders, als der Mensch in seinen Wünschen und Illusionen sich vorstellt, und so wehrt er sich gegen die Wahrheit, er lehnt sie ab. Die Wahrheit vor allem in der Gestalt der Gebote Gottes wird von Menschen oft als bedrohend, lästig und deswegen hassenswert empfunden. Denn die Gebote Gottes sind dem entgegen, was sie sich in ihren Träumen und Wünschen vorstellen, und so hassen sie das Gesetz Gottes, und oft hassen sie denjenigen, der es auf Anruf verkündet. Wir wollen ruhig zugeben, daß die Glieder der Kirche versagen, häufig versagen, in starkem Maße versagen, aber es bleibt ein Rest, der nicht durch ihr Versagen erklärt werden kann. Dieser Rest ist der Haß gegen die Institution, die Gottes Gesetz, die Gottes Wahrheit verkündet.

Die letzte Stufe erreicht der Haß, wenn er sich gegen Gott selbst wendet. Gott, die Quelle alles Guten, Gott, die Quelle aller Schönheit, kann vom Menschen als bedrohlich empfunden werden. Denn Gott ist der Gesetzgeber, und er ist der Rächer der Übertretungen seiner Gesetze. So kann es dazu kommen, daß Menschen zum Gotteshäß gelangen. „Wenn es Gott gäbe,“ hat einmal Bakunin gesagt, „dann müßte man ihn vernichten.“ Die Quelle des Hasses ist, so merkwürdig es klingt, die Liebe. Denn wir hassen das, was uns im Besitze von Werten stört, denen unsere Liebe sich zuwendet; wir

hassen das, was uns in der Erstrebung von Gütern hindert, die uns angenehm und nützlich erscheinen. Das heißt: Ist die Liebe geordnet, dann ist auch der Haß berechtigt, ist die Liebe dagegen ungeordnet, dann ist der Haß unberechtigt. Wir dürfen, ja wir sollen hassen, was böse ist. Dem Bösen muß unser unversöhnlicher Haß gelten, also die Abneigung, das Mißfallen, die Trennung, die müssen wir dem Bösen in uns und um uns zuwenden. Zwischen dem Bösen und dem Guten gibt es keinen Kompromiß. Da muß in unserer Seele der Widerwille, die Abneigung aufstehen und darf sich nicht entmutigen lassen.

Das Böse tritt auch auf in der Gestalt der verkehrten Selbstliebe. Wir meinen oft, bestimmte Dinge, bestimmte Erlebnisse, bestimmte Ziele seien uns notwendig, lebensnotwendig, während sie uns in Wirklichkeit Schaden bringen. O nein, meine Brüder und Schwestern, Gott weiß, was für uns notwendig ist, und wir dürfen nicht aus verkehrter Eigenliebe uns etwas anzueignen versuchen, was Gott uns nicht gewähren will. Wie sagt der Heiland: „Wer sein Leben verliert in dieser Welt, wird es bewahren für das ewige Leben. Wer dagegen sein Leben liebt in dieser Welt, wird es verlieren.“ Hier ist vom Selbsthaß die Rede, natürlich nicht in dem Sinne, als ob wir das Gute, das an uns ist, hassen sollen, sondern wir sollen das Böse, das Niedere, das in uns aufstehen will, hassen. Wir sollen auch geringere Werte preisgeben um höherer Werte willen. Das ist ein Prinzip unseres ganzen Lebens. Man muß weniger Wertvolles drangeben, um Wertvolleres zu gewinnen, denn wir sind zum Höchsten berufen. Wir dürfen uns nicht mit Geringem und Billigem begnügen. Wir sind zum Höchsten berufen und müssen deswegen unermüdlich niedere Werte den höheren zum Opfer bringen. Also Haß gegen das Böse, darum auch Ablehnung der verkehrten Selbstliebe.

Nun gibt es aber vieles andere, was unsere Abneigung hervorruft, Menschen, Eigentümlichkeiten von Menschen, Geschehnisse, Ereignisse, die nicht böse sind, aber die uns mißfallen. Solche Dinge und Geschehnisse, solche Menschen und Eigentümlichkeiten müssen wir durch übernatürliche Beweggründe zum Heil zu wenden versuchen. Wir leiden ja alle unter Mitmenschen; wir leiden unter ihren Schwächen, unter ihren Fehlern. Einer ist ein Schwätzer, der andere ist ein Verleumder, ein dritter ist eitel, ein vierter ist faul. Wir wollen uns keine Illusionen über die Mitmenschen machen. Wie treffend sagt einmal der schottische Schriftsteller Bruce Marshall: „Es waren ihrer zu viele, die man allein um Gottes willen lieben sollte.“ Es sind eben viele Menschen nicht liebenswürdig, aber das darf uns nicht hindern, sie zu ertragen und ihnen unsere Güte und Geduld zuzuwenden. Güte und Geduld schulden wir allen Menschen, auch den garstigen, auch den widerwärtigen, auch denen, die wir meinen nicht ertragen zu können. „Wenn ein Mensch einen anderen wegen seiner Fehler schlägt oder haßt, dann ist es, als ob ein Hinkender einen Lahmen prügelt“, hat einmal unser schlesischer Dichter Hermann Stehr geschrieben. Wahrhaftig, so ist es! Wir wollen nicht den Splitter im Auge des anderen herauszuziehen suchen und den Balken im eigenen Auge nicht anrühren, wir wollen nicht unseren eigenen Fehler übersehen gegenüber den Fehlern der anderen. Wer weiß, was für ein Schicksal dieser Mensch hatte, welches seine Erbanlagen sind, wie er aufgewachsen ist, welche Schicksalsschläge er erlitten hat, wie ihm zumute ist, auch körperlich. Man sieht es ja den Menschen oft nicht an, was sie leiden. Und so muß uns ein großes Mitleid, eine große Güte, eine große Geduld bewegen, den Mitmenschen zu ertragen. Geduld und Güte schulden wir unseren Mitmenschen. Und auch was uns an Unangenehmem trifft, kann ein Meilenstein auf dem Weg zum Himmel sein: Schläge, Niederlagen, Enttäuschungen, Unfälle, Verleumdungen, Verfolgungen, Zurücksetzungen. Alle diese unangenehmen Ereignisse können nach Gottes Willen uns zum Heile gereichen. Wir müssen sie nur richtig aufnehmen. Wir müssen uns nur unter die Hand Gottes beugen und mit Job sprechen: „Der Herr hat es gewollt, er hat es gegeben, er hat es genommen. Der Name des Herrn sei gepriesen!“

So wollen wir am heutigen 1. Adventssonntag, meine lieben Freunde, unsere Entschlossenheit erneuern, dem Bösen und der verkehrten Selbstliebe unseren Kampf anzusagen. Aber wir wollen gleichzeitig diesen Sonntag benutzen, um uns in der Güte und in der Geduld gegenüber unseren Mitmenschen zu erneuern. Wir wollen vor allem den Haß ablegen, der ja letztlich einen Vernichtungsaffekt in sich trägt, allen Haß gegen Menschen, seien es Angehörige, seien es Nachbarn, seien es Fremde, seien es Kollegen. Der Haß darf in unserem Herzen keine Stelle haben. Von Haß und Zorn und allem bösen Willen befreie uns, o Herr!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sinne beherrschen (10)

(Über die Ordnung der menschlichen Freude)

10.12.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Die Freude ist die Ruhe im Guten. Wenn das unruhige Streben durch den Besitz des Guten zu Ende gekommen ist, stellt sich die Freude ein. Im ungestörten Genuß des erstrebten und ersehnten Guten ist der Mensch froh. Nach der Freude strebt nicht nur die Liebe, sondern streben eigentlich alle anderen Affekte, alle anderen Leidenschaften. Wir sind auf der Suche nach der Freude. Auch unsere Tätigkeit auf Erden, unsere Arbeit, unsere Geschäfte zielen letztlich auf die Freude. Der Trieb nach der Freude ist dem Menschen vom Schöpfer eingegeben. Er muß also gut und berechtigt sein.

Die Freuden werden unterschieden in die sinnlichen und in die geistigen Freuden. Die sinnlichen sind jene, die uns durch die Sinne vermittelt werden und in den Sinnen ihre Erfüllung finden; die geistigen Freuden werden zwar auch in der Regel vermittelt durch die Sinne, durch Lesen oder Hören, aber ihr Zentrum sind die höheren Fähigkeiten des Menschen, die geistigen Kräfte. Die sinnlichen Freuden liegen dem Menschen am nächsten. Die menschliche Natur drängt nach ihnen, und sie bewirken ja auch eine besondere Alteration, eine Änderung des Körpers. Vor allem die Sinne, die wir den Tastsinn und den Gefühlssinn nennen, vermögen uns sinnliche Freuden zu verschaffen. Ich erinnere etwa an die Freuden des Essens und des Trinkens, an die Freuden des Sportes und des Tanzes, aber auch an die Freuden, die der Ehe, dem intimen Bereich der Ehe zu eigen sind. Diese Freuden sind sinnliche Freuden. Sie sind erlaubt, solange sie mit der Liebe Gottes, mit den Pflichten gegenüber dem Nächsten und mit dem eigenen Streben zum Ziel vereinbar sind.

Freilich haften den sinnlichen Freuden, auch den erlaubten, Mängel an. Sie sind einmal regelmäßig gering und geringfügig. Wir alle wissen, daß die sinnlichen Freuden keinen großen Reichtum in sich bergen. Sie sind vorübergehend, sie halten nur kurze Zeit an, und diese ihre Vergänglichkeit ist ihnen eingeboren. Ein Glücklicher wurde einmal gefragt, was ihm zu seinem Glück noch fehle. Da gab er zur Antwort: „Ein Nagel.“ Wieso ein Nagel? „Damit ich das Glück festnageln könne.“ Die sinnlichen Freuden gehen vorüber. Sie sind auch nicht ungemischt. In dem goldenen Becher der Freude ist häufig unten die Hefe verborgen. Am Grunde lauert und lagert die Bitterkeit. Ein reicher Mensch, der von anderen bedient wird, ist doch todunglücklich, wenn ihn ein Unfall trifft. Ein Mensch, der ganz gesund ist, wünscht sich den Tod, wenn er beleidigt und gekränkt wird. Die sinnlichen Freuden sind also nicht sicher, sie sind nur vorübergehend und nicht ungemischt.

Erst recht gilt das von den sinnlichen Freuden, die unerlaubt sind. Sobald nämlich die sinnlichen Freuden aus der rechten Ordnung herausgenommen werden, werden sie unerlaubt, und die unerlaubten Freuden bringen keinen Frieden. Man kann in der Sünde, meine lieben Freunde, keinen Frieden finden. Der Frieden ist der Enthaltung von der Sünde und der Überwindung der Sünde vorbehalten. Die unerlaubten sinnlichen Freuden bringen auch viel Schaden, körperlichen Schaden, seelischen Schaden, Zerstörung der eigenen inneren Harmonie und Zerstörung der Harmonie mit der Umwelt. Die unerlaubten sinnlichen Freuden machen den Menschen auf die Dauer mürrisch, unfroh und trostlos. Aber noch einmal: Es ist den Christen nicht verwehrt, in einem gebührenden Maße die sinnlichen Freuden zu benutzen. Der Philosoph Max Scheler wurde einmal gefragt, warum er so gern dem Essen und dem Trinken nachging. Da gab er die entwaffnende Antwort: „Meinen Sie, daß die guten Sachen nur für die Dummköpfe da sind?“

Die Freuden, die wir genießen können, sind mannigfaltig. Denken wir beispielsweise an die Freuden, welche uns die Natur bereitet. Die Natur ist wirklich ein Freudenspender für den, der zu sehen und zu hören weiß. „Die Steine reden“, sagte uns im Geographieunterricht einmal der Studienrat, „die Steine reden!“ Tatsächlich, sie reden, sie erzählen ihre Geschichte, die Erdgeschichte, die Millionen und Abermillionen von Jahren andauert. Und was erzählen uns erst recht die Pflanzen und die Tiere! Ihre Schönheit, ihr Ebenmaß, die Weisheit, die in ihnen verborgen liegt, das sind Freuden, die uns Gott bereitgestellt hat. Freuden können wir auch finden in edler Unterhaltung. Das Gespräch ist ein echter Freudenbringer. Wenn sich Herz zum Herzen findet, wenn Menschen in hoher und kluger Weise miteinander reden, dann ist das ein Trost und eine Freude für die Menschen. Vor allem können durch Gespräche Leiden gemildert werden. Sobald der Mensch spürt, da ist einer, der mich versteht, der mit mir trägt, werden die Leiden gemindert. Hohe Freuden vermögen uns die Künste zu gewähren. Es wird kaum einer unter uns sein, der nicht beglückt ist von edler Musik. Die Musik ist wahrhaftig eine Quelle der Freude. Erhabene, edle, klassische Musik vermag den Menschen nicht nur zu erfreuen, sondern sogar zu erheben. Papst Pius XII. ließ sich in seiner Todeskrankheit Beethovens Symphonien vorspielen.

Eine besondere Quelle der Freude ist sodann die Arbeit. Gott hat mit der Last der Arbeit auch die Lust verknüpft. Die Arbeit ist eine Freude. Ihre Mühsal ist zuzugeben, sie kommt von der Erbsünde. Aber etwas schaffen können, etwas leisten können, etwas herstellen können, das ist auch eine Freude. Nichts ist unausstehlicher als die Untätigkeit. Der Müßiggang bringt den Menschen herunter. Der weise Pascal hat einmal gesagt: „Wenn ein Soldat oder ein Feldarbeiter mit seiner Arbeit unzufrieden ist, dann stelle ihn an, nichts zu tun!“ Er meinte, dann wird er schon spüren, wie schlimm es ist, untätig zu sein, den Müßiggang, die Langeweile zu ertragen. Besondere Freude vermag selbstverständlich die geistige Arbeit zu gewähren. Sie verschafft dem Menschen eine eigene, geistige Welt, in der er sich aufhalten kann. Sie gibt ihm Unabhängigkeit von der Umgebung; er braucht nicht dauernd mit Menschen zusammen zu sein, denn er ist in dieser geistigen Welt beschäftigt und gleichsam gefesselt.

Was soll ich erst recht sagen von den Freuden der Religion? Bald sind wir wieder so weit, daß wir die Engelsbotschaft hören: „Seht, ich verkünde euch eine große Freude, denn euch ist in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr!“ Die Religion ist eine Quelle der Freude, meine lieben Christen. Daß wir den Glauben haben, daß wir wissen, woher wir kommen und wohin wir gehen, daß wir den Sinn des Lebens und des Sterbens kennen, das ist wahrhaftig Grund zur Freude. Daß der Glaube uns die Gebote gibt, das kann uns froh machen. Wir wissen, was wir tun und was wir lassen dürfen. Es ist ein Glück, das zu wissen. Wir sind keine Irrgänger, wir sind keine Irläufer. Wir haben den Weg durch die Gebote vorgezeichnet, und das ist eine Freude. Eine Freude ist die Gnade, die uns Gott schenkt, zumal in seinen heiligen Sakramenten. Jedes Sakrament ist ein Freudenspender. Der größte Freudenspender scheint mir immer noch das Bußsakrament zu sein. Wenn jemand wirklich aus reuigem Herzen, seine Sünden beweinend zum Herrn der Erbarmung fleht und dann die beseligenden Worte hört: „Ich spreche dich los von deinen Sünden“, ein solcher Mensch muß doch mit Freude erfüllt werden. Beicht macht leicht, meine lieben Freunde!

Das Gebet ist eine Freude. Das große Gespräch führen zu dürfen mit dem Vater im Himmel, das ist ein Glück. Der Gottesdienst ist eine Freude. Daß wir zusammenkommen dürfen und Gott vereint preisen und loben können, daß wir ihm den schuldigen Dienst verrichten, daß wir Sühne leisten für unsere und fremde Sünden, Ersatz für die ihm angetane Schmach, das ist eine Freude. Der Gottesdienst ist eine Freude.

Eine Freude ist auch die Tugend. Jede Tugend trägt in sich eine eigene Freude. Der Glanz der Reinheit ist eine Freude, die Liebe, die Demut, das sind Freudenquellen für den Menschen. Tugenden erwerben heißt sich Freuden verschaffen. Wie glücklich ist man, meine lieben Freunde, wenn man, vor die Wahl gestellt zwischen Bösem und Gutem, zwischen Vollkommenem und weniger Vollkommenem, die Wahl für das Gute und für das Vollkommene getroffen hat! Wie glücklich ist man, wenn man der Tugend den Vorzug vor dem Laster gegeben hat! „Willst du immer Freude haben“, schreibt einmal der Verfasser der Nachfolge Christi, „dann habe immer ein gutes Gewissen!“ Ein gutes Gewissen ist eine Quelle der Freude, ein böses Gewissen quält und drückt, macht uns unruhig und ruhelos.

Im Lichte des Glaubens können sogar die Leiden zu einer Freude werden. Richtig verstanden und recht gedeutet, vermögen wir den Leiden einen Freudenkern abzugewinnen. Beispielhaft dafür stehen die Apostel, die in der Frühzeit des Christentums vor den Hohen Rat in Jerusalem geladen wurden. Man verbot ihnen, vom Namen Jesu zu sprechen, man geißelte sie; sie haben also die Peitschenhiebe erduldet. Und was berichtet die Apostelgeschichte dann im 5. Kapitel, 41. Vers: „Nachdem ihnen diese Verbote erteilt worden, nachdem sie geißelt worden waren, da gingen die Apostel jauchzend, voll Freude vom Hohen Rate fort, weil sie gewürdigt waren, für den Namen Jesu Schmach zu leiden.“ Weil sie gewürdigt waren, für den Namen Jesu Schmach zu leiden!

Freilich, die Freude wird einem in der Regel nicht geschenkt, die Freude muß erworben, erarbeitet, erkämpft werden. Wir müssen uns freudenfähig machen. Wie wird man freudenfähig? Durch Abhärtung, durch Stählung des Charakters, durch Erziehung zum Opfer, durch Überwindung, durch Zufriedenheit. Alle diese Haltungen muß man sich erwerben, damit man freudenfähig wird, damit man die Freuden erwerben und festhalten kann. Wenn man sie aber einmal empfangen hat, dann soll man sie weitergeben. Nichts erhält die Freude so sicher wie der Versuch und wie die Absicht, die Freude an andere weiterzugeben. „Willst du glücklich sein auf Erden, trage bei zu anderer Glück! Freude, die wir andern geben, kehrt ins eigene Herz zurück.“ Wahrhaftig, so ist es. Die Freudenbringer, die anderen Freude vermitteln, werden, ohne daß sie es suchen - suchen darf man es nicht! - von Gott wiederum mit Freude beschenkt, ob der Freude, die sie anderen bereitet haben.

Unser Leben, meine lieben Freunde, geht ja nicht in Düsternis und Bitterkeit zu Ende. Wir sind auf dem Wege zur ewigen Freude. Die letzte und größte Symphonie Ludwig van Beethovens endet mit dem „Hymnus an die Freude“. Und so sollte es auch in unserem Leben sein. Der Ausgang müßte eigentlich der Hymnus an die Freude sein. Als der Herr Abschied nahm von den Seinen, da sagte er: „Ihr habt jetzt Trauer (weil ich eben hingehe, geopfert werde, am Kreuze verblute), ihr habt jetzt Trauer, aber ich werde wiederkommen, und euer Herz wird sich freuen, und eure Freude wird niemand von euch nehmen.“ Was er den Jüngern gesagt hat, das gilt auch für uns: Wir werden den Herrn sehen, und dann wird sich unser Herz freuen, und diese Freude wird niemand, eine ganze Ewigkeit niemand von uns nehmen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sinne beherrschen (11)

(Über die Ordnung der Leidenschaft und der Trauer)

17.12.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Seit geraumer Zeit beschäftigen wir uns mit der Ordnung des inneren Lebens. Wir haben besondere Aufmerksamkeit der Regelung der Leidenschaften zugewendet. Am vergangenen Sonntag suchten wir in das Geheimnis der Ordnung der Leidenschaft der Freude einzudringen. Wir haben heute die Aufgabe, die Ordnung der Leidenschaft der Trauer zu bedenken.

Die Trauer ist das schmerzliche Innewerden eines Verlustes von Personen oder Sachen, zu denen eine innere Sinnbeziehung besteht. Die Trauer trifft den sinnlichen Menschen als die Leidenschaft der Traurigkeit. Immer wenn die Phantasie dem sinnlichen Menschen ein Übel vorstellt, von dem er betroffen wird, stellt sich die Traurigkeit ein. Da aber die Übel auf dieser Erde zahllos sind, kann auch die Traurigkeit sehr verschieden aussehen. Wir alle haben die Erfahrung der Traurigkeit in unserem Leben schon mehr als einmal gemacht. Wir kennen ihre Auswirkungen, wir wissen, daß sie den Körper schädigt. Die Traurigkeit bewirkt eine Störung des körperlichen Lebens. Sie senkt die Antriebskraft, die aus dem Körper kommt. Sie ist aber auch eine Störung des seelischen Lebens. Die Traurigkeit macht uns mutlos, niedergeschlagen; es fehlt uns der Aufschwung. Die Traurigkeit erzeugt leicht Überdruß am Berufsleben, ja Unzufriedenheit mit dem Stande und, wenn es ganz schlimm wird, sogar Ekel vor dem religiösen Leben. Die schlimmste Stufe erreicht die Traurigkeit, wenn sie zur Verzweiflung wird, wo dann bloß noch das stoische „*exitus patet*“ - es bleibt bloß der Tod - als einzige Hoffnung zur Verfügung steht.

Es gibt natürliche Ursachen der Traurigkeit, es gibt aber auch eine gottgefällige Betrübnis. Natürliche Ursachen der Traurigkeit sind eigene Unglücke, Verlust von lieben Menschen, Versuchungen. Es ist ganz natürlich, daß sich Schmerz einstellt, wenn wir Verluste erleiden, seien es materielle, seien es immaterielle Verluste. Es wäre unmenschlich, wenn man einen Wert, der verlorengelassen, nicht betrauern würde. Das ist ganz normal und von der Natur so geordnet. Auch und gerade der Verlust von Menschen muß uns traurig machen. Ich habe immer ein ungutes Gefühl, wenn in Beerdigungen der nachkonziliaren Kirche der Jubel aufflammt und Hoffnungslieder gesungen werden. Selbstverständlich, wir haben Hoffnung, daß Gott dem Verstorbenen gnädig sei, aber zunächst ist doch die Trauer das Naturgegebene, weil ein Verlust uns getroffen hat, ein Mensch uns entrissen wurde. Da ist Trauer am Platze. Der Herr hat doch auch getrauert über den Tod des Lazarus. Und so meine ich, ist es berechtigt, daß wir Trauergewänder anziehen, wenn uns einer unserer Lieben entrissen worden ist. Trauer ist auch angebracht bei Versuchungen; denn wir wissen, wie gefährlich die Versuchung ist. Wir spüren dann, wie weit wir noch von der Vollkommenheit entfernt sind. Die Versuchung macht uns offenbar, daß wir keineswegs die guten Menschen sind, als die wir uns vielleicht manchmal vorkommen. Es ist also berechtigt, traurig zu sein, wenn die Versuchung uns überfällt und uns unsere Erdgebundenheit zum Bewußtsein bringt.

Es gibt auch eine gottgefällige Betrübnis. Die wichtigste Ursache für sie ist unsere Sündhaftigkeit. Über unsere Sünden müssen wir betrübt sein, und das ist eine Betrübnis, die von Gott kommt. Sie ist ein Bestandteil der heiligen Reue. Reue ist Schmerz über die Sünde und Abscheu vor der Sünde; und je tiefer der Schmerz ist, um so gründlicher die Reue, um so tiefer auch der Vorsatz, um so nachhaltiger die Bekehrung. Wir dürfen, ja wir sollen traurig sein über unsere Sünden, und es ist manchmal, vor allem für oberflächliche und leichtfertige Menschen, sehr nützlich, sich an vergangene Sünden zu

erinnern, die sie vielleicht überwunden haben, aber die ihnen zeigen, woher sie gekommen sind. Gottgefällige Betrübnis liegt auch vor, wenn wir trauern über die Lage unserer Mutter, der Kirche. Wir haben nur eine Kirche, wir besitzen keine Alternative. Es gibt keine zweite Kirche. Und wenn diese Kirche darniederliegt und wenn sie aus tausend Wunden blutet, dann muß uns das mit Schmerz und Traurigkeit erfüllen. Man kann nicht gleichgültig bleiben, wenn Bischöfe ernannt werden, die suspekt sind - wie jetzt in der Schweiz geschehen. Man kann nicht gleichgültig sein, wenn Tausende von Priestern ihren heiligen Beruf verlassen. Man kann nicht gleichgültig sein, wenn Prediger Sonntag für Sonntag die Gläubigen, statt sie zu erbauen, niederziehen. Man kann nicht gleichgültig sein, wenn Hunderttausende sich durch den bürgerlichen Kirchenaustritt von der Kirche zu trennen vorgeben. Es muß ein heiliger Schmerz in uns sein, wenn unsere Kirche leidet und wenn sie verfolgt wird. Die Verfolgung der Kirche, bei uns durch die Massenmedien, kann uns nicht gleichgültig bleiben; sie muß uns mit Trauer erfüllen. Es ist das eine gottgefällige Betrübnis.

Dennoch muß jede Trauer, die uns überfällt, geordnet sein. Die Trauer muß geregelt werden; denn die Traurigkeit ist ja eine Leidenschaft, etwas, was den sinnlichen Menschen betrifft. Und deswegen ist es notwendig, diese Leidenschaft zu regulieren. Wenn die Traurigkeit aus unserem ungeordneten Herzen kommt, dann müssen die Unordnungen unseres Herzens bekämpft und beseitigt werden. Die häufigste Ursache der Traurigkeit ist der Hochmut, der Geltungsdrang, der Stolz. Wir werden nicht als die anerkannt, als die wir gelten möchten. Es wird uns nicht das Lob gezollt, auf das wir einen Anspruch zu haben meinen. Dann sind wir traurig wegen dieses Mangels, der uns schmerzlich berührt. Das ist keine gottgewollte Trauer; hier heißt es die Unordnung bekämpfen, nämlich die mangelnde Demut, den Hochmut, den Geltungsdrang, das übertriebene Selbstwertgefühl.

Andere Leiden, die von Gott gefügt oder geschickt sind, können wir ordnen mit verschiedenen Mitteln. Ein ganz einfaches und durchaus berechtigtes Mittel, den Schmerz zu lindern, sind die Tränen. Die Tränen tragen den Schmerz nach außen, sie befreien die Seele. Es gibt heilsame Tränen. Wer im Leid weinen kann, der ist glücklich daran, weil ihm auf diese Weise eine Erleichterung wird. Das zusammengepreßte Herz wird dadurch von dem Druck befreit. „Die Tränen des Büßenden sind glücklicher als die Freuden der Schauspiele“, hat einmal der heilige Augustinus geschrieben. Eine weitere Quelle zur Ordnung der Trauer ist die Teilnahme. Wir sollen mit den Freudigen uns freuen, wir sollen aber auch mit den Weinenden weinen. Gott hat uns Menschen zu einer Familie zusammengeschaftert, damit der eine dem anderen helfe, den Schmerz zu tragen, mit dem Schmerz fertigzuwerden, den Schmerz zu überwinden. Wir sollen uns also hineinversetzen in den trauernden Bruder, in die trauernde Schwester. Wir sollen uns in ihre Lage hineinversetzen und ihren Schmerz zu unserem Teile übernehmen. Damit wird es dem anderen leichter. Das Kondolieren, also das Bezeugen des Mitleides bei Todesfällen, ist durchaus berechtigt. Es tröstet die Überlebenden bei einem Todesfalle, wenn sie spüren, wie viele Menschen an ihrem Leid teilnehmen. Wenn der Wurzelgrund der Traurigkeit Überarbeitung oder Überreizung der Nerven ist, dann ist ein Mittel, die Trauer zu ordnen, die Erholung. Es kann manchmal notwendig sein, einfach die übermäßige Arbeit liegenzulassen, um sich durch Ausspannen wieder in einen gleichmäßigen Seelenzustand zu versetzen. Die Rast hat ihr Recht im Leben des Menschen und des Christen.

Es gibt aber auch eine Reihe von übernatürlichen Mitteln, die uns helfen, die Trauer zu ordnen. An erster Stelle die Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes. Hiob hat seine große Trauer dadurch zu tragen verstanden, daß er sagte: „Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen, der Name des Herrn sei gepriesen!“ Wer es versteht, in seinem Leid den Willen Gottes anzubeten, der findet wahrhaftig Kraft, den Schmerz zu tragen. Die Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes ist ein ganz wichtiges übernatürliches Mittel, die Trauer zu regeln. Und mit ihr zusammen hängt die Demut, nämlich das Sich-Beugen unter den Willen Gottes. Gott ist nicht nur weise und gütig, Gott ist auch gerecht und heilig, und wenn er uns Leid und Kummer schickt, dann weiß er, wozu das nötig ist. „Triffst dich ein Schmerz, dann halte still und frag dich, was er von dir will! Der liebe Gott, der schickt dir keinen nur darum, daß du solltest weinen.“ Dazu kommt der Gedanke, daß Leiden von Gott verordnete Heilungs- und Heiligungsmittel sind. Sie sollen unsere Seele heilen. Jeder Schmerz hat irgendeine Funktion in den Augen Gottes, und wenn wir fragen: Warum? Warum ich? Warum das?, so müssen wir uns gleichsam mit den Augen Gottes anschauen und fragen: Was hat sich Gott dabei gedacht? Und er hat

sich etwas dabei gedacht. Die Leiden sind Heilungs- und Heiligungsmittel. Wir sollen daran wachsen. „Weil du angenehm warst vor Gott, mußte die Prüfung dich erproben“, heißt es im Buche Tobias. Weil du angenehm warst vor Gott! Also nicht, weil Tobias Gott unangenehm gewesen wäre, sondern weil er ihm wohlgefällig war, hat er die Prüfung über ihn kommen lassen, um ihn eben noch weiter zu läutern, zu schmieden, zu weißeln, auf daß er ein wirklicher Bekenner und ein wirklicher Herold Gottes werden könne.

Über allem aber, meine lieben Christen, bleibt die Hoffnung auf das ewige Leben. Wir wissen, daß es einmal eine Stunde geben wird, wo die Zeltwohnung abgebrochen wird und eine ewige Wohnung im Himmel bereitet ist. Es gibt eine Stunde, wo Gott alle Tränen abwischen wird, wo der Tod nicht mehr sein wird und auch die Trauer nicht mehr sein wird. Der Apostel Paulus schreibt einmal: „Ich halte dafür, daß die Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen sind mit der Herrlichkeit, die einst an uns offenbar werden soll.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Historische Zeugnisse der Geburt Christi

24.12.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wenn man aus den Quellen darstellen will, was sich vor 50, 60 oder 100 Jahren zugetragen hat, dann stellt man fest, daß viele dieser Quellen verlorengegangen sind, unrettbar verloren sind. Ich denke daran, daß ich als Knabe ein Tagebuch führte, also vor etwa 60 Jahren. Dieses Tagebuch habe ich benutzt, um Gedanken und Erlebnisse niederzulegen, Kommentare zu bedeutenden Ereignissen, z.B. zu Stalingrad. Aber dieses Tagebuch ist wie alles andere bei der Vertreibung in Schlesien geblieben. Es ist vernichtet, verloren, unrettbar verloren. Je weiter man zurückgeht, um so ungünstiger wird die Quellenlage. Wenn man gar 2000 Jahre zurückgeht, dann sind nur noch Bruchstücke vorhanden von dem, was damals aufgezeichnet wurde. Die allermeisten Quellen sind verloren. Damals vor 2000 Jahren lebte der bedeutende Schriftsteller Tacitus. Er hat ein großes Werk, „Historien“, geschrieben in 14 Büchern. Von diesen 14 Büchern sind nur 5 erhalten. Ein Zeitgenosse von ihm war der Schriftsteller Sueton. Er hat bedeutende Werke verfaßt; aber das einzige, das wir von ihm besitzen, sind die Kaiserbiographien. Ebenso war ein bedeutender Gelehrter und Historiker Livius. Livius hat eine Geschichte Roms in 136 Büchern verfaßt. Über 100 von diesen Büchern sind verloren, rettungslos verloren. Terentius Varro hat 74 Werke geschrieben; wir kennen alle Titel. Aber nur von zweien dieser Werke haben wir den Text. Die Überlieferung der Vergangenheit ist ein Trümmerfeld. Die Bücher wurden auf Papier geschrieben. Das Papier war schlecht, vermoderte, vermorschte; es mußte also immer wieder abgeschrieben werden. Zwar gab es auch einen besseren Schreibstoff, das Pergament, das aus Tierhäuten gemacht wurde. Aber Pergament war teuer, das konnte sich nicht jeder leisten. Und auch pergamentgeschriebene Bücher waren vor Feuersbrünsten und Kriegen, vor Raub und Flammen nicht sicher.

Warum erzähle ich Euch das? Es gibt Menschen, die bestreiten, daß Jesus gelebt hat oder daß wir etwas Sicheres aus seinem Leben sagen können. Solche Leute gab es früher in der DDR, solche Leute gibt es aber auch unter den Männern, die sich katholische Theologen nennen. Man könne nichts Sicheres über Jesus sagen, alles Geschichtliche verschwimme, so erklären sie. Da wird jeder Gläubige bemerken: Aber wir haben doch die Lebensbeschreibungen Jesu, eine nach Matthäus, eine zweite nach Lukas, eine dritte nach Markus und eine vierte nach Johannes. - Ja, kommt da der Einwand, aber die anderen. Die anderen, wo schreiben sie denn von Jesus? - Die anderen, meine lieben Freunde, sind das die kümmerlichen Bruchstücke, die wir aus der Vergangenheit überkommen haben?

Nehmen wir an, ein Mann sucht in einem Schloß mit 1000 Zimmern ein Gemälde. Er hat 500 Zimmer durchforscht und das Gemälde nicht gefunden und geht jetzt hin und sagt: Das Gemälde befindet sich nicht in dem Schloß. Halt, werden wir sagen, du hast ja die Hälfte der Zimmer noch gar nicht durchforscht. - Ja, die waren mir nicht zugänglich. - Zugänglich oder nicht: Solange du nicht alle Zimmer durchforscht hast, ist deine Behauptung, das Gemälde befinde sich nicht in dem Schloß, unbewiesen. Nun haben wir aber von den Zeugnissen der Vergangenheit nicht etwa die Hälfte, sondern wir haben nur ganz winzige Bruchteile, die uns überliefert sind. Die überkommenen Werke der genannten Schriftsteller Tacitus, Sueton, Livius, Varro sind uns deswegen erhalten geblieben, weil es bedeutende Schriftsteller waren. Nach Inhalt und Form haben sie Mustergültiges geleistet. Daneben aber hat es Dutzende und Aberdutzende von unbedeutenderen Schriftstellern gegeben; sie haben auch Bücher geschrieben. Aber vielleicht war das erste Niederschreiben auch das letzte. Sie wurden nicht abgeschrieben, weil man keine Käufer für sie fand, und infolgedessen sind sie in den Strudel des Ver-

gessens hineingeworfen. Es hat auch Berichte gegeben. Kaiser Augustus hat jedes Jahr Berichte seiner Statthalter empfangen, und die übrigen Kaiser, Tiberius und wie sie alle heißen, ebenso. Wo sind diese Berichte geblieben? Der eine oder andere wurde in ein Buch aufgenommen und ist uns dadurch erhalten geblieben. Aber die Masse der Berichte ist verloren, auch wenn sie gesammelt wurden, sie ist rettungslos untergegangen.

Wenn man Geschichte studiert, wird man gewarnt vor dem Argument aus dem Schweigen (*argumentum e silentio*). Das will besagen: Daraus, daß ein Ereignis von einem Schriftsteller nicht berichtet wird, kann man nicht schließen, daß es nicht stattgefunden hat. Denn kein Schriftsteller konnte alles berichten, was er wußte. Jeder mußte eine Auswahl treffen. Außerdem besteht die Möglichkeit, daß ein Schriftsteller bestimmte Ereignisse unterdrückt hat. Er wollte nichts darüber sagen. Dafür bietet unsere Zeit instruktive Beispiele. Wenn heute Personen wie Küng, Drewermann oder Frau Ranke-Heinemann Äußerungen gegen Papst und Kirche von sich geben, dann wird das in allen Massenmedien und sogar in den Kirchenzeitungen abgedruckt. Wenn sich aber in Fulda 300 gläubige Christen versammeln, um den Glauben zu bekennen und die Ordnung der Kirche zu erhalten, dann schweigen die Massenmedien darüber und auch die Kirchenzeitungen. Sie unterdrücken diesen Vorgang, weil er ihnen nicht ins Konzept paßt. Ähnlich ist es auch in der Vergangenheit geschehen. Was dem Schriftsteller nicht zusagte, das hat er nicht in sein Buch aufgenommen, er hat es beiseite gelassen. Aus dem Schweigen ist auf die Nichtexistenz dieses Ereignisses keineswegs zu schließen. Es bleibt bestehen die Tatsache, daß wir die vier Evangelien nach Matthäus, Markus, Lukas und Johannes haben. Es bleibt bestehen, daß die Handschriften dieser vier Evangelien älter sind als alle anderen Handschriften. Es bleibt bestehen, daß auch profane Quellen uns über Jesus berichten. Der vorhin erwähnte Tacitus hat auch ein großes Werk, „Annalen“, geschrieben. Diese Annalen sind uns ganz erhalten. Im 15. Buch der Annalen schreibt Tacitus, daß Kaiser Nero nach dem großen Brand in Rom viele Christen grausam umbringen ließ. Und dann kommt der bedeutsame Satz: „Der Name Christen kommt von dem Christus her, der unter Kaiser Tiberius durch Pontius Pilatus hingerichtet wurde.“ Wären die Annalen des Tacitus verlorengegangen, wie sie Historien zum größten Teil verlorengegangen sind, so hätten wir auch diese Nachricht nicht. Aber jeder sieht ein, daß das Erhaltenbleiben vom Zufall abhängig gewesen ist. Wir haben diese Nachricht, und sie bestätigt uns, was wir in den Evangelien gelesen haben. Bestehen bleibt auch die Tatsache, daß der Statthalter Plinius an den Kaiser Trajan in Rom schreibt: „Die Christen kommen am frühen Morgen zusammen, um Christus als ihrem Gott Loblieder zu singen.“ Ein herrliches Zeugnis am Anfang des 2. Jahrhunderts für den Kult der Christen. Sie kommen am frühen Morgen zusammen, um Christus als ihrem Gott Loblieder zu singen.

Wir haben also keinen Anlaß, meine lieben Freunde, uns irremachen zu lassen an der Existenz Jesu, an der Glaubwürdigkeit der Evangelien, an der göttlichen Würde unseres Heilandes. Was immer die Menschen bewegen mag, zu ihren irrigen Aufstellungen zu kommen, wir machen dasselbe, was die Christen am Anfang des 2. Jahrhunderts getan haben: Wir kommen zusammen und singen Loblieder Christus, unserem Gott.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Menschwerdung und Geburt Gottes

25.12.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte, in heiliger Weihnachtsfreude Versammelte!

Manchem von Ihnen wird es schon so ergangen sein, daß er in seinem Rundfunkgerät einen bestimmten Sender suchte; und als er ihn gefunden hatte, stellte er fest, daß der Empfang schlecht war. Seine Sendung wurde überlagert von anderen Klängen oder Worten. Die Stimme, die man suchte, war nur schwach zu vernehmen, und enttäuscht stellte man das Rundfunkgerät wieder ab.

Dies ist ein Gleichnis. In der Advents- und Weihnachtszeit ist auch eine Stimme zu hören. Es ist die Stimme Gottes. Sie kündigt von Dunkel und Leid des Menschen, von Schuld und Sünde der Menschheit, aber auch vom Erbarmen und von der Liebe Gottes, von der Güte und Menschenfreundlichkeit unseres Heilandes. Aber es gibt Menschen, die diese Stimme nicht vernehmen, weil sich laute Stimmen anderer Art vordrängen, diese Stimme überlagern und, wenn es geschehen kann, zum Schweigen zu bringen suchen. Das Weihnachtsfest ist ein religiöses Fest. An Weihnachten begehen wir die Menschwerdung und Geburt unseres Herrn und Heilands. Nicht nur die Geburt. Wenn Sie die Texte der drei heiligen Messen, die heute gefeiert werden, einmal sorgfältig durchschauen, dann können Sie feststellen, daß auch die Menschwerdung, also die Fleischwerdung im Schoße Mariens, Gegenstand des Weihnachtsfestes ist. In viel späterer Zeit hat die Kirche das Fest Mariä Verkündigung, das früher Christi Verkündigung hieß, eingeführt. Und das ist richtig gewesen, denn dieses Fest liegt genau neun Monate vor dem Weihnachtsfest. Es wird dadurch noch einmal das Weihnachtsgeheimnis in besonderer Weise im Hinblick auf Maria uns ins Gedächtnis gerufen. Aber die Einführung dieses Festes ändert nichts daran, daß das Weihnachtsfest viel älter ist und daß an Weihnachten nicht nur die Geburt unseres Herrn und Heilandes gefeiert wird, sondern auch seine Menschwerdung. Wer an Weihnachten etwas anderes sucht und begehrt als das Kommen unseres Heilandes auf dieser Erde zu begehen, der hat an Weihnachten vorbeigelebt.

Die Auswirkungen dieses Ereignisses im Verhältnis der Menschen zueinander sind berechtigt und erfreulich. Wenn Gott uns seinen Sohn schenkt, dann will er die Liebe zu den Brüdern und Schwestern in uns aufwecken. Und so hat das Schenken und Beschenktwerden an Weihnachten seinen vollkommen berechtigten Platz.

Die Freude der Weihnacht zeigt sich auch in festtäglichen Mählern und Aufführungen. Auch das ist berechtigt, denn die Freude sucht ihren Ausdruck, und sie soll auch in einem Festmahl und einem Konzert ihren Ausdruck finden. Aber noch einmal: Das alles sind lediglich Auswirkungen, Ausstrahlungen des Weihnachtsgeheimnisses. Sein Kern ist die Menschwerdung und Geburt unseres Gottes und Heilandes Jesus Christus.

Wenn Sie die Weihnachtspredigten unserer Bischöfe einmal näher ins Auge fassen, dann werden Sie feststellen, daß bei so mancher Predigt der Kernpunkt des Weihnachtsgeheimnisses nicht getroffen wird. Sie weichen auf Äußerlichkeiten und Auswirkungen aus, sie sprechen von politischen Forderungen und Ereignissen. Aber der eigentliche Kern, nämlich daß sich ein unbegreifliches Wunder ereignet hat, daß sich der Himmel geöffnet hat und Gott selbst auf diese Erde herniedergestiegen ist, das wird von manchen nicht in aller Klarheit und Deutlichkeit gesagt. Als das Bundesverfassungsgericht das Urteil über das Anbringen von Kreuzen erließ, da wies ein deutscher Bischof warnend darauf hin, daß, wenn der Glaube schwindet, auch die Marktwirtschaft in Gefahr sei. Das ist eine geradezu erschütternde Verknüpfung. Das Kreuz als Garant der Marktwirtschaft! Meine lieben Freunde, das ist Verkehrung der christlichen Botschaft. Das Christentum hat nicht eine bestimmte

Form der Wirtschaft zu gewährleisten, sondern das Christentum hat den Menschen den Frieden Gottes zu bringen!

Das Geheimnis der Weihnacht ist das Kommen Gottes zu den Menschen. Der Unsichtbare wird sichtbar, der Ewige tritt in die Zeit ein, der Allmächtige wird schwach. Die zweite Person Gottes, die in der Fülle und Herrlichkeit der Gottheit steht, die die Welt geschaffen hat, wie wir soeben im Evangelium gehört haben, die zweite Person in der Gottheit nimmt eine menschliche Natur an. Eine menschliche Natur besteht aus Leib und Seele, und diese zweite Person der Gottheit nimmt diese menschliche Natur an aus der Jungfrau Maria. Sie war das Gefäß, das die irdische Hülle der göttlichen Person bereitet und geboren hat. Im Jahre 1950 machte ich mich mit ein paar Kartons und einem Fahrrad auf, um aus München in die Ostzone zu gehen, mit mir noch neun andere junge Männer. Wir gingen in die Ostzone, um dort dem Priestermangel abzuhelpfen. Wir wußten, dort sind Menschen, die nach dem Priester verlangen, aber dort gibt es zu wenige Priester. Und so überschritten wir im April 1950 die Zonengrenze, bestaunt von den Menschen: Wie kann man aus dem Wirtschaftswunderland Westdeutschland in die Öde der Ostzone gehen, in die Diktatur des SED-Staates? Was uns trieb, war das Rufen der Menschen nach dem Priester, war ihr Verlangen nach den Sakramenten und nach dem Worte Gottes. Aber das war gar nichts gegenüber dem, was der in diesem Jahr seliggesprochene Damian Deveuster getan hat. Dieser kraftvolle, gesunde Bauernsohn aus dem Flamenlande ging im vorigen Jahrhundert auf die Insel der Aussätzigen, nach Molokai. Er wollte den Aussätzigen mit seinem Körper und mit seiner Seele dienen, als Priester und mit seiner Hände Arbeit. Er wußte, der Aussatz ist eine ansteckende Krankheit. Wer dahin geht, wird mit hoher Wahrscheinlichkeit selbst aussätzig und kann nicht mehr zurückkehren. Das hat ihn nicht abgehalten, dahin zu gehen. Er hat dort gewirkt, jahrelang, bis ihn die furchtbare Krankheit erfaßt und ihn allmählich zu Tode gebracht hat. Das ist schon eher ein Sinnbild für das, was Gott an Weihnachten getan hat, nämlich da ist einer aus der Fülle und aus der Geborgenheit in das Elend und in die Not gegangen. Ähnlich-unähnlich ist unser Heiland Jesus Christus erschienen, hat seine göttliche Herrlichkeit nach außen abgelegt und die menschliche Begrenztheit und Armseligkeit angenommen. Er, der reich war, wurde arm; er, der mächtig war, wurde ohnmächtig; er, der glücklich war, wurde unglücklich, der letzte aller Menschen, ein Wurm, nicht ein Mensch. Wir möchten ihn nicht anschauen, heißt es von ihm in den Gottesknechtsliedern des Üropheten Isaias, denn es ist an ihm keine Schönheit und keine Gestalt.

Die zweite Wahrheit, die an Weihnachten ausgesprochen werden muß, ist der Sinn dieses Kommens. Warum ist er gekommen? Der Engel sagt es uns: „Du sollst seinen Namen Jesus nennen, denn er wird sein Volk erlösen von seinen Sünden!“ Er ist gekommen, um die Sündenmacht zu brechen. Er ist gekommen, um den Menschen das Heil zu bringen. Er ist auf der Erde gewandert, ruhelos und rastlos, damit wir Erdenwanderer den Weg zum Himmel finden. Er hat sich müde gearbeitet, damit wir Kraft haben. Er hat das Kreuz bestiegen, damit wir über die Sünde siegen. Er ist auferstanden, damit wir die ewige Seligkeit erben. Er hat alles getan um unseretwillen. Es heißt immer nur: **Pro nobis, pro nobis!** Für uns, um unseres Heiles willen ist er vom Himmel herabgestiegen. Das war der Sinn seines Kommens. Jetzt ist der Weltarbeiter da, der das aufarbeiten muß, was die Menschen zugrunde gerichtet haben. Jetzt ist der Weltkämpfer da, der eintritt in den furchtbaren Kampf zwischen Gut und Böse, der auf dieser Erde tobt. Jetzt ist der Heiland da, an den wir uns halten können, der Heilige, der Allheilige, der mit seinem Panzer der Heiligkeit den bösen Feind überwindet. Das ist der Sinn seines Kommens. Er ist gekommen, um uns den Himmel zu öffnen. Er ist gekommen, um uns von den Sünden zu erlösen. Er wollte ein Sühnopfer darbringen, die Schuld der Menschen begleichen, den Schuldschein an das Kreuz heften. Deswegen ist er gekommen! „Für uns Menschen“ - und jetzt kommt die Apposition im Glaubensbekenntnis - „und um unseres Heiles willen ist er vom Himmel herabgestiegen.“ Das „für uns Menschen“ wird erklärt durch die Worte „um unseres Heiles willen“. Das Heil ist die Fülle der Gaben, die Gott denen gibt, die seine Freunde geworden sind. Und dieses Heil hat uns Christus verdient und wendet er uns fortwährend zu.

Wenn es so um Weihnachten steht, meine lieben Freunde, dann muß das Kommen des Herrn und das Wirken des Herrn eine Antwort finden. Gottes Gaben sind immer so geartet, daß sie die menschliche Aktivität herausfordern. Was uns an Weihnachten auferlegt wird, das läßt sich in zwei Worten zusammenfassen: Freude und Dankbarkeit. Ja, wahrhaftig, die Freude ist uns Weihnachten geboten.

Wir sollen uns freuen. Die Weihnachtslieder, die vielen freudigen Weihnachtslieder sind ein genuiner Ausdruck dessen, was Gott an Antwort auf sein Kommen von uns erwartet. Die Freude der Hirten, die aus den Evangelien schimmert, die Freude der Engel, die das Kommen des Erlösers bejubeln, setzt sich fort in unserer Freude. Wir haben jetzt den Emanuel, den Gott-mit-uns. Er ist zu uns gekommen, und er ist bei uns geblieben. Ich weiß, meine lieben Freunde, die Sorgen, Ängste und Nöte gehen auch an Weihnachten nicht von uns fort. Ich weiß, wir schauen mit Besorgnis in die Zukunft. Aber es gibt eben einen Freudenanker, den uns niemand entreißen kann, es gibt einen Grund der Freude, den kein irdisches Geschütz zerstören kann, und das ist das Kommen und das Bleiben unseres Heilandes. Daß er uns in seiner grenzenlosen Liebe aufgesucht hat, daß er hienieden erschienen ist und daß er in den Gestalten der heiligen Eucharistie bei uns bleibt, das ist ein Grund zu unaufhebbarer Freude. Diese Freude kann uns niemand geben, diese Freude kann uns aber auch niemand nehmen. Wir haben den Auftrag, uns zu freuen.

Wir müssen aber auch dankbar sein. Dankbarkeit ist die Anerkennung empfangener Wohltaten. Wenn Gott so viel für uns getan hat, dann wäre es schäbig, nichts für ihn zu tun. Wenn Gott so großmütig war, dann müssen auch wir großmütig sein. Wenn Gott so freigebig war, dann dürfen wir nicht knauserig sein. Die Dankbarkeit muß sich zeigen in der Treue zu Christus und seinem mystischen Leib, der Kirche. Treue dieser Kirche bezeugen, so sehr sie auch von ihren eigenen Kindern geschändet und bloßgestellt werden mag, Treue zu dieser heiligen Kirche. Es gibt keinen Ersatz, es gibt keine Alternative zu dieser Kirche. Wir dürfen nicht fortgehen von ihr, wir dürfen uns nicht distanzieren. Treue zu dieser Kirche. Es muß aber auch Güte in uns sein zu den Mitmenschen. Der Herr hat ja mit der Menschennatur in einem gewissen Sinne jeden Menschen angenommen. Es ist nicht falsch, zu sagen, daß durch die Menschwerdung die gesamte menschliche Natur und damit ein jeder Mensch in irgendeine Verbindung zu Jesus gekommen ist, wenn es auch noch nicht eine begnadete Verbindung ist. Weil aber Jesus sich in die menschliche Natur hinein entäußert hat, deswegen muß die Güte zu jedem Menschen in uns wohnen. Die Menschen, so garstig und so widerwärtig, so wenig liebenswürdig und so wenig liebenswert viele von ihnen sein mögen, die Menschen haben Anspruch auf unsere Geduld und Güte. Das Weihnachtsgeheimnis soll in uns den Entschluß erneuern, ihnen diese Geduld und Güte zu beweisen.

Dankbarkeit muß sich aber auch schließlich zeigen in unserem Leben. Unser Leben soll ein Loblied auf Gott sein. In unserem Leben sollen die Menschen erkennen: Das ist einer, der vom Weihnachtsgeheimnis geprägt ist; das ist einer, der aus der Menschwerdung lebt; das ist einer, der von der Gnade geführt wird. Unser Leben soll ein Zeugnis sein. Es soll Tugenden bezeugen, es soll heilige Gesinnungen und Haltungen bezeugen. Alles, was an Weihnachten geschehen ist, drängt uns zum Zeugnis für die Wahrheit Gottes und seines Heilands.

Der schlesische Dichter Angelus Silesius hat das ergreifende Wort geschrieben: „Wär' Christus tausendmal in Bethlehem geboren, doch nicht in dir, du bliebst doch ewiglich verloren.“ Er will damit sagen: Das Weihnachtsgeheimnis ist ein wunderbares, objektives Geschehnis. Aber es muß von dir angeeignet werden. Du mußt dieses Geheimnis dir zu Herzen nehmen. Du mußt aus der Kraft dieses Geheimnisses leben, wirken und leiden. Dann ist Christus wahrhaftig erneut in dir geboren, und dann ist wirklich das Heil auch zu dir gekommen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Stephanus, Blutzeuge des Neuen Bundes

26.12.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Mit Absicht stellt die Kirche die Gestalt des heiligen Stephanus gleich hinter das Fest der Geburt unseres Herrn und Heilandes. Gestern sangen die Engel das Lob des angekommenen Gottessohnes. Heute tragen sie die Seele des für den Gottessohn gestorbenen Martyrers zum Himmel. Gestern hieß es: „Ich verkünde euch eine große Freude“, heute aber setzt Weinen und Wehklagen ein, da der Erzmartyrer der Kirche einen grausamen Tod erlitt.

Wir können Stephanus unter dreifacher Hinsicht betrachten, als Christen, als Theologen und als Blutzeugen.

Was ist vom Christen Stephanus ausgesagt? Erstens, er war voll Glaubens und Heiligen Geistes. Der Glaube ist die Grundlage des Christseins. Der Glaube macht den Christen. Wer zwar die Taufe empfangen hat, aber den Glauben verloren hat, kann nicht mehr im vollen Sinne als ein Christ bezeichnet werden. Der Glaube ist die Überzeugung von dem, was man nicht sieht, die Zuversicht auf das, was man erhofft. Überzeugung, d.h. Überführtsein von der Wahrheit, muß der Gläubige haben. Und Zuversicht, das heißt nicht eine vage Hoffnung, sondern ein festes, auf einen bestimmten Wurzelgrund aufgebautes Vertrauen.

Wenn heute gefragt wird und Untersuchungen angestellt werden: Wie kommt es denn, daß wir fast nur noch alte Leute in der Kirche haben, daß es immer weniger werden? Meine lieben Freunde, die Antwort ist sehr leicht: Es fehlt an Glauben! Ohne den Glauben gibt es keine vollen Kirchen. Ohne Glauben gibt es keinen Priesternachwuchs. Ohne Glauben gibt es keine besetzten Klöster. Voll des Glaubens und des Heiligen Geistes war Stephanus. Denn wer den Glauben hat, der in der Liebe wirksam ist, der lebt im Heiligen Geiste. Glaube und Heiliger Geist gehören zusammen. Die wahrhaft Gläubigen sind vom Geiste erfüllt und werden vom Geiste getrieben. Deswegen folgt gleich die zweite Aussage über den Christen Stephanus: Er war voll Gnade und Kraft. Natürlich! Wer den Glauben und den Heiligen Geist empfangen hat, in dem wirkt die Gnade, die heiligmachende Gnade und die helfende Gnade. Und diese Gnade treibt Machttaten aus ihm hervor, Krafttaten. Wunder und Zeichen hat er gewirkt, Visionen hat er geschaut. Er sah den Himmel offen und Jesus zur Rechten Gottes stehen. Stehen sah er ihn. Warum denn stehen? Christus hat sich erhoben, um seinen Martyrer aufzunehmen. Der Christ Stephanus war voll Glaubens und voll Heiligen Geistes; er war voll Gnade und voll Kraft.

Aber Stephanus war nicht nur ein einfacher Christ, er war auch ein Theologe. Die Rede, die er vor dem Hohen Rat hielt, zeigt, daß er die ganze Heilsgeschichte des Volkes Israel überschaut. Er sieht die Führungen Gottes, aber auch die Widerspenstigkeit des Volkes. Er kennt seinen letzten Versuch, das Volk zu retten, indem er Jesus schickt, den Erlöser, den Heiland. Aber die unbeschnittenen Herzen sind, nehmen ihn nicht auf. Und so greift er zu scharfen Worten: „Ihr Halsstarrigen, ihr Widerspenstigen, die ihr immer dem Willen Gottes widersteht.“ So ruft er der höchsten jüdischen Behörde ins Gesicht. Er predigt, so heißt es, wider Moses, wider die heilige Stätte und wider das Gesetz. Das sind drei Vorwürfe. Er predigt wider Moses. Mit Moses ist natürlich das Gesetz vom Berge Sinai gemeint, ist der Alte Bund gemeint. Moses ist ja der Repräsentant des Alten Bundes. Stephanus predigt gegen den Alten Bund, weil der Neue gekommen ist. Der Alte ist erledigt, der Alte ist abgetan. Er ist ersetzt durch den Neuen. So kann Stephanus gar nicht anders als wider Moses zu predigen, nämlich als den Heilsbringer, der durch Christus ersetzt ist. Stephanus predigt wider die heilige Stätte. Das ist der

Tempel. Der Tempel als Kultort ist überholt. Jetzt ist das neue Opfer eingesetzt, das nach Malachias an allen Orten, nicht bloß an einem Ort, an allen Orten Gott dargebracht wird, ein wahres und heiliges und unbeflecktes Opfer. Der Tempel ist überflüssig geworden. Das hat sich ja gezeigt beim Tode Jesu, als der Vorhang des Tempels mitten hindurch zerriß. Das heißt, der Unterschied zwischen Heiligem und Allerheiligstem ist aufgehoben. Ein jeder, nicht nur der Hohepriester hat Zugang zum Allerheiligsten. Stephanus predigt wider das Gesetz. Ja nun nicht so, als ob das Sittengesetz des Alten Bundes, das sittliche Naturgesetz aufgehoben wäre oder jemals aufgehoben werden könnte. Selbstverständlich nicht. Aber das Gesetz als Heilsbringer, das Gesetz als Heilmittler, das Gesetz als Heilsfaktor ist abgelöst durch den Glauben an Jesus. Der Christ gewinnt das Heil, indem er sich an Jesus anschließt und auf Jesus baut und im Gehorsam gegen Jesu Gebote verharrt. Dadurch gewinnt er das Heil. Und insofern, als Heilsfaktor, ist das Gesetz abgelöst durch den Glauben an Jesus Christus. Stephanus hat gegen gewisse Gegenstände gepredigt, gegen Moses, gegen die heilige Stätte, gegen das Gesetz. Heute würde man vielleicht sagen, er habe eine Drohbotschaft ausgesprochen. Aber Stephanus wußte eben, daß man das Neue nicht in die Seelen pflanzen kann, wenn das Alte nicht ausgerottet wird. Das Vergangene muß dem Neuen weichen. Der Alte Bund muß dem Neuen Platz machen. Es gibt keine Unentschiedenheit zwischen Altem und Neuem. Entweder Judentum oder Christentum, aber nicht Judentum und Christentum.

Die Unentschiedenheit ist heute weit verbreitet, meine lieben Freunde. Vor wenigen Wochen sagte mir einer meiner Studenten, der Priester werden will, er unterzeichne weder für das Volksbegehren noch gegen das Volksbegehren. Er glaubte damit etwas sehr Kluges gesagt zu haben. Er meinte: Wir wollen nicht polarisieren. Ja, meine lieben Christen, wer polarisiert denn? Derjenige, der die Wahrheit und die Ordnung verteidigt, oder derjenige, der gegen Wahrheit und Ordnung angeht? Wer polarisiert denn? Derjenige, der an der Ordnung der Kirche festhält, oder derjenige, der sie in Frage stellt? Und was tut denn der, der jetzt angesichts dieser Fragestellung schweigt und feige und mutlos zusieht, wie die Zerstörung weitergeht? Er macht sich mitschuldig an fremden Sünden. Es ist unsere heilige Pflicht, gegen Irrtum und gegen Unordnung und gegen Unrecht aufzustehen. Wenn wir das nicht tun, dann versäumen wir unsere Pflicht. Der heilige Bonifatius hat, als er nach Deutschland kam, nicht den germanischen Götterglauben stehen lassen und daneben das Christentum gesetzt. Er hat den Götterglauben vernichtet, um Platz zu schaffen für das Christentum. Das ist also die Botschaft, die von dem Theologen Stephanus ausgeht: Man kann nicht den alten Wein in neue Schläuche füllen, sondern neuen Wein in neue Schläuche.

Und schließlich Stephanus, der Blutzeuge. Die Wahrheit reizt die Menschen, meine lieben Freunde. Das ist eine alte Erfahrung. Wer für die Wahrheit eintritt, der muß um sein Leben fürchten. Die Wahrheit ist eine unbequeme Herrin, darum stehen die Menschen auf wider die Wahrheit, denn sie sind in den Irrtum verliebt, weil er bequem ist. Und so mußte Stephanus als erster Blutzeuge des jungen Christentums erfahren, daß der Preis für die Wahrheit der Tod ist. Andere sind einen schnellen Tod gestorben. Als die englische Königin Anne Boleyn im Staatsgefängnis des Tower gefangengehalten wurde, bangte sie vor dem Tode. Aber der Kommandant des Tower beruhigte sie. Er sagte: „Die Hinrichtung ist keine schlimme Sache; ein einziger Schwertstreich, und Sie sind nicht mehr.“ Richtig. Der Tod, der durch Enthaupten über jemanden kommt, ist sehr rasch. Aber ein Tod durch Steinigen ist ein sehr schmerzlicher und lange dauernder Tod. Ein Tod durch Steinigen ist ein qualvoller, mit vielen Schmerzen verbundener Heimgang. Diesen Tod hat Stephanus erlitten. Aber damit waren auch die Fronten klar. Jetzt hat es sich gezeigt: Eine Symbiose, ein Zusammenleben zwischen Juden und Christen ist unmöglich. Wer Christ wird, muß dem Judentum den Abschied geben, und wer beim Judentum bleiben will, der kann nicht Christ werden. Bisher hatten nämlich die Apostel und ihre Anhänger versucht, beides zu vereinigen. Wir lesen ja, wie Petrus und Johannes in den Tempel gingen, um dort zu beten. Sie haben also weiter wie fromme Juden am jüdischen Gottesdienst teilgenommen. Das ist jetzt zu Ende. Jetzt ist klar: Ein Entweder-Oder steht zwischen Judentum und Christentum. Jetzt ist die Scheidung eingeleitet, und sie wird nie mehr bis zum Ende dieser Welt aufhören.

Die Christengemeinde wurde in die Verfolgung des Stephanus einbezogen. Die Behörden gingen mit Recht davon aus, daß die Verkündigung des Stephanus das Glaubensbekenntnis der Gemeinde

sei. Also, so sagten sie sich, denken die Gemeindemitglieder genauso wie er. Infolgedessen verfolgten sie nicht nur Stephanus als den Protagonisten, sondern auch die anderen Gemeindemitglieder. Sie verjagten sie, sie verbannten sie, oder die Christen sind aus Furcht selbst geflohen. Aber diese Flucht und diese Vertreibung sollte sich zum Nutzen des Evangeliums auswirken. So heißt es in der Apostelgeschichte: „Sie verkündeten überall das Evangelium von Jesus Christus.“ Also die Versprengten, die Zerstreuten, die Verjagten, die Geflüchteten setzten sich nicht hin und waren ängstlich besorgt, ihr eigenes Leben zu retten, nein, sie traten auf und verkündeten das Evangelium von Jesus Christus. Sie gewannen neue Jünger dazu. Die Gemeinde verbreitete sich durch die Zerstreung. Nach Gottes Willen sollte die Vertreibung zum Samen für neue Christen werden.

Das also ist die Bedeutung des Stephanus, meine lieben Freunde. Als Christ war er voll Glaubens und Heiligen Geistes, voll Gnade und Wahrheit. Als Theologe hat er die Unvereinbarkeit von Altem und Neuem Bund erkannt und ausgesprochen. Als Blutzeuge hat er bis zum letzten Atemzug das Evangelium Jesu gelebt, das Evangelium der Wahrheit und der Liebe. Er hat nämlich sterbend für seine Verfolger gebetet: „Herr“ - das ist das letzte Gebet, das er gesprochen hat -, „Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an!“ Jetzt wissen wir also, meine lieben Christen, was wir weihnachtlichen Menschen tun müssen. Wir müssen mutig und furchtlos für die Wahrheit und für das Recht, für die Ordnung und für die Gerechtigkeit eintreten. Wir müssen den Irrtum hassen und die Unordnung bekämpfen, aber wir müssen die Irrenden und die Zerstörer der Ordnung lieben, wie Stephanus sie geliebt hat.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Für Wohltaten danken

31.12.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Gott will, daß wir für empfangene Wohltaten dankbar sind. Dankbar sein heißt, Wohltaten anerkennen und zu vergelten suchen. Unsere Dankbarkeit muß sich an erster Stelle Gott zuwenden, denn er ist der Spender aller Gaben. Mögen auch die Gaben Gottes durch viele Zwischenursachen zu uns kommen, der letzte in der Reihe der Glieder ist immer Gott. Wenn wir beispielsweise beim Erntedankfest Gott danken für die eingebrachte Ernte, für die Früchte, die wir in unsere Scheunen getragen haben, dann sind gewiß viele Zwischenursachen beteiligt: der Wind und das Wetter, die Sonne und der Regen, der Bauer, der gearbeitet hat, die Maschinen, deren er sich bedient hat, der Dünger, den er eingestreut hat. Aber alle diese Zwischenglieder führen sich letztlich auf Gott zurück. So ist es angebracht, Gott zu danken. Wir geben Gott die Ehre, indem wir ihn als den mächtigen und gütigen Herrn anerkennen, der er ist. Gott danken ist sachgemäß, Gott danken ist seinsgerecht. Wenn wir Gott danken, tun wir nichts Überflüssiges, wir tun etwas Notwendiges. Wir leben wirklichkeitsgemäß, indem wir den ehren, der sich uns als unser Wohltäter erwiesen hat.

Jesus selbst ist ein Vorbild der Dankbarkeit. Er sprach immer, bevor er etwas wirkte oder wenn er etwas getan hatte: „Vater, ich danke dir! Vater, ich preise dich!“ Wir wissen es beispielsweise von der Erweckung des Lazarus. Er ging auch nie vom Tisch, ohne zu danken; er sprach das große Lob- und Dankgebet. Und die Heiligen haben es ihm nachgetan. Als Noe aus der Arche stieg, die ihn vor der Sintflut bewahrt hatte, da war das erste, was er tat, daß er auf die Knie fiel und Gott dankte, einen Altar errichtete und ihm ein Lob- und Dankopfer darbrachte. Als Tobias von seiner Blindheit geheilt wurde, da sprach er: „Ich danke dir, Herr, Gott Israels, daß du mich gezüchtigt und wieder geheilt hast.“ Als Kolumbus seine große Entdeckungsreise gen Westen unternahm, da war das erste Eiland, auf das er stieß, Guamahani. Er nannte dieses Eiland aus Dankbarkeit *San Salvador*, heiliger Erlöser. Und er pflanzte ein Kreuz ein und dankte Gott für die wunderbare Errettung aus mancherlei Gefahren und für das Finden des gesuchten Landes.

Gott zu danken ist unsere erste und oberste Pflicht. Wir tun es in jeder heiligen Messe; denn die Messe ist eine Danksagung. Eucharistie heißt Danksagung. Wir sagen Gott Dank für seine großen Wohltaten, die er in Christus Jesus erwiesen hat. Wir danken in der heiligen Messe in besonderer Weise nach den Lesungen. Wir sagen nach der Epistel: „Dank sei Gott!“ und nach dem Evangelium: „Lob sei dir, Christus!“ Wir danken nämlich für die Offenbarung. Daß Gott uns das Licht seiner Wahrheit geschenkt hat, ist ein Anlaß zu danken. Und Dankgebete sollten immer auf unseren Lippen sein, wenn wir Wohltaten empfangen. Wir sollten immer im Herzen oder auch mit den Lippen sprechen: „Dank sei Gott!“ oder: „Ehre sei dem Vater!“ Das Dankgebet ist ein unbedingt notwendiges Gebet, das wir Gott darbringen müssen. Wir sollen aber auch den Menschen danken; denn sie sind ja die Werkzeuge, die Dienstmänner und die Dienstfrauen Gottes. Die Menschen werden von Gott erweckt, um uns Wohltaten zu erweisen, und sie stimmen mit Gott überein, wenn sie uns Wohltaten geben.

Ich weiß, meine lieben Freunde, wie Schweres mancher von Ihnen im vergangenen Jahr durchgemacht hat. Ich weiß, wieviel Leid manchem in dieser Zeit widerfahren ist. Und doch wird ein jeder von uns, auch der Leidgeprüfte, sagen müssen: Wenn ich wachsam und ehrlich bin, wenn ich meine Augen öffne und recht schaue, dann habe auch ich Anlaß zu danken. Es hat Menschen gegeben, die mir ein gutes Wort, die mir einen freundlichen Blick erwiesen haben. Ich habe auf Ämtern oder in der Sprechstunde des Arztes Freundlichkeit erwiesen bekommen. Ich habe Anlaß zu danken. Und Anlaß

zu danken habe auch ich, meine lieben Freunde, nämlich für diese wunderbare Gemeinde, die vor mir sitzt, für diese guten Menschen, die zu früher Stunde sich aufmachen, um diesen Gottesdienst zu besuchen, die mit einer beispiellosen Treue in diesen Gottesdienst kommen, die hier beten und singen in der bewährten Weise, wie es die Kirche immer getan hat. Ich danke auch für die reichlichen Gaben, die ja nötig sind, denn der Gottesdienst verursacht Kosten. Aber das, was hier gespendet wird, deckt die Kosten auch um ein Vielfaches. Diese Gemeinde, die hier vor mir sitzt, ist außerordentlich gebefreudigt, und dafür sei sie bedankt. Und so können wir, wenn wir in unser Leben schauen, viel Anlaß zur Dankbarkeit finden. Eine Auskunft am Bahnhof, eine freundliche Behandlung an einem Behördenschalter, das sollte uns Anlaß zur Dankbarkeit sein. Es ist nichts selbstverständlich, sondern wir müssen alles, was uns an Güte und an Freundlichkeit begegnet, aus dankbarem Herzen aufnehmen und uns dankbar erweisen.

Gott will, daß wir dankbar sind. Der heilige Apostel Paulus fordert in mehreren seiner Briefe zur Dankbarkeit auf. „Seid dankbar für alles!“ sagt er. Die Dankbarkeit hat auch einen großen Nutzen. Sie schafft eine freundliche Atmosphäre. Wir haben es schon oft erfahren, wie Menschen sich freuen, wenn sie für einen Dienst Dankbarkeit empfangen. Ich traf vorgestern am Morgen die Zeitungsaus Trägerin, die sich in dieser frühen Stunde aufmachte, um den Menschen rechtzeitig die Zeitung zu bringen. Ich bedankte mich bei ihr, und sie war freudig bewegt, daß sich jemand für diesen kleinen Dienst bedankt. So können wir also durch Dankbarkeit Menschen erfreuen und wir machen sie geneigt, anderen Gutes zu erweisen. Wer für seine Guttaten Dank empfängt, der ist leichter bereit, wiederum Gutes zu tun als jemand, der unbedankt bleibt. Es gibt das furchtbare Wort: „Undank ist der Welt Lohn.“ Und tatsächlich gibt es rohe und gemeine Menschen, die auch durch große Gaben und Wohltaten nicht zum Dank zu bewegen sind. Aber das ist gegen Gottes Willen. Der Heiland hat es den Aussätzigen sehr übel genommen, daß sie sich nicht bedankt haben. „Sind nicht zehn rein geworden,“ sagte er, als nur einer zurückkam, „wo sind denn die anderen neun?“ Wer undankbar ist, verletzt eine sittliche Pflicht. Er macht sich schuldig. Jawohl, so ist es. Wir sind sittlich verpflichtet, uns dankbar zu erweisen. Die Dankbarkeit öffnet die Quelle der göttlichen Gnade, sie versichert uns, daß Gott auch weiterhin uns geben und schenken wird. Sie macht aber auch die Menschen geneigt, anderen Gutes zu erweisen und Wohltaten zu schenken.

So soll der letzte Tag dieses Jahres, meine lieben Freunde, ein Tag des Dankes sein. Mancher von uns hat in diesem Jahre die bange Frage erhoben: Wie wird es weitergehen? Wie soll es weitergehen? Wird die Lage in Kirche und Welt sich immer weiter verschlechtern? Werden wir durchhalten, oder werden wir zusammenbrechen unter der Last der Sorgen, die auf uns liegen? Es ist weitergegangen, wir haben es ausgehalten. Wir haben die 365 Tage dieses Jahres die Leiden und Schmerzen getragen, die uns von außen und von innen zugefügt worden sind. Das ist ein Anlaß zu danken. Wenn es wieder gegangen ist, gegen alle Erwartung, dann war Gott im Spiel. Und wenn wir Menschen getroffen haben, gute, lebenswürdige Menschen, die uns geholfen haben, die Last zu tragen, dann war Gott im Spiel. So soll also das letzte Wort dieses Jahres ein Dank sein gegen Gott.

„Ist die Gabe noch so klein, dankbar sollst du immer sein!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Das Leben mit Vertrauen wagen

01.01.1996

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wir Älteren sind keine Neulinge im Leben. Wir haben den Krieg miterlebt und die Nachkriegszeit. Wir wissen, was es bedeutet, wenn eine Bomberflotte sich einer Stadt nähert und ihre todbringende Last über ihr ausklinkt. Wir haben Hunger und Vertreibung erfahren. Wir haben mit nichts angefangen, ohne Verwandte, ohne bergende Sippe, ohne Freunde und Helfer. Wir haben etwas vom Leben erfahren und wehren deswegen allem Leichtsinne und aller Leichtfertigkeit, die sich mit dem Trost eines Kahnfahrers begnügt, der einen Katarakt hinunterfährt und meint, es werde schon gut gehen. Nein, wir haben Tod und Verderben, Feuer und Unheil erlebt und an anderen gesehen. Wir wissen, daß das Leben ein Wagnis ist. Alles im Leben ist ein Wagnis, und es ist unmöglich, das Leben zu bestehen, ohne Wagnisse einzugehen. Selbst das Vermeiden von Wagnissen ist ein Wagnis. Risiken sind mit unserem Leben untrennbar verknüpft; wir sollen nur die überflüssigen Risiken meiden. Die notwendigen müssen wir auf uns nehmen. Jede Unternehmung, jeder Anfang, jede Eheschließung, ja jede Liebe zwischen zwei Gatten ist ein Wagnis, denn sie muß ständig neu erworben und erhalten werden.

Für die Lebensfahrt hat uns Gott mit der Lebensfreude ausgerüstet. Ohne Freude kann kein Mensch leben. Die Freude gehört zum menschlichen Leben, mag sie noch so bescheiden, mag sie noch so dürftig sein, ohne Freude ist ein menschliches Leben nicht denkbar. Man muß nur freudefähig sein; man muß die Freuden sehen können. Es gibt Genies der Freude, Menschen, die tatsächlich aus den unscheinbarsten Dingen einen freudigen Kern herauszuschälen verstehen. Andere werden überschüttet mit Glücksfällen und begreifen nicht, was ihnen geschieht. Für die gesunden Menschen ist nach wie vor der größte Freudenbringer die Arbeit. Arbeiten zu dürfen, nützlich sein zu können, Menschen dienen zu können, die Wissenschaft voranzubringen, das sind Freuden, die eigentlich durch keine andere ersetzt werden können. Aber nicht jedem ist es vergönnt, diese Freude zu haben. Viele sind in ein Alter eingetreten, wo die Arbeit ihnen schwerfällt oder nicht mehr möglich ist. Andere sind durch Mängel des Geistes oder des Körpers, durch Krankheiten verhindert, der Arbeit nachzugehen. Um so schwerer ist es für sie, andere Freudenquellen zu erschließen. Aber unmöglich ist es nicht. Auch dem nicht mehr im Arbeitsprozeß Befindlichen, auch dem wegen Krankheit Ausgeschiedenen ist es möglich, in dem bescheidenen Rahmen, der ihm verblieben ist, Freudenquellen sprudeln zu lassen. Daß man jeden Tag aufstehen darf, daß man wenigstens seine nächsten Verrichtungen tun darf, das ist ein Anlaß zu dankbarer Freude. Die Natur hat es so eingerichtet, daß auf jede Zeit der Tränen wieder eine Zeit der Freude folgt. Wir breiten über vergangene Schmerzen den Schleier der Vergessenheit oder manchmal sogar den Schimmer der Verklärung. Und auf diese Weise hilft uns die Natur, daß wir in all der Trübsal dieser Erde zu Freuden gelangen.

Wir fahren bei heiterem Wetter hinaus in das neue Jahr. Aber es wird uns vielleicht gehen wie den Aposteln. Auch sie sind bei heiterem Wetter auf dem See Genesareth ins Schiff gestiegen; aber dann fielen die Winde von der arabischen Steppe sie an und die Stürme vom Libanon und brachten das Schifflin in Seenot. Sie wußten, wohin sie sich zu wenden und zu wem sie zu rufen hatten in ihrer Not. „Herr, rette uns, wir gehen zugrunde!“ Und dann stand er, der da am Heck auf einem Kissen geschlafen hatte, auf und sprach: „Schweige! Verstumme!“ Er gebot dem Sturm und den Wellen und es trat eine große Stille ein. Die Jünger waren voll Staunen: „Was ist denn das für einer, dem sogar der Wind und die Wellen gehorchen?“ So soll es auch im neuen Jahre sein, meine lieben Freunde. Die Stürme werden mit Gewißheit kommen, aber wir werden auch wissen, an wen wir uns zu wenden

haben und wohin wir um Hilfe zu rufen haben. Und wenn uns vielleicht auch nicht im irdischen Sinne Hilfe wird: Er wird bei uns sein, der der Helfer und Retter in allen Nöten ist.

Die Prognosen der Politiker und Wirtschaftsfachleute sind nicht günstig. Im Dezember des vergangenen Jahres waren 50 % aller Wirtschaftsunternehmen pessimistisch eingestellt. Der Chefökonom der Dresdener Bank rechnet sogar mit der Möglichkeit einer Rezession; das heißt also neue Millionen von Arbeitslosen. Der politische Horizont scheint etwas beruhigt, weil der Krieg in Jugoslawien beendet ist. Aber mir sagen meine kroatischen Freunde: Das ist kein Friede. Das ist ein Waffenstillstand, aber kein Friede; denn die Regelung, die jetzt getroffen wurde, ist zutiefst ungerecht. Wir wissen auch nicht, was aus Rußland wird. Diese große Macht im Osten bleibt unberechenbar. Die Natur ist vielfach eine Gefahr für uns. Wir können die Erde nicht mit Steinen beschweren, daß sie nicht beben soll. Wir können die Stürme nicht an die Kette legen, daß sie die Häuser nicht abdecken und die Bäume nicht entwurzeln. Wir können der Sonne nicht wehren, daß sie das Land austrocknet und ausdörft. Und wir können die Wasserfluten nicht anhalten, die ganze Landstriche überschwemmen. Wir können auch nicht die Krankheiten abhalten, die uns anfallen und vielleicht zur Arbeitsunfähigkeit zwingen. Wir können schließlich den ewigen Wandergesellen Gottes, den Tod, nicht von unserem Lebensschiff stoßen, wenn er zusteigen sollte. Die Zukunft bleibt unsicher. Wir sind mächtigen und geheimnisvollen Gewalten ausgeliefert, und wir wissen: Diese Gewalten sind mächtiger als wir selbst.

So bleibt uns nichts anderes zu tun als zu sprechen: Im Namen Gottes und im Zeichen des Kreuzes wollen wir die Fahrt ins neue Jahr 1996 wagen. Im Namen Gottes, d.h. im Vertrauen auf Gott, unter Anrufung seiner Barmherzigkeit; und im Zeichen des Kreuzes, das besagt: Indem wir auf das bauen, was Gott in Christus Jesus, vor allem in seinem Leiden, für uns getan hat. Wir wollen in dieser Stunde, nicht überschwenglich, aber vertrauensvoll sprechen: „In deiner Hand sind meine Geschicke; auf dich, o Herr, vertraue ich.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Anbetung der Weisen

06.01.1996

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Die Freude der heiligen Weihnacht ist noch nicht verklungen, da erhebt sich eine neue Freudenbotschaft am Fest der Erscheinung des Herrn. Der in weihnachtlicher Zeit geboren wurde, wird von nun an der Menschheit kundgetan. Den Vertretern des jüdischen Volkes, den Hirten, wurde die Ankunft des Erlösers kundgemacht durch die Engelbotschaft. Den Vertreter der Heidenwelt, den Magiern aus dem Osten, wurde die Ankunft des Erlösers geoffenbart durch einen Stern. Unzählige Überlegungen sind angestellt worden, was es um diesen Stern sein mag, wie er beschaffen gewesen sein mag, ob es eine natürliche oder eine übernatürliche Erscheinung ist. Die größten Astronomen, wie Galilei, Kepler, Tycho de Brahe, haben sich bemüht, dem Geheimnis des Sternes auf die Spur zu kommen. Es sei bemerkt, daß keiner dieser Astronomen ungläubig war. Sie alle waren überzeugt von der geschichtlichen Tatsache, daß ein Stern den Weisen vorangeleuchtet hat. Ihre Erklärung ist verschieden ausgefallen. Kepler, vielleicht der bedeutsamste unter ihnen, war jedenfalls der Meinung, daß es ein Wunderstern sei, also nicht nur eine Konjunktion, ein Zusammentreten der beiden Planeten Jupiter und Saturn, sondern eine eigens aus diesem Anlaß von Gott bewirkte Lichterscheinung, die den Heiden den Weg zur Krippe wies.

Wir müssen uns diese Männer aus dem Morgenlande ganz konkret vorstellen. Viele Menschen haben den Stern gesehen. Die Magier waren nicht die einzigen, die ihn erblickt haben, aber sie waren die einzigen, die sich auf den Weg machten. Die anderen werden sie vielleicht verspottet haben, werden vielleicht gesagt haben: Ihr seid Leichtgläubige. Was ihr da tut, ist übereilt. Die Männer, die sich zu Boten des Geheimnisses der Weihnacht berufen fühlten, haben auf solche Stimmen nicht gehört. Sie sind aufgebrochen und sind dem Rufe Gottes gefolgt. Ein Ruf Gottes, der nun nicht wie ein Prophetenruf an sie erging, sondern ein Ruf Gottes, der durch ein stummes Element an sie erging. Ein Stern spricht ja nicht. Ein Stern erscheint, aber er redet nicht. Das hat die Magier nicht gehindert, diesem Zeichen zu folgen. Freilich müssen wir annehmen, daß dieser Stern in ihrem Herzen widergeleuchtet hat, d.h. daß die Gnade Gottes in ihnen gewirkt hat und ihnen die Bereitschaft eingab, das Zeichen zu verstehen und dem Zeichen zu folgen. So sind sie den beschwerlichen Weg gegangen, sind vielleicht monatelang unterwegs gewesen unter den damaligen Bedingungen, bedroht von Räubern und Strauchdieben; aber nichts hat sie abhalten können, dem Ruf Gottes, der an sie erging, zu folgen. So kamen sie nach Jerusalem. Natürlich mußte sie der Weg zunächst in die Hauptstadt des Reiches führen. Denn wo soll denn ein König geboren werden, wenn nicht in der Hauptstadt? Sie wandten sich an das Königshaus, an den König Herodes, der ein bedeutender Fürst war, aber auch ein grausamer Mann, und brachten ihre Kunde ihm vor. Da sagt die Heilige Schrift: „Herodes erschrak und ganz Jerusalem mit ihm.“ Warum dieses Erschrecken des Herodes? Weil Herodes seines Thrones nicht sicher war. Er war ja ein Außenseiter, kein rechter Jude, sondern ein Mischling, hatte den Thron mit Gewalt eingenommen, mit Gewalt behauptet und mußte natürlich in Furcht geraten, wenn jetzt ein Thronprätendent auftauchte. Und warum erschrak Jerusalem, die Bewohnerschaft des Ortes, mit ihm? Die Menschen mußten immer erschrecken, wenn der König erschrak. Denn sie wußten: Ein Erschrecken des Königs bedeutet böse Dinge. Seine Grausamkeit war allbekannt; und wenn er sich bedroht fühlte, dann schreckte er vor keinem Mittel zurück. Deswegen heißt es: „Es erschrak ganz Jerusalem mit ihm.“

Aber Herodes war auch ein genialer Schauspieler. Er konnte sich verstellen, er konnte seine wahre Gesinnung verbergen, und deswegen war er in heuchlerischer Weise bemüht, das Geheimnis dieses

Aufbruches, das Geheimnis dieses Sternes, das Geheimnis dieser Geburt von den Weisen zu erfahren. Und sie verwiesen ihn nach Bethlehem als dem Geburtsort dieses neuen Königs. Da sieht man, wie verschieden das Erscheinen Jesu, das Erscheinen Gottes auf dieser Erde wirkt, je nach der Verfassung, in der die Menschen sind. Ist einer empfänglich, wie die Weisen, dann folgt er dem Rufe des neuen Königs. Ist er unempfänglich, ist er eifersüchtig, ist er heimtückisch, wie Herodes, dann erschrickt er und sinnt darüber nach, wie er sich von dem angeblichen Nebenbuhler befreien könnte.

Die Magier zogen dann von Jerusalem weiter nach Bethlehem. Das Kind war nicht mehr im Stalle. Wenn wir hier die Weisen in unserer Krippe die Weisen im Stalle sehen, so ist das geschichtlich nicht richtig, denn Sie haben soeben in dem Evangelium gehört, sie fanden ihn „im Hause“. Also Jesus war umgezogen. Die Familie hat später doch noch ein Domizil gewonnen. Sie fanden ihn im Hause, denn über dem Hause blieb der Stern stehen. Und so traten sie in das Haus ein und fanden das Kind und seine Mutter und den Pflegevater Josef. Das hätte normalerweise eine große Enttäuschung sein müssen. Denn wenn man einen König, ein Königskind sucht, dann erwartet man ihn in einer erhabenen Umgebung, da nimmt man an, daß er im Prunk einer Palastes geboren wird, wie das bei Königen üblich ist. Was muß das für eine Glaubensprobe gewesen sein für die Magier, daß sie diesen König nicht in einem Palaste fanden, sondern in einem armen, schlichten Hause! Aber die haben diese Glaubensprobe bestanden. Es hat ihnen nichts ausgemacht, den neuen König in Armut und in Dürftigkeit zu finden. Sie haben die Botschaft, die sie empfangen haben, gläubig aufgenommen, und mit ganzem Herzen sind sie ihr gefolgt. Deswegen heißt es: „Sie fielen nieder und beteten ihn an.“ Sie wußten, daß hier nicht bloß ein irdischer König geboren ist, sondern daß der Herr Himmels und der Erde vor ihnen steht. Und vor ihm ziemt sich die Anbetung. Sie beteten ihn an. Und weil sie wußten, daß man dem König der Könige nicht mit leeren Händen gegenüber treten kann, so brachten sie ihm Geschenke dar.

Gewiß ist das, was wir Gott eigentlich schenken können, einzig unser guter Wille; denn alles ist sein Eigentum. Er ist der Obereigentümer alles Geschaffenen. Wir sind nur seine Verwalter und seine Vertreter bei der Benutzung der irdischen Güter. Eigentlich können wir ihm nur unseren Willen schenken. Aber der Wille drängt nach einem Ausdruck, der Wille will sich äußerlich kundtun. Und so geben wir von den Gütern und Schätzen, die uns anvertraut sind, auch irdische Dinge weg, geben sie der Kirche als Vertreterin Gottes, geben sie dem Priester als dem Sachwalter Gottes und geben sie den Armen als den Geliebten Gottes. Ebenso haben die Magier ihre Geschenke ausgepackt und sie dem Königskinde zu Füßen gelegt.

Meine lieben Freunde, die Botschaft vom Kommen der Weisen aus dem Morgenlande ist keine Legende. Sie ist keine erdichtete Erzählung, die irgendwelche überzeitliche Wahrheiten deutlich machen will. Sie ist ein geschichtliches Ereignis, in dem Gottes Wirken in die Welt eintritt. Die Vertreter der Heidenwelt nahen sich dem Krippenkinde, um zu zeigen: Alle sind berufen, sich diesem König zu unterwerfen. Denn der da in der Krippe liegt, das ist derselbe, der die Spiralnebel lenkt. Der da von einer Mutter genährt wird, das ist derjenige, der die Adler erhält. Und deswegen, meine lieben Freunde, halten wir gläubig daran fest, daß wir in diesen Weisen aus dem Morgenlande vertreten sind. Sie sind unsere Vorfahren, weil wir aus der großen Schar der Heidenvölker zum Krippenkind geeilt sind und ihm in der ganzen Zeit unseres Lebens bis zum letzten Atemzug die Treue halten wollen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sinne beherrschen (12)

(Über die Ordnung der menschlichen Hoffnung)

07.01.1996

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Die Leidenschaft der Hoffnung ist dem Menschen von Natur aus eingegeben. Sie knüpft sich an noch so geringfügige Dinge, und sie verläßt den Menschen äußerst selten. Dem Verbannten ist sie ein lichter Strahl, dem Ackersmann verleiht sie Ausdauer, dem Schiffbrüchigen ist sie rettende Hand, dem Eingekerkerten eine lichte Aussicht. Der Mensch trägt von Natur aus die Hoffnung in sich. Sie richtet sich auf zukünftige Güter, die möglich, aber schwer zu erreichen sind. Hoffnung weist immer in die Zukunft. Was gegenwärtig ist, ist nicht Gegenstand der Hoffnung, sondern ist Gegenstand des Verlangens. Es muß sich aber bei diesem Zukunftsgut um etwas Mögliches handeln; denn was unmöglich ist, das kann man nicht erhoffen. Das Unmögliche nährt eher die Verzweiflung statt die Hoffnung. Und es muß ein Zukunftsgut sein, das möglich, aber schwierig zu erlangen ist. Denn was uns sowieso zufällt, was wir mit Sicherheit in Zukunft erlangen werden, das brauchen wir nicht zu erhoffen, das wird vielmehr durch die Umstände und durch die Verhältnisse uns gleichsam zugeworfen.

Die Hoffnung richtet sich auf Güter, die unserer sinnlichen Natur angenehm sind und von der Vernunft als erstrebenswert vorgestellt werden. Es sind Güter, die unserer sinnlichen Natur angemessen und entsprechend sind. Insofern teilen wir die Hoffnung ein Stück weit mit den nicht mit Vernunft begabten Wesen, also mit den Tieren. Auch die Tiere haben in irgendeiner Weise eine Erwartung in sich, aber sie ist beschränkt; sie richtet sich auf Erhaltung des Individuums und auf die Fortsetzung der Art. Der Mensch dagegen geht mit seinen Hoffnungen weit darüber hinaus; sie zielen auch auf das, was nicht unbedingt für das Individuum und für die Art notwendig ist. Auch auf solche Güter richtet sich die Hoffnung des Menschen. Ich erwähne beispielsweise Anerkennung, Lob, Beförderung. Das alles sind Hoffnungsgüter, die der sinnlichen Natur des Menschen angemessen sind und ihm gleichzeitig von der Vernunft vorgestellt werden.

Die Hoffnung - es ist immer die irdische Hoffnung gemeint - hat ihre Gefahren. Die Hoffnung kann sich auf sündhafte Güter richten, auf Güter, deren Erstreben nicht zulässig ist. Wer einen Betrug verübt hat, hofft, daß er nicht aufgedeckt wird. Ein Handwerker, der keine Rechnung ausstellen möchte, sondern sagt: Geben Sie mir den verdienten Lohn in die Hand, hofft, daß diese Manipulation um die Mehrwertsteuer herum nicht bekannt wird. Aber solche Hoffnungen sind sittlich nicht einwandfrei. Sie richten sich auf verbotene, auf unerlaubte, auf sündhafte Güter; sie kommen aus einem sündhaften Willen. Es kann sich auch eine Unordnung in die Hoffnung einschleichen, indem man auf Güter hofft, die in keinem rechten Verhältnis zu den eigenen Kräften stehen oder deren Besitz Folgen hat, denen man nicht gewachsen ist. Man sollte auf Güter hoffen, die in einer gerechten Proportion zu den eigenen Fähigkeiten stehen. Jemand, der äußerst schwach begabt ist, sollte nicht auf eine hohe Stellung hoffen. Ich traf einmal einen Priester aus der Diözese Essen, der die Hoffnung nährte, Kardinal zu werden. - Ich habe einen Schüler, der jetzt in einer anderen Diözese tätig ist und der mich des öfteren anruft und dabei die Hoffnung bekundet, Bischof zu werden. - Also das sind Hoffnungen, die in keinem angemessenen Verhältnis zu den Kräften und Begabungen der Hoffnungsträger stehen. Solche Hoffnungen sind zwar nicht sündhaft, aber sie sind töricht. Man sollte sie nicht nähren, denn es steht zu befürchten, daß man den Aufgaben, die einem möglicherweise übertragen werden, nicht gewachsen sein wird. Die Folgen einer etwaigen Erfüllung dieser Hoffnung werden nicht beglückend für den sein, der sie genährt hat. Eine letzte Unordnung besteht darin, daß man bei dem Hoffen von

Gott absieht. Man sollte auch bei dem irdischen Hoffen Gott einbeziehen und nicht Gott beiseite lassen.

Weil es möglich ist, daß die Hoffnung ungeordnet ist, besteht die Verpflichtung, sie zu ordnen. Wie muß die Ordnung vonstatten gehen? Erstens dadurch, daß man die Hoffnung nicht auf falsche Güter richtet, nicht auf sündhafte Güter. Wir sollen die Hoffnung auch nicht allzusehr auf irdische Dinge richten. Alle irdischen Dinge verlassen uns. Ihr Besitz ist immer gefährdet, und die Hoffnungen, die sich auf irdische Dinge gründen, werden allzu leicht zuschanden. Deswegen, meine lieben Freunde, nicht zu sehr und nicht zu intensiv irdische Hoffnungen, Hoffnungen auf irdische Dinge nähren. Zweitens ordnet man die Hoffnung, indem man nicht zu sehr auf Menschengunst baut. Die Menschen sind oft wie ein Spinnengewebe, und wie leicht reißt das! Sie sind wie ein Rauch im Wind, und wie schnell verfliegt der! Die heute für dich sind, die können morgen wider sich sein. Deswegen ist es unklug, die Hoffnung allzusehr auf Menschen und Menschengunst zu richten. Wir sollten vielmehr, und das ist die dritte Weise, wie wir die Hoffnung ordnen sollten, auf Gott unsere Hoffnung setzen. Gott vermag das, was zu unserem Heile notwendig ist, uns zu gewähren. Er wird nicht unsere törichten oder manchmal auch weniger törichten irdischen Hoffnungen erfüllen, aber er wird uns das geben, was zur Erlangung des Heiles notwendig ist. Dazu hat er sich verpflichtet. Und daran wird er sich halten.

Das Gegenteil der Hoffnung ist die Verzweiflung. Sie stellt sich ein, wenn ein Mensch alle Hoffnung oder wenigstens eine bestimmte Hoffnung verloren hat. Die Verzweiflung ist das Aufgeben der Hoffnung, und sie ist eine gefährliche Leidenschaft; denn die Verzweiflung hat schlimme Folgen. Die Leidenschaft der Verzweiflung kann einmal hervorgehen aus subjektiven Mängeln. Man ist zu bequem, zu feige, zu träge, um sich Anstrengendes zuzumuten, und dann wird man mutlos und kommt dazu, zu sagen: Das ist unmöglich zu erreichen, das kann ich nicht anstreben. Aber der Grund ist darin gelegen, daß jemand sich nicht genügend anstrengt. Und das ist eine Verzweiflung, die sündhaft ist. Sie ist vor allen Dingen gefährlich im sittlichen Streben. Ich schaffe das nicht, ich kann das nicht, ich werde mit dieser Sünde nicht fertig, so sagen manche. Hast du dich genügend gemüht? Hast du alle deine Kräfte aufgerufen? Warum verzweifelst du, wenn du noch nicht bis zum Letzten Widerstand geleistet hast? Ich traf einmal einen jungen Mann, der Priester werden wollte. Eines Tages sagte er zu mir: „Die Kirche überfordert den Priester.“ Er meinte, es werde zu viel verlangt von den Priestern, im Dienst, im Lebenswandel. So schwankte er, ob er seinem Ziel treu bleiben solle. Nun, es gelang mir, diesen jungen Mann zu überzeugen, doch Priester zu werden. Er ist ein guter Priester geworden, ein Priester, der vorbildlich arbeitet und zu dem die Menschen strömen. Er hat seine Kräfte aufgerufen und die aufkeimende Verzweiflung niedergekämpft und ist auf diese Weise nicht nur zu seinem Beruf gelangt, sondern auch in seinem Berufe treu geblieben. Die Abfälle im Ordens- und im Priesterstande haben ihren Grund häufig in Verzweiflung, nämlich in der Verzweiflung, die aus dem ungenügenden sittlichen Streben hervorgeht; die unglücklichen Männer trauen sich nichts zu, sie meinen, sie schaffen es nicht und halten es nicht aus ohne Frau, und infolgedessen bricht die priesterliche oder Ordenspersönlichkeit zusammen. Hätten sie ihre Kräfte aufgerufen, hätten sie bis aufs Blut widerstanden, dann wäre die Verzweiflung von ihnen gewichen.

Die Verzweiflung kann sich auch dann einstellen, wenn sich die Hoffnung auf ein unerreichbares sündhaftes Gut richtet: Habsucht oder Ehrsucht in Menschen, die sich nach etwas ausstrecken, was nicht erreichbar ist. Dann muß man diese Haltung aufgeben. Dann muß man eben diese Scheingüter fahrenlassen. Verzweiflung über das Nichterreichen von sündhaften Gütern ist eine ganz unangemessene Haltung und braucht eine grundsätzliche Umkehr im Menschen.

Wir wollen, meine lieben Freunde, die Haltung, die Leidenschaft der Hoffnung in uns ausbilden. Sie ist eine Mitgift der Natur, aber sie muß geordnet werden. Sie muß vor allen Dingen eingebracht werden in die Tugend der Hoffnung. Die Tugend der Hoffnung richtet sich auf Gott. Sie geht auf jene Güter, die notwendig sind, um das Heil zu erreichen. „O mein Gott, ich hoffe von dir die Verzeihung meiner Sünden, deine Gnade und endlich die ewige Seligkeit.“ Mit diesem Gebet erwecken wir die Tugend der Hoffnung. Von irdischen Dingen ist hier nicht die Rede. Deine Gnade, die Vergebung der Sünden und das ewige Leben. Aber selbstverständlich, sofern irdische Dinge zur Erlangung des ewigen Zieles notwendig sind, sind auch diese Dinge von der Tugend der Hoffnung umfassen.

Aber ich sage noch einmal: soweit sie notwendig sind für die Erlangung des Heiles. So sollte unsere Hoffnung sich letztlich und endgültig, immer und mit Ergebenheit auf Gott richten. „Auch wenn er mich tötet, will ich auf ihn hoffen“, heißt es im Buche Job. Wie schön, meine lieben Freunde! Auch wenn er mich tötet, will ich auf ihn hoffen. Denn die Hoffnung auf Gott läßt nicht zuschanden werden.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sinne beherrschen (13)

(Über die Ordnung des menschlichen Mutes)

14.01.1996

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Mut ist das aktive Verhalten angesichts einer drohenden Gefahr. Wenn sich Schwierigkeiten erheben, um Güter und Werte zu erringen oder zu erhalten, dann rührt sich das normale Strebevermögen, der Affekt, den wir Mut nennen. Gefahren erheben sich in mannigfacher Weise. Zuallererst ist es die Furcht, die entsteht, wenn eine Gefahr sich meldet. Gefahren, die uns bedrohen, gelten dem Körper und der Seele; sie gelten unserem Besitz und unserer Stellung, sie gelten der Sicherung der Zukunft und dem Einkommen. Sorgen vielfältiger Art können den Menschen bedrängen. Denn Furcht ist Besorgnis, Verzagttheit angesichts von andringenden Gefahren. Die Furcht liegt also dem Menschen genauso zur Hand wie der Mut. Aber der Mut ist die Kraft, welche die Furcht überwindet.

Es gibt verschiedene Arten von Mut. Die Arten bestimmen sich je nach der inneren Verfassung des Menschen oder nach den von außen andringenden Übeln. Nach der inneren Verfassung des Menschen unterscheidet man den Mut des Optimisten, der überzeugt ist, daß alles gut gehen wird, von dem Mut des Tapferen, der bewußt der Gefahr entgegengeht und sich im Angesicht der Gefahr aktiv verhält, bereit zum Opfer, bis zu dem Mut des Helden, der bewußt sein Leben aufs Spiel setzt. Diesen Mut nennt man den Heldenmut oder den Todesmut. Was die objektive Seite der Gefahren angeht, so kann der Mut sich gegen Verlust von irdischen Dingen, wie Besitz und Position, richten, aber er kann sich auch auf allgemeine soziale Werte, wie Freiheit und Gerechtigkeit richten. Man nennt diesen letzten Mut die Zivilcourage. Wenn jemand Mut hat, um der Gemeinschaft willen aufzutreten und Risiken auf sich zu nehmen, dann sagt man, das ist ein Mensch mit Zivilcourage, mit bürgerlichem Mut.

Die Quelle des Mutes ist die Verantwortung. Wer sich verantwortlich weiß, der muß auch Mut beweisen. Wir sehen das schon im Tierreich. Eine Tiermutter oder auch ein Tiervater nimmt sich der Kleinen an, wenn er sieht, daß sie bedroht sind. Erst recht muß das natürlich im Bereich des Menschen gelten. Wer Verantwortung trägt, muß angesichts von drohenden Gefahren die Furcht überwinden und Mut zeigen. Ein Arzt muß auch zu einem Kranken gehen, der mit einer ansteckenden Krankheit behaftet ist. Ein Priester darf sich nicht fürchten, das Sakrament der heiligen Letzten Ölung auch dann zu spenden, auch wenn die Berührung mit dem Körper des Kranken ihn möglicherweise selbst krank macht. Die Verantwortung gebietet, daß man die Furcht überwindet. Die Liebe zur Wahrheit, die Liebe zur Gerechtigkeit und die Liebe zu den Menschen müssen einen veranlassen, angesichts drohender Übel die Furcht zu besiegen. Die Wirkung des Mutes ist das Tun des Rechten, auch wenn dafür Nachteile in Kauf genommen werden müssen; denn Mut besagt immer Kampf- und Risikobereitschaft. Wer Mut hat, muß bereit sein zu kämpfen, denn es gibt eben Feinde und Gegner und Widersacher, die sich dem Mutigen entgegenstellen. Wer Werte und Güter retten und schützen will, der stößt auf den Widerstand derer, die diese Werte und Güter vernichten wollen.

Der Mutige geht ein Wagnis ein. Er kann verlieren; sein Mut kann ihn teuer zu stehen kommen. Er kann der gesellschaftlichen Ächtung verfallen, und was fürchten die Menschen mehr als isoliert zu werden? Nur nicht auffallen. Nur nicht aus der Menge herausragen. Nur nicht in einer gesellschaftlichen Einheit als ein Einzelner dastehen müssen. Andere Risiken fürchten die Menschen ebenso. Verlust des Ansehens und der Zuneigung, weil man gegen den Strom schwimmt. Verlust der Aufstiegsmöglichkeiten, wenn man vom Assistenten nicht zum Sekretär befördert wird oder vom Sekretär zum Inspektor. Da fällt manchem Menschen ein Himmel zusammen.

Mut muß man beweisen, wenn es darum geht, eine Verantwortung, die einem übertragen worden ist, wahrzunehmen. Solchen Mut hat es in der Welt und in der Kirche immer gegeben. Ich erwähne zwei Beispiele aus der Welt und mehrere Beispiele aus der Kirche. Am 30. Dezember 1812 schloß der preußische General Graf Yorck einen Vertrag, eine Konvention mit dem russischen General Diebitsch in der Mühle von Poscherun bei Taugoggen in Ostpreußen. Was hatte diese Konvention für einen Inhalt? Der General Yorck mit seinem Corps - also etwa 15000 bis 20000 Mann - war ein Verbündeter des Kaisers Napoleon, hatte also die Verpflichtung, die Russen zu bekämpfen. Aber General Yorck entzog sich dieser Verpflichtung, weil er diesen Krieg, den Napoleon angezettelt hatte, als ungerecht ansah und weil er ein Signal setzen wollte zum Freiheitskampf Europas gegen den Tyrannen Napoleon. Er spielte mit seinem Kopf; denn er war seinem König ungehorsam, der eben ein Verbündeter Napoleons war, und er beging Verrat gegenüber dem immer noch mächtigen Kaiser Napoleon.

Ein zweites Beispiel. Am 30. Januar 1937 verlieh der Reichskanzler Adolf Hitler seinen Ministern das goldene Parteiabzeichen, also eine Auszeichnung, die die Betreffenden in einer besonderen Weise an die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei band und sie als mit dieser eng verbundene Persönlichkeiten auswies. Alle Minister nahmen das goldene Parteiabzeichen an, bis auf einen. Das war der katholische Postminister Graf Eltz von Rübenach. Er sagte zu Hitler: „Ich kann das Abzeichen nicht annehmen, solange die katholische Kirche in Deutschland verfolgt wird.“ Größtes Aufsehen; Hitler war düpiert, das war eine Beleidigung für ihn. Natürlich war die Stellung des Grafen unhaltbar geworden, er mußte sein Amt quittieren, und daß er nicht im Konzentrationslager verschwand, verdankte er nur günstigen Umständen und dem Schutz von Freunden.

Das sind zwei Beispiele für Mut aus dem weltlichen Bereich. In der Kirche haben wir viele Beispiele von Männern und Frauen, die Mut bewiesen haben. Es beginnt, wenn wir die Kirche seit Abel dazurechnen, schon im Alten Bunde. Der Hirtenknabe David ging mit einer Schleuder dem Riesen Goliath entgegen und warf ihn nieder. Judith, die tapfere Frau, besiegte das Heer des Holofernes, indem sie den Heerführer in nächtlicher Stunde tötete. Der Vorläufer des Herrn, Johannes der Täufer, ist ein besonderes Beispiel des Mutes vor Mächtigen. Er sagte dem König: „Es ist dir nicht erlaubt, die Frau deines Bruders zu haben.“ Er bezahlte seinen Mut mit Einkerkung und schließlich mit dem Tod. Auch die Apostel zeigten Mut. Als Jesus sich trotz der Gefahren, die ihm drohten, aufmachte, nach Jerusalem zu gehen, da sagte Thomas: „Laßt uns mit ihm gehen und mit ihm sterben!“ Das war Todesmut! Auch in der Kirchengeschichte gab es immer wieder Helden und Heilige, die Mut bewiesen haben. König Heinrich VIII. von England erklärte sich zum Oberhaupt der englischen Kirche und wies den Papst mit seinem Anspruch, das Haupt der Kirche zu sein, ab. Alle Geistlichen mußten einen Eid schwören, daß sie den König als Oberhaupt der englischen Kirche anerkannten. Meine lieben Freunde, alle englischen Bischöfe schworen den Eid, alle mit einer Ausnahme, nämlich des John Fisher von Rochester. Dieser eine und einzige hat den Eid nicht geleistet. Er wurde in den Tower gesperrt und enthauptet. John Fisher hatte Mut bewiesen, im Unterschied zu seinen Amtsbrüdern. Aber dieser Mut hat ihm das Leben gekostet.

In unserer Zeit möchte ich den Mann erwähnen, der demnächst in Berlin seliggesprochen werden wird, den aus Schlesien stammenden Berliner Dompropst Bernhard Lichtenberg. Bernhard Lichtenberg betete öffentlich für die namentlich genannten Verfolgten und machte Eingaben an hohe Regierungsstellen zum Schutz von unschuldig der Polizei, der Haft, dem Konzentrationslager ausgelieferten Menschen. Eine Zeitlang ging das gut. Schließlich wurde er von zwei protestantischen Studentinnen denunziert, daß er für die Juden betete, öffentlich betete. Er wurde vor Gericht gezogen, zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, die er abgesessen hat. Aber auch nachher kam er nicht frei, sondern er sollte ins Konzentrationslager verbracht werden, starb jedoch auf dem Weg dahin im Krankenhaus zu Hof. Das ist das mutige Bekenntnis von Bernhard Lichtenberg gewesen. Seine wohlmeinende Umgebung hat ihn daran hindern wollen, einen solchen heroischen Mut zu beweisen. „Sie erreichen ja doch nichts!“ Was gab er zur Antwort? „Wenn wir schweigen, werden die Menschen irre an uns!“ Er hat nicht blindlings und leichtfertig gehandelt. Er war der Überzeugung, daß wenigstens der eine oder der andere auch öffentlich, selbst unter drohenden Gefahren reden müßte, damit die Menschen nicht irre werden an der Sendung der Kirche, Gottes Botschaft von der Menschenwürde und von der Menschenliebe zu verkündigen.

Mut, meine lieben Freunde, ist uns allen nötig. Denn wir alle haben Verantwortung. Und wer Verantwortung hat, muß an irgendeiner Stelle und bei irgendwelchen Gelegenheiten Mut beweisen. Die Mutlosigkeit oder besser die Feigheit ist eine der schlimmsten Krankheiten unserer Tage. Man will sich nicht isolieren, man will nicht auffallen, man mag sich keine Scherereien machen, und infolgedessen heult man mit den Wölfen und schwimmt man mit dem Strom. Es wäre niemals so schlimm geworden mit den Verhältnissen in unserer Kirche, wenn mehr Männer und Frauen aufgestanden wären und sich der Selbstzerstörung entgegengestellt hätten. Aber die allermeisten hatten Furcht, und sie waren nicht imstande oder besser nicht gewillt, ihre Furcht zu überwinden. Man will sich nicht anlegen mit anderen, man will nicht in irgendeiner Weise in die Isolation geraten. Viele Menschen haben statt eines Rückgrates einen Gummischlauch eingezogen, und deswegen fehlt es ihnen an Mut.

„Mensch, du kommst nicht unbewährt ins Paradies. Du mußt durch Feuer und durch Schwert“, so heißt es einmal bei Angelus Silesius. Man muß durch Feuer und durch Schwert, wenn man ins Paradies eingehen will. Und diese Bereitschaft zum Hindurchgehen durch Feuer und durch Schwert gibt der Mut, den wir nicht nur aus natürlichen Quellen schöpfen, sondern den wir aus unserer Verantwortung ziehen, der Mut, den uns die Berufung, die wir empfangen haben, abzwingt, der Mut, den Gott an uns sehen will, damit wir nicht wie die Feigen und die Lauen ausgespien werden müssen aus seinem Munde.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sinne beherrschen (14)

(Über die Gefahren des menschlichen Zornes)

21.01.1996

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Unter den menschlichen Leidenschaften nimmt der Zorn eine erstrangige Stelle ein. Wir wollen am heutigen Sonntage nach seinem Wesen, nach seiner Quelle, nach seinen Gefahren und nach seiner Regelung fragen. An erster Stelle das Wesen des Zornes.

Worin besteht der Zorn? Der Zorn ist ein heftiger Unwille, ein elementarer Akt, der aus dem Menschen herausbricht mit starker, aggressiver Tendenz. Der Zorn richtet sich gegen Beeinträchtigungen aus der Umgebung und der Umwelt. Der Zorn wendet sich gegen ein Verhalten, das eigenes oder fremdes Recht, eine Rechts- oder eine andere Sollensnorm mißachtet. Gewöhnlich wünscht er die Bestrafung dessen, von dem die Mißachtung ausgeht und hat insofern eine gewisse Verwandtschaft mit dem Haß, der ja auch auf die Bestrafung des Nächsten zielt. Dennoch ist er von ihm wesentlich unterschieden, weil er, wie wir gleich sehen werden, auch aus einer guten Wurzel erwachsen kann. Der Zorn ist je nach Temperament bei den Menschen verschieden. Bei manchen flackert er sofort auf, aber erlischt auch gleich wieder; er ist wie ein Strohfeuer. Andere dagegen kommen langsam in Zorn, aber halten ihn um so länger fest. Bei ihnen wurzelt der Zorn ein, und diesen verhaltenen, eingewurzelten Zorn nennt man den Groll. Wieder andere geben keine Ruhe, bis nicht ihr Gelüste nach Bestrafung erfüllt ist. Beim Tier ist der Zorn nicht durch die Vernunft geregelt. Der Hund beißt nach dem Stock, der ihn geschlagen hat. Beim Menschen ist der Zorn mit der Vernunft verbunden, wenn er sich auch leicht deren Leitung entzieht.

Es gibt einen gerechten und einen ungerechten Zorn. Gerecht ist der Zorn, wenn er ein berechtigtes Motiv und ein vernünftiges Maß hat. Berechtigtes Motiv und vernünftiges Maß. Unberechtigt, ungeordnet ist der Zorn, wenn in ihm entweder das Motiv oder das Maß nicht der Vernunft entsprechen.

Die Quelle des Zornes ist in der Regel eine Geringschätzung, die ein Mensch erfährt. Jeder Mensch hat in sich die Sehnsucht nach Anerkennung. Jeder Mensch will in seinem Werte von der Umwelt geschätzt sein. Das ist berechtigt. Es gibt ein berechtigtes Verlangen nach Wertschätzung durch die Umwelt. Ja, diese Wertschätzung durch die Umwelt ist ein Vehikel unseres guten Verhaltens zueinander. Wen man nicht schätzt, den wird man auch entsprechend geringschätzig behandeln, und es ist sehr leicht möglich, daß der Mensch auf Geringschätzung mit Zorn antwortet. Wenn seine erbrachten Leistungen und seine guten Eigenschaften nicht anerkannt werden, wenn ihm wirklich oder vermeintlich schlechte Eigenschaften und miese Leistungen zugeschrieben werden, dann ist leicht die Gefahr vorhanden, daß der Mensch in Zorn gerät. Die unberechtigte Geringschätzung verdient Zorn. Es ist keine Sünde, bei Mißachtung und Herabsetzung in Zorn zu geraten, denn das Motiv ist berechtigt. Nur muß auch das Maß berechtigt sein, mit dem man auf die Geringschätzung reagiert. Oft freilich ist es mehr die eigene Empfindlichkeit und die Ungeduld, die zum Zorn führt, als das verletzte Gerechtigkeitsgefühl. Da müssen wir aufpassen und auf der Hut sein.

Ein Zorn aber ist mit Sicherheit gerechtfertigt, nämlich wenn er sich gegen das anderen zugefügte Unrecht wendet. Wenn wir sehen, wie die Unschuld verfolgt wird und wie das Laster triumphiert; wenn wir beobachten, wie die Kirche von den eigenen Leuten zerstört wird, dann muß sich der Zorn regen. Denn der Zorn ist nichts anderes als ein Ausdruck des Eifers, des Eifers für Gottes Sache. Auch vom Heiland wird berichtet, daß er zornig war. Er sah die Pharisäer „zürnend“ an. Es gibt einen

berechtigten Zorn; er wächst aus der Liebe und wird vom Eifer getragen. Dieser Zorn ist der Fittich für große Taten. Wenn wir lesen, daß unser Herr und Heiland am Kreuze als der „Balkensepp“ bezeichnet wird, wenn wir von diesen fatalen Urteilen aus Karlsruhe hören, dann muß doch ein Christenmensch, dem an seinem Glauben noch etwas liegt, in Zorn geraten! Das ist die richtige Reaktion auf derartiges Fehlverhalten von hohen Richtern.

Der berechtigte Zorn ist eine Gabe Gottes. Wir wissen von den Heiligen, daß sie diese Zornanwandlungen gekannt und keineswegs unterdrückt haben. Ein heiliger Hieronymus beispielsweise wurde zornig, wenn er von der Verkehrung der Wahrheit hörte. Die Quelle des Zornes ist also die ungerichte Geringschätzung, die Mißachtung von Wahrheit und Recht; manchmal aber auch nur die eigene Empfindlichkeit oder Ungeduld.

Der Zorn birgt Gefahr in sich. Die erste Gefahr liegt darin, daß er sich der Leitung der Vernunft entzieht. Allzu leicht gelangt man dahin, daß man das rechte Maß des Zornes überschreitet. Es gab einmal einen jungen Adligen namens Wilhelm von Ketteler. Als Student ging er auf die Jagd. Er schoß eine Ente. Der Hund holte die Ente aus dem Wasser, aber er zerriß sie. Der Freiherr von Ketteler fluchte und schalt den Hund. Er schoß eine zweite und dritte Ente. Wiederum zerriß der Hund beide Enten. Da schoß der Freiherr von Ketteler den Hund nieder. So zornig war er. Als er nach Hause kam und die Stiefel ausziehen wollte, waren sie wegen der Nässe schwer von den Füßen zu entfernen. Was tat er? Er nahm ein Messer und schnitt die Schäfte von oben bis unten durch. Polternd fielen die Stiefel in die Ecke. Es wird berichtet, daß er im Zorn mit den Zähnen ein Stück aus einem Trinkglas herausgebissen habe. Aber freilich, das muß auch dazu gesagt werden, er hat den Zorn bewältigt. Er wurde Priester und Bischof von Mainz. Als er eines Tages in den Revolutionsjahren aus dem Dom kam, begegnete ihm ein Kind und stellte sich so, als wolle es ihm die Hand geben. Der Bischof gab ihm die Hand, aber das Kind spuckte in die Hand. Es wollte fliehen, der Bischof hielt es fest und fragte es: „Mein Kind, wieviel hat man dir dafür gegeben?“ „Zwei Pfennige“, antwortete das Kind. Da gab er ihm zehn Pfennige. „Hier hast du zehn Pfennige, aber tue es nicht wieder!“ Dann entließ er das Kind. Das ist also die erste und wahrscheinlich größte Gefahr des Zornes, daß er ungeordnet ist, daß er das Maß überschreitet, daß er sich sogar an leblosen Dingen ausläßt, als ob die Dinge eine Schuld hätten, wenn uns etwas nicht gelingt.

Eine zweite Gefahr besteht darin, daß wir nicht dem Laster und der Sünde zürnen, sondern dem Menschen. Unser Zorn sollte sich auf Laster und Sünde richten, aber nicht auf den Menschen.

Eine weitere Gefahr des Zornes liegt darin, daß wir ihm nicht rechtzeitig Einhalt gebieten. Die Zeit des Zornes muß wieder von einer Zeit des inneren Friedens abgelöst werden. Man darf den Zorn nicht über die Maßen ausdehnen. Man muß beizeiten vom Zorn zur Zornfreiheit übergehen können.

Gefahren des Zornes müssen bewältigt werden. Wie kann man ihnen begegnen? Nun, erstens, indem man sich die Schwäche eingesteht, die im Zorn, im ungeordneten Zorn liegt. Wer im Zorn nicht maßhalten kann, ist ein schwacher Mensch, weil er sich von der Leidenschaft gegen die Vernunft fortreißen läßt. Diese Selbsterkenntnis muß am Anfang stehen. Wer sich vom Zorn überwältigen läßt, ist in einer schwachen Situation. Weiter muß man den Zorn möglichst am Anfang zügeln. Man darf ihn nicht aufputschen, man darf ihn nicht aufheizen. Das kann man selbst tun, das können auch andere tun. Indem man immerfort über das schmerzliche Erlebnis nachdenkt, wird der Zorn immer mehr gesteigert, steigert man sich selbst in einen Zorn hinein. Aber auch andere können es tun, indem sie einen aufhetzen und anstacheln. „Das kannst du dir nicht gefallen lassen! Das mußst du rächen!“ Man soll dem Zorn am Anfang widerstehen.

Der heidnische Philosoph Athenodor gab einmal dem sehr zornmütigen Kaiser Augustus den Rat, wenn er in Zorn gerate, solle er zuerst das griechische ABC aufsagen. Im Zorn soll man überhaupt möglichst schweigen und nichts entscheiden. Denn was im Zorn gesagt wird, ist meistens gefährlich. Was wir im Zorn von uns geben, bereuen wir in aller Regel später bitter. Der Zorn tut eben nicht, was klug und vernünftig ist. „Zorn macht verworr'n.“ Und deswegen sollte man, wenn man zornig ist, möglichst schweigen. Man sollte auch nichts entscheiden, denn Entscheidungen, die aus dem Zorn hervorgehen, sind häufig unüberlegt. Sie bringen manchmal mehr Schaden als Nutzen. Vom großen Philosophen Plato wird erzählt, wie er ein Gastmahl gab. Ein Sklave benahm sich dabei sehr ungebührlich. Die Gäste gerieten in Zorn und waren aufgebracht, er selbst auch. Da fragte ihn einer der

Gäste: „Warum bestrafst du den Sklaven nicht?“ Da gab Plato zur Antwort: „Ich würde ihn strafen, wenn ich nicht zornig wäre.“ Im Zorn soll man nichts entscheiden.

Und vor allem soll man den Zorn rechtzeitig wieder zur Ruhe bringen. Man muß wissen, daß der Zorn nicht mit uns gehen darf, daß er sich vor allen Dingen nicht einwurzeln darf und sich zu einem vergiftenden Groll im Herzen verfestigen soll.

Im Neuen Testament wird so manches Mal vor dem ungeordneten Zorn gewarnt. „Der Mensch sei langsam zum Zürnen, denn der Zorn des Menschen tut nicht, was Gott gefällt.“ Und noch eine andere Mahnung: „Lasse die Sonne nicht untergehen über deinem Zorn!“ Das heißt, versöhne dich noch am selben Tage. Als der Heiland einmal mit seinen Jüngern durch Samaria reiste, da nahm ihn ein Samariterdorf nicht auf, weil ja die Samariter mit den Juden verfeindet waren. Die beiden Donnersöhne Johannes und Jakobus sagten zu Jesus: „Herr, willst du, daß wir Feuer vom Himmel herabrufen, damit es das Dorf verzehre?“ Der Herr gab ihnen zur Antwort: „Ihr wißt nicht, wessen Geistes ihr seid. Der Menschensohn ist nicht gekommen, Seelen zu verderben, sondern Seelen zu retten.“

Wahrhaftig, die Sanftmut unseres Heilandes kann uns von unserem Zorn, von unserer Wut heilen. Wir sollten oft mit der Kirche beten: „Jesus, sanftmütig und demütig von Herzen, bilde unser Herz nach deinem Herzen.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sinne beherrschen (15)

(Über die Bedeutung der Beherrschung der Sinne)

28.01.1996

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

„Gott hat den Menschen recht gemacht“, heißt es in dem alttestamentlichen Buch Kohelet, der Prediger. Wie der Mensch aus den Händen Gottes hervorging, war er vollkommen. Er war mit der übernatürlichen Gnade ausgerüstet, und seine natürliche Beschaffenheit war erhoben durch die außernatürlichen Gaben. Sie hielten die natürlichen Unvollkommenheiten der Natur zurück. Die Ursünde und in ihrem Gefolge die Erbsünde haben diese herrliche Harmonie aufgelöst. Die heiligmachende Gnade ging verloren, konnte freilich durch Reue und Buße wiedergewonnen werden. Die außernatürlichen Gaben dagegen gingen für immer verloren. Das ist der Grund, warum wir uns seit vielen Sonntagen mit der Abtötung beschäftigen; denn seitdem die außernatürlichen Gaben verlorengegangen sind, ist die natürliche Beschaffenheit des Menschen gestört. Der Verstand ist verdunkelt, der Wille ist beeinträchtigt, die irasziblen Kräfte, die den Schwierigkeiten begegnen sollten, sind geschwächt, die konkupisziblen Kräfte richten sich in ungeordneter Weise auf das Lustbringende. So haben wir diesen Zwiespalt in uns, den Paulus im 7. Kapitel des Römerbriefes so ergreifend schildert: „Ich tue nicht das, was ich will, sondern das, was ich nicht will. Wer wird mich herausreißen aus diesem Leibe des Todes?“ Heute zum letzten Male wollen wir zusammenfassend den uns aufgegebenen Kampf mit der Sinnlichkeit betrachten.

Wir müssen von den Fesseln der Sinnlichkeit frei werden. Denn die ungeordnete Sinnlichkeit ist eine Fessel, eine Fessel für den Geist, eine Fessel für den Verstand, eine Fessel für den Willen. „Bringt euren Leib als ein heiliges, lebendiges, Gott wohlgefälliges Opfer dar“, mahnt der Apostel Paulus im Römerbrief. Ein solches heiliges, lebendiges, Gott wohlgefälliges Opfer kann aber der Leib nur sein, wenn er dem Gesetze des Geistes unterworfen ist, wenn sich nicht die Sinnlichkeit entgegen dem Geist und vor dem Befehl des Verstandes und des Willens rührt.

Der Leib ist zu achten; er ist ja das Werkzeug des Geistes, mit dem wir zum Himmel aufbrechen sollen. Der Leib ist das Vehikel, dessen sich Gott bedient, um seine Gnade mitzuteilen, denn alle Sakramente sind an den Leib gebunden. Der Leib ist bestimmt, einmal auferweckt zu werden. Deswegen werden in der heiligen Kommunion gleichsam Auferstehungskeime in ihn eingesetzt, empfangen wir in der heiligen Kommunion das Unterpfand für die Verklärung des Leibes. Und unser Herr und Heiland hat ja selbst einen Leib angenommen, um dadurch auch das Leibesleben zu adeln und zu erheben. Aber noch einmal: Der Leib muß von den Fesseln der Sinnlichkeit befreit werden. Bei diesem Bemühen sind bestimmte Regeln zu beachten. Wir dürfen einmal den Leib nicht übermäßig kasteien. Wir dürfen ihn nicht in einer ungeordneten Weise schwächen. Ein so kluger Lehrer des geistlichen Lebens wie Franz von Sales sagt: „Es ist besser, den Leib bei Kräften zu erhalten, als ihn über Gebühr zu schwächen.“ Er gebraucht einen schönen Vergleich: „Die Hirsche können nicht gut laufen, wenn sie entweder zu fett oder zu mager sind.“ So sind auch wir den Versuchungen am meisten ausgesetzt, wenn wir dem Leib entweder zu viel oder zu wenig gewähren. Es muß bei dem Kampfe gegen die fleischlichen Begierden eine gewisse Mittellinie gefunden werden. Der Leib muß so bei Kräften gehalten werden, daß er ein taugliches Werkzeug des Geistes ist, aber er darf auch nicht so gehegt werden, daß er rebellisch wird. Die Menschen haben immer gewußt, daß das Leibesleben unter das Kommando des Geistes geführt werden muß. Von den Pythagoräern wird erzählt, daß sie herrliche Gerichte auftragen ließen, leckere Speisen; nachdem sie sich an diesen Speisen geweidet hatten, ließen sie sie

wieder abtragen und gingen hungrig von dannen. Diese Männer wußten etwas von Beherrschung und vom Kampf gegen die Begierde, verstanden etwas von Selbstüberwindung und von Abtötung.

Die Abtötung ist nicht lebensfeindlich, sondern lebensfreundlich. Es wird nicht abgetötet, was gut ist; es wird abgetötet, was schlecht ist. Es werden diejenigen Begierden niedergehalten, die den Menschen zum Schaden sind. Das Christentum ist keine düstere Religion. Das Christentum ist grundsätzlich eine Religion der Freude. „Alles ist euer“, das ist der erste Satz, „aber ihr seid Christi“, das ist der zweite Satz. Der Christ darf auch fröhlich genießen, aber er muß die Grenzen kennen. Er muß wissen, daß der Genuß ihn nicht übermächtigen darf. Der Leib muß zu einem gefügigen Werkzeug des Geistes gemacht werden. Man kann hier auch des Guten zuviel tun, und manche Heilige haben des Guten zuviel getan. Der heilige Franz von Assisi starb mit 44 Jahren in der Blüte der Jahre. Warum? Weil er sich zugrunde gerichtet hatte durch übermäßige Anstrengungen, Fasten, Entbehrungen, er war ja fast erblindet. Und manche Heilige haben erkannt, daß sie in ihrer Jugend, im großen Eifer, den sie hatten, Gott zu dienen und sich zu einem gefügigen Werkzeug der Gnade zu machen, des Guten zuviel getan haben, z.B. der heilige Bernhard hat das offen ausgesprochen. Sie sind also nicht dadurch heilig geworden, daß sie diese Strenghheiten auf sich genommen hatten, sondern trotz dieser übertriebenen Strenghheiten. Aber das soll kein Gegenargument sein gegen Abtötung. Abtötung ist immer nötig! Wir müssen alle die ungeordneten Neigungen in uns abtöten. Die heilige Theresia von Avila, diese geniale Frau, sagt: „Die zwei Füße, mit denen man auf dem Wege zur Vollkommenheit wandelt, sind Abtötung und Liebe Gottes. Jene (die Abtötung) ist der linke Fuß, diese (die Liebe Gottes) ist der rechte Fuß.“ Also ohne Abtötung geht es nicht, und Abtötung und Liebe gehören innig zusammen.

Es gibt auch Regeln, wie und in welchem Maße man die Abtötungen wählen soll. Wiederum soll der heilige Franz von Sales, dieser geniale Lehrer des geistlichen Lebens, unser Lehrer sein. Er sagt, man soll die Abtötungen wählen, die unseren natürlichen Neigungen am meisten entgegengesetzt sind. Wir wissen ja ungefähr, welches unsere Schwächen sind. Es ist uns durch unsere Gewissensersforschungen, durch unsere Beichten bekannt, wo die Schwachstellen liegen. Hier müssen wir ansetzen, da, wo die natürlichen Neigungen uns am meisten gefährden. Da müssen wir auch mit unseren Abtötungen einsetzen. Und noch ein wichtiger Hinweis des heiligen Franz, nämlich: Die Abtötungen, die von außen kommen, die uns von Gott oder durch unsere Umwelt auferlegt werden, sind jenen vorzuziehen, die wir uns selbst auferlegen. Die ersteren sind wertvoller, weil sie nämlich unvermeidlich sind und der Eigenwille nicht beteiligt ist. Die letzteren können hinzutreten, aber sie haben nicht den Wert der ersteren.

Die Abtötung kann in vielfältiger Weise geschehen. Es gibt eine innere und eine äußere Abtötung. Die innere ist die Erziehung des Willens, die Beherrschung der Triebkräfte, die aus dem Inneren aufbrechen, die äußere Abtötung ist jene, die sich auf äußere Gegenstände richtet. Da muß man sagen mit dem heiligen Vinzenz von Paul: „Die Abtötung der Eßlust ist das ABC des geistlichen Lebens.“ Das heißt, es braucht einer erst gar nicht anzufangen, nach Vollkommenheit zu streben, der sich nicht im Essen beherrschen will. Die Beherrschung der Eßlust ist das ABC des geistlichen Lebens. Wir müssen also im Essen und Trinken Maß halten, wir müssen mit weniger kostbaren Speisen zufrieden sein. Wir sollten auch nicht mäkeln über das Essen, das uns vorgesetzt wird. Vor allem ist es wichtig, das Naschen zu meiden. Naschen ist nicht nur ein Vergehen von Kindern, sondern Naschen ist auch eine Verfehlung von Erwachsenen. Denn die Erwachsenen haben es ja viel leichter, zu naschen als die Kinder. Die Kinder sind darauf angewiesen, aus dem, was sich ihnen darbietet, etwas zu nehmen. Die Erwachsenen können sich alles leisten. Und deswegen ist die Naschlust bei den Erwachsenen gefährlicher. Auch im Rauchen und Trinken soll und muß man sich beherrschen. Ich lernte einmal die Haushälterin des Militärbischofs Rarkowski kennen. Sie erzählte mir, daß der Militärbischof Rarkowski, der ein starker Raucher war, in der ganzen Fastenzeit keine einzige Zigarre anrührte. Immerhin ein großes Opfer für diesen unter Soldaten lebenden Mann.

Auch im Schlafen und in der Erholung kann man sich abtöten. Schlaf ist notwendig, aber nur soviel, wie zur Regeneration erforderlich ist. Erholung ist notwendig, aber nur soviel, wie zur Erhaltung der Gesundheit notwendig ist. Ein bequemes, ein müßiges Leben ist mit christlichem Vollkommenheitsstreben nicht zu vereinbaren. Auch die Arbeit ist eine Weise, wie wir uns abtöten, vor allem die

ungeliebte, aber notwendige Arbeit. Rastlos tätig sein, sich im Dienste für Gott und die Menschen aufbrauchen, das ist gottgefällige Abtötung.

Selbstverständlich können wir uns auch im Reden abtöten. Das viele Reden ist eine große Gefahr für uns und andere. Niemand, der sich nicht mit der Zunge zu beherrschen weiß, wird sich auf anderen Gebieten zu beherrschen wissen. Die Zunge ist ein kleines Organ, aber sie kann unermesslichen Schaden anrichten, wenn sie nicht beherrscht wird. Hier ist Abtötung angebracht. Eine Selbstbelobigung, die wir anbringen möchten, unterdrücken wir. Eine witzige Bemerkung, die ins Gespräch paßt, lassen wir fallen. Das ist Abtötung im Reden. Es gibt für uns Priester und Beichtväter gute Weisungen, welche Abtötungen wir den Menschen empfehlen können und welchen Menschen wir Abtötungen nicht empfehlen können. Skrupulanten und nervösen Personen ist gewöhnlich von Enthaltbarkeit in der Ernährung abzuraten. Sie werden dadurch nur noch mehr nervös und infolgedessen den Versuchungen stärker ausgeliefert. Andererseits gibt es Menschen, die in der Kraft ihrer Liebe Heroisches vollbringen. Ich lernte einmal eine Dame kennen, die mir sagte, sie habe sich in die Brennesseln geworfen, um der Fleischeslust Herr zu werden.

Wir, meine lieben Freunde, wollen ja doch auf dem Wege der Vollkommenheit voranschreiten. Wir wollen das Niedere besiegen und das Höhere fördern. Deswegen müssen wir den Kampf gegen die ungeordneten Begierden aufnehmen. Wir müssen mit unserem Fleische ringen und kämpfen, um dem Geiste den Freiraum zu schaffen, der notwendig ist, um das ewige Ziel zu erreichen. Wir wollen alles, was in unseren Kräften steht, tun, um uns in die Gewalt zu bekommen, uns zu zähmen und lieber uns hier zeitlich züchtigen und die bösen Triebe bekämpfen, als uns ewig strafen lassen.

Amen.